



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 06818871 7

Paul Orlamünder ♦ ♦ ♦ ♦
Volksmund und Volkshumor



ndem

Volksmund und Volkshumor.

Oxlamuender
ZP
Digitized by Google

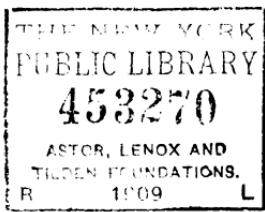
**Volksmund
und
Volkshumor**

**

**Beiträge zur Volkskunde
von
Paul Orlamünder.**

1908
Niedersachsen-Verlag
Carl Schünemann, Bremen.

F. G



Vorwort.

Wohl jeder Volksfreund hat das lebhafte Bestreben, volkstümliche Äußerungen, Anschauungen und Zustände näher kennen und verstehen zu lernen. Volksmund macht Brauch und Art und Sitte kund! Auch die nachfolgenden Beiträge über Volksmund und Volkshumor wollen diesem Zweck in bescheidenem Maße zu dienen versuchen. Sie möchten auch an ihrem Teile elliche neue Bausteine, und sei es auch nur Mörtel und Sand, zu dem bereits hochragenden Tempel deutschen Volkstums und deutscher Volksfunde liefern. Es soll der Versuch gemacht werden, einzelne Hallen dieses stolzen Baues unter dem besonderen Gesichtswinkel des Volkshumors im Volksmunde näher zu beleuchten; denn „was umgeht in des Volkes Mund, hat meistens einen trift'gen Grund.“ Und der Volkshumor hat es darauf abgesehen, sich lustig mit dem Ernst des Lebens herumzuniedern; ein Unterfangen, dem von vornherein nicht all und jede Berechtigung abgestritten werden kann. „Life is a comedy to those, who think, a tragedy to those who feel!“ sagt ein englischer Philosoph.

Brauch und Sitte früherer Zeiten, oft ans Narrenhaus erinnernd, Sprache und Art verschiedener Volksstämme und Volkschichten, Kenntnis und Verständnis für das Volkstum des alten erbgesessenen, bodenständigen Bauern- und Bürgertums sind an und für sich schon interessant und lehrreich, werden es aber noch in höherem Maße, wenn der gebildete Laie imstande ist, durch eigene Ideenverknüpfung und rege Kombinationsgabe die Fühlfäden persönlicher Beobachtungen und selbsterlebter

Erfahrungstatsachen auf dem ungemein weiten Gebiete des deutschen Volkstums vom Alten zum Neuen ins Gebiet der Volkskunde hinüberzuweben.

Was dem Laienauge oft im fernen Glimmerglanz blauender Weiten zu verschwimmen droht, was vor seinem Auge nur neblig trüb und dunkel auftaucht, das hält der schärfere und tiefere Blick des Forschers und Kämers fest und läßt es mehr und mehr klar zutage treten. Selbst allerlei an sich lächerliche Merkwürdigkeiten, Schrullen, Schnäcken und Schnurren des Volksmundes und Volkshumors — dieser Insel der Seligen im Meer des Volkstums — können dem wissenschaftlichen Forcher auf dem Gebiete der Volkskunde mancherlei beachtenswerte Winke und Fingerzeige über Wesen und Art unserer Vorbäter geben und diese oder jene Gegenwartstatsache oder Äußerung mit historischer Leuchtkraft erhellen.

Im Sinne der aufstrebenden Volkskunde verdienen daher Volksmund und Volkshumor in ihren vielgestaltigen Äußerungen bei allen Phasen unserer Lebenspilgerfahrt ganz besondere Beachtung und lohnen den, der sie mit Liebe sucht und hegt und pflegt, als frohgemuter Gefährte, als fester Wanderstab auf dieser Pilgerreise, die durch Wüsten und Däsen führt. Ist doch der Humor ein göttlich Lebenselixier im Alltagsstaube! Tränkt doch dieser ewig junge und verjüngende Quellsstrom die steinigen Stätten unseres Daseins und schafft Däsen in des Lebens Wüste. Weh' uns, wenn dieser „Quidborn“ uns versiegt! —

Volksmund und Volkshumor, die sich in ethischem Idealismus auf die klar erkannte Wirklichkeit der Umwelt aufzubauen und daher in gesunder Realistik alle sogenannte Zumperlichkeit verschmähen, vor allem die tausendfachen sprichwörtlichen Redens-

arten im vielgestaltigen Dialekt der deutschen Volksstämme, sind mit ihrer humordurchtränkten Weltanschauung ein wahrer Gesundbrunnen für alle, die blasiert und müd am Markt des Lebens lungern. Volksmund und Volkshumor leisten vor allem auch Helferdienste dazu, daß man im dunklen Schatten trüber Lage nicht ganz und gar den inneren Sonnenschein verliert. Man fühlt im Heimatshauch und Heimatsbrauch den urgesunden Erdgeruch des Mutterbodens.

Wurzelechte Denk- und Sinnesart, schollen-sichere Bodenständigkeit und Eigenart, Mensch und Natur und die Stammeseigentümlichkeit als das Produkt aus diesen zwei Faktoren zeigen sich hier in schönster Wechselwirkung und Durchdringung. So mag denn Volksmund und Volkshumor zur Ausfahrt reisen und sich als froher Wandersmann im Feld der Welt erweisen. Das Interesse jedes Gebildeten wird ihm hoffentlich sicher sein.

Im übrigen möge sich erfüllen, was Voltaire in seinem „Philosophischen Wörterbuche“ sagt: „Die nützlichsten Bücher sind diejenigen, welche den Leser zu ihrer Ergänzung auffordern.“ — Im Sinne von Wilhelm Busch, diesem großen Humoristen in Wort und Bild, aber sage ich:

„Ein gutes Buch — ein wahrer Schatz
In Nöten dient es . . . zum Versatz.
Nur mit Humor dein Sach bestellt,
Dann lacht dir froh die ganze Welt.
Nichts ist auf Erden hier so kleinlich oder
fläglich
Dass nicht Humor und Wit die Sache macht
erträglich.“

Hamburg, im Mai 1907.

Paul Orlamünder.

Einleitung.

Uralt und doch ewig jung! So könnte man vom Volksumor sagen. Ist doch der Humor, diese Gabe des Herzens, so alt, wie Volksmund und Volkstum überhaupt. Schon die Metbank unserer Altvorderen bot ihm neben dem fahrenden Barden, der die Heldenhymnen anstimmte, in der Gestalt des „Narren“, der allen ungeschminkt die Wahrheit sagte und die Metgenossen mit seinen Sprüchen der Lorenweisheit, mit seinen komischen Schwänken, lustigen Neckereien und drolligen Schergrätseln unterhielt, eine gastliche Stätte am heimatlichen Herdfeuer.

Dieses Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, sagt Moritz Busch in seiner Darlegung über deutschen Volksumor, diese Neigung, die Welt womöglich in Narrenfreiheit auf den Kopf zu stellen, den Ernst zum Narren zu haben, das Große Klein und das Kleine groß zu machen und in frivoler Weise selbst am Heiligen und Erhabenen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des komischen Spottes hastet, dieser Trieb zu lustigem Fabulieren war ein altes Erbe, das den Deutschen all die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und sich mit Zins und Zinseszinsen mehrte, bis es gegen Ende des Mittelalters zu einem Reichtum an närrischen Bräuchen und Sitten, Geschichten, Liedern, Sprüchen und Namen angewachsen war, wie er keines der Nachbarvölker erfreute.

Die Reformation tat dem wenig oder gar keinen Abbruch. Selbst aus den Blutwellen des Dreißigjährigen Krieges, aus Feuer und Rauchdampf zerstörter Städten tauchte der deutsche Volksumor als

Erbgut, wenn auch stark beschädigt und vergröbert, wieder neu und siegreich auf. Und daß er noch heute lebt und webt zu Nutz und Frommen unseres Volkstums, davon können wir uns in jedem Ratskeller und in jeder Dorfschenke, bei jedem echten Volkskalender von altem Schrot und Korn und namentlich auch aus der Teilnahme überzeugen, die unseren sogenannten humoristischen Blättern allenthalben entgegengetragen wird. Wer den gesunden, goldigen Humor des Mutterwitzes besitzt, wer selbst ernsten Dingen eine harmlos humoristische Seite abzugewinnen versteht, kann Mutter Natur nicht genug dankbar sein für diese göttliche Gabe.

Das sogenannte goldene Zeitalter des deutschen Volkshumors datiert etwa in seiner Blütezeit von der Mitte des 14. Jahrhunderts und reiste zu seiner schönsten Blüte in den folgenden hundert Jahren, parallel der sich zur vollen Reife entfaltenden Kraft des Bürgertums.*.) Ein förmliches Narrentum entstand, welches nach und nach bei der größeren Hälfte des Volkes die Auffassung der Dinge und Menschen durchdrang und färbte. Die Narrheit drang in alle Stände ein; denn ein Narr macht bekanntlich viele närrisch. Der Trieb, ein Tor zu sein oder unter Toren ebenfalls töricht zu erscheinen, ergriff nicht nur einzelne Menschen, sondern bemächtigte sich sogar ganzer Genossenschaften in gar wunderlichem und tollem Treiben. Am Ende des 15. Jahrhunderts war der ursprünglich gesunde Trieb des Volkshumors bereits frankhaft entartet und fräzenhaft entstellt.

Die mit dem dümmsten Schafsgesicht auftretende Pfiffigkeit, das Wohlgefallen an der übertreibenden Verzerrung, an der Karikatur, das Ver-

*) Vergleiche: Gerbinus: Geschichte der deutschen Dichtung, II. Bd., S. 287 u. f.

gnügen am Hänseln und Foppen, am Begieren und Ironisieren hatte das Volk gleichsam wie eine jener religiösen Manien ergriffen, die ihren Abschluß in der Bildung einer Sekte zu finden pflegen. Auch die Narrentums-Sektenbildung blieb nicht aus. Förmliche Narrengilden und Narrenstaaten zur Pflege der Narretei wurden gegründet. „Possen und Schnurren gingen von Mund zu Mund, die Silbentecherei wurde wie eine Kunst betrieben, das Hänseln, Foppen und Necken florierte, wo man ging und stand.“ Auch in der deutschen Dichtung machte sich dieses wunderliche Wesen des Narrentums bedeutend bemerkbar. Das Schalksnarrentum wurde als „lustiger Rat“ der Haushgenosse aller deutschen Fürsten. „Wie früher die Geißler im Büßergewande, so zogen jetzt die fahrenden Leute mit dem Fuchsschwanz und den Eselsohren, den Schellen und dem Kolben des „Hanswurts“ in Scharen durch die Städte, und statt der Litaneien erschallten nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Spazbögel wanderten, mit Torheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehedem gegen eingebildete Riesen und Drachen stritten.“ Die Aufnahmegeräuche der Zünfte bekamen komische Nutzen in Hülle und Fülle. Die neuerfundene Buchdruckerkunst brachte fast dieselbe Menge von spaßhafter Literatur — Schwankdichtungen und Posse — als ernste Erzeugnisse. Unsere Sprache gewann in jenen Zeiten einen großen Schatz neidischer Redewendungen und scherhaftester Ausdrücke. Allerhand tolle Namen entstanden, die noch heute zum Teil an ihren Trägern haften. Allerlei Spitznamen oder „Ekelnamen“ für die einzelnen Stände und Berufsorten wurden erfunden und mit Behagen in Umlauf gesetzt. Die einzelnen Dörfer und Städte konnten sich in gegen-

seitigen Neckereien nicht genug tun. Das Kalenbuch entstand. Die Schildbürgerstreiche fanden ihre zusammenfassende Darstellung. Ernstgemeinten Sprichwörtern wurde das Ringelschwänzchen des Humors als Neckerei angehängt und diese Sentenzen dadurch lächerlich zu machen gesucht. Selbst das Heilige verfiel dem derben Spott. Die ganze Welt war ein Narrenhaus und der Humor schwang seine souveräne Prätiosa über Kaiser, König und Papst. „Nicht bloß die Bechstube und der Jahrmarkt erfreuten sich an seinen derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar von der Kanzel herab schnitt er der andächtigen Gemeinde seine Gesichter.“ —

Tolle Fastnachtsstücke gingen über die mittelalterlichen Bühnen mit all ihrem Unsinn und Unfug, ihrer Unsaubereit und Unflättereи. Der norddeutsche Eulenspiegel und der süddeutsche Pfaffe von Kalenberg läuteten mit Vorliebe die Sauglocke. In allerlei merkwürdigen und komischen Grabschriften drang der Humor selbst zum Ruheplatz der Toten, auf die Friedhöfe. Allerlei fingierte Narrenorte, wie: Lorenshofen, Lappenhausen, Tumbenrain, Gril- lenberg, Schnokenland, Hammelshagen, Schlaraffen- land usw. tauchen im damaligen Lande „Narragonien“ auf. Von Dummerstadt, Bettelshagen und Schalkshausen erzählt Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“. Der an sich gesunde Trieb des Volkshumors war gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts so stark entartet, daß von reichswegeп gegen diese gräßliche Entartung Verordnungen erlassen wurden, damit der Unflättereи gesteuert werde. Wälzten sich doch die Dichter der „Nürnberger Fastnachtsstücke“ förmlich im Schmutz!

Aus all diesen Volksäußerungen, seien sie häßlich und gemein oder schön und edel, seien sie alt oder

neu, dumm oder schlau, brutal oder zartfinnig, unrein oder lauter, aus ihnen allen muß der Forscher im Meer des Volkstums die Edelkorallen der Tiefe emporzuheben suchen und aus dem Wirral des tauben Gesteins die goldklaren Kristalle zum Lichte emporbringen. Er muß aus den mancherlei mitklingenden Ober- und Untertönen mit feinem Gefühl den Grundakkord der Volks- und Stammesseele herauszuhören verstehen. Und, wenn er ein guter Musikan ist, wird er auch den wahren Grundton aus den oft enharmonisch schwingenden Harfensaiten der Volks- und Stammesseele heraus hören und ihn weiterspinnen zum Cantus firmus seines wahren Wesens in unseren lebendigen Tagen und Nächten. Die vielseitigen Forschungen über deutsches Volkstum in ihrer umfassenden Weise aber lehren uns glauben — ohne Dünkel und Selbstüberhebung — an die hohe Kulturmission unseres deutschen Volkes unter allen Völkern, die mit ihm den Erdball bewohnen. Wie denn ein Seher unseres Volkes sagt: „An deutschem Wesen soll einst die Welt genesen!“

Wenn aber bei den vielen Stimmen im Orchester des Volkstums der Volkshumor in allen möglichen Tonarten die Grundmelodien der Volksseele erklingen läßt, wenn er mitunter recht kräftig und derb die grunzende Bassgeige streicht oder auf der Piccolo und der Kesselpauke geradezu schrille und gewaltsame Töne her vor bringt und laute Dissonanzen im harten Dur in die elegisch gestimmten Molltonseelen hineinklingen läßt, so darf man sich darob nicht wundern: Bläst doch die Windsbraut in den Bergen gerade so gewaltig wie sie in der wüsten flachen Ebene staubwirbelnd dahinstürmt. Und säuselt doch die Linde Maienluft am grünen Nordsee wogenufer ebenso lau und leise wie am Bodensee und Welt. So verschieden auch die deutschen Stämme

find: in den Grundmotiven klingen Volks- und Stammesseele zusammen, wenngleich in jedem Volksstamme der Humor im Volksmunde über eine ganze Skala von Lönen, hell und dunkel, Dur und Moll, verfügt.

Naturgemäß beschränkt sich der Begriff des urwüchsigen Volkshumors in erster Linie auf die mit und in der Natur lebenden *L a n d b e w o h n e r*. Erst in zweiter Linie kommen die „kulturbefleckten“ Stadtmenschen — der Oberbayer sagt „*Stadtfratz*“ — in Frage. Und zwar kommt von den Stadtbewohnern eigentlich nur die soziale Unterschicht — der Elementarboden des Volkes — in Betracht. Doch darf man ja nicht glauben, daß nicht hier und da, selbst in den feinsten Kreisen bei den „*Upper ten*“, zuweilen echt Volkstümliches und Humorvolles zu hören sei. Ganz und gar hat auch dort das Licht der Hoch- und Überkultur dem „Volkshumor“ noch nicht die Flugfittiche versengt; denn ganz außerhalb des „Volkes“ steht ja selbst der Hochgebildete nicht. Aber den eigentlichen festen Nährböden für den Volkshumor liefert das „*Landvolk*“, der erbgesessene, schollenfischere und wurzelechte Bauernstand, sofern die infektiösen Kulturzentren der Großstädte nicht in allzu großer Nähe sind.

Je abgeschlossener ein Volksstamm sein Dasein verbrachte, desto interessantere, bodenständige Ausbeute liefert er dem Forsther. Echtes Volkstum kann nicht gut im Kultur-Fahrmarktstrubel und dem Hosten, Rennen und Zagen der Menschen-Maschinentätigkeit in den mancherlei Fabriken gedeihen. Und der Volkshumor nun schon gar nicht; denn er liebt die beschauliche Ruhe und strect die starken Wurzeln seiner Kraft am tiefsten in den Nährboden der Natur und der „*M u t t e r - E r d e*.“

Selbstverständlich kann es nicht meine vermessene Absicht sein, in den nachfolgenden Darlegungen auch nur einigermaßen Erschöpfendes und Abschließendes aus den einzelnen Gebieten von Volksmund und Volkshumor bringen zu wollen. Dazu reicht eines Menschen Kraft und Geschick wohl schwerlich aus bei der ungeheuer sich auftürmenden Stofffülle. Darum sage ich mit Rudolf Baumbach:

„Kann ich nicht Dombaumeister sein,
Behau' ich als Steinmeier einen Stein.
Fehlt mir auch dazu Geschick und Verstand,
Trag ich Mörtel herbei und Sand.“

Dem aber, der mit kritischer Sonde an die nachfolgenden Ausführungen geht, möchte ich das Wort von unserem Marschendichter Hermann Ullmers rufen:

„Bist du von dem, was du geschaut
Nicht gar absonderlich erbaut,
Denk, daß ein Erdensohn es mache,
Swar besser hätt' er's machen sollen,
Indes, ein redlich strebend Wollen
Auch nicht verachte.“



Inhalt.



Vorwort	Seite	V
Einleitung	"	IX
Humor in niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten	"	1
Niederdeutsche Spielreden	"	25
Humor in Volksrätseln	"	35
Komische Hausinschriften	"	57
Komische und merkwürdige Inschriften auf Geräten	"	75
Komische und merkwürdige Grabinschriften	"	95
Volkshumor in Schnaderhüpfeln	"	121
Komische Familiennamen	"	139
Komische Straßennamen	"	167
Komische Ortsnamen	"	181
Land und Leute im Volksmunde	"	189
Stand und Beruf im Volksmunde	"	217
Volkshumor in Volksetymologien	"	225
Niederdeutsche Volksreime und Volkslieder	"	239
Berliner Witz und Volkshumor	"	259
Narrenaufträge	"	277
Humor im deutschen Recht	"	283
Die Nase im Volksmunde	"	289
Der Volkshumor als Namengeber und Neddkobold	"	295
Narrenorte	"	305
Komik in der Kirche	"	325
Hamburger Witz und Volkshumor	"	343



Humor in niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten.

Paul Orlamünder, Volksmund und Volksumor.

Digitized by Google

In den im Volksmunde umlaufenden Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten hat man gleichsam einen Längsschnitt praktischer Art durch die Volks- und Stammeseigentümlichkeit. Die lachenden Bilder des Volkshumors im Sprichwort sind gewissermaßen eine besondere Galerie aus dem Ahnenaal des betreffenden Volksgeistes, dessen Physiognomie sich aus einer ganz bestimmten Summe von Eigenarten zusammensetzt, die naturgemäß im Charakter der Heimatscholle wurzeln. Die Umwelt ist die Schaukelwiese des Volkscharakters. Aus dem Volkshumor im Volksmunde ergeben sich mit Sicherheit ganz individuelle und tief bedeutsame Charakterzüge der deutschen Volksseele. Das Ureigenste im Menschen, Persönlichkeit und Subjektivität, gewinnen gleichsam objektiven Wert als Stammeseigentümlichkeit der Volksstippen. Osten, Westen, Süden und Norden, sowie das Land der Mitte in unserem Vaterlande, haben durchaus verschiedene Volks- und Stammesphysiognomien. Man halte nur den heiteren Rheinlandssohn gegen den schwerblütigen Littauer und Ostpreußen, den kühlen Friesen gegen den Schwaben oder Bayubaren oder Thüringer, um zu erkennen, wie durch Landeskulture Lebensbedingungen die bildsame Schale des Volksgeistes umgemodelt und an den Boden der Heimstätte gebunden ist. Man studiere nur den Volkscharakter „in seiner lebendigen Fauna und nicht in seinen Versteine-

rungen" und klopfe an jenen Stätten an, wo ein echtes Volksgefühl wohnt. Einzelseele, Stammesseele und Volksseele treffen und steigern sich gegenseitig zur Seelendreieinigkeit der Persönlichkeit eines Vollmenschen.

Der Begriff des Volkstümlichen und Volksmäßigen ist der Gipfel dieser Skala, und der Volkshumor im Munde des Volkes gleicht den vier Strömen im Garten Eden, wodurch das Paradies der Volksseele mit lebendigem Wasser des Lebens versorgt wird. Redet doch aus dem Volkshumor ein Geist, der das Niedrigste mit dem Höchsten vermahlt, der von dem Oberflächlichsten zum innersten Kern bringt, der weit und tief zu sehen versteht. Führen doch beispielsweise manche letzten Ergebnisse der Wetterkunde oft wieder zu den sogenannten Bauernregeln zurück. Die Seele des Volkes ist zugleich klar und tief und sein Humor sprudelt wie der Quell aus verborgenen Tiefen. Er gleicht dem dunklen, fühlen Bronnen, in den am hellen Tage die Sterne hineinscheinen.

Die volkstümlichen Sprichwörter und ständigen Redensarten im Volksmunde stellen sozusagen das Wurzelwerk der gesunden Vernunft im Volke dar. Kürze, Kraft und Wahrheit, gepaart mit erfrischender Komik oder scherzender Drolerie empfehlen diese oft derben Kinder und Fröcklinge des gesunden Nachdenkens noch heute der allgemeinen Beachtung. In gewissem Sinne bilden die niederdeutschen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten geradezu ein volkstümliches Moralhypermeter, ein Laienbrevier. Sie repräsentieren den sogenannten gesunden Menschenverstand mehr, als 1000 dickelige Bücher mit Moralabhandlungen dies vermögen.

Es erscheint gerade nicht ganz ohne Belang, zu untersuchen, was bei den einzelnen deutschen

Volksstämme an Sprichwörtern im Volksmunde gelebt hat und noch lebt, was noch heute als „Weisheit der Gasse“ zur gangbaren Tagesmünze gehört. National sprichwörter enthalten die allgemeinen Urteile des Volkes. Sie sind demnach „wahre Urkunden des Volksgenies“ und kennzeichnen in nicht geringem Maße die Sitten der Vor- und Nachwelt. Echte nationale Sprichwörter lassen sich daher auch nicht gerade leicht in fremde Sprachen übertragen, ohne daß ihnen in gewisser Weise Gewalt angetan wird. Daneben gibt es aber auch enger begrenzte Provinzialsprichwörter, ja bloß solche, die wenigen Ständen und Berufen eigen sind. Hat der Humor beim Sprichwort Gebatter gestanden und ihm das Gewand des Scherzes zur Einkleidung gegeben, so ist das doppelt erfreulich.

Mit solcher humoristischen Patina anheimelnd geziert, treffen die stereotypen volkstümlichen Redensarten durchweg genau ins Schwarze. Doch sind diese bodenständigen, humorvollen Äußerungen aus dem Füllhorn des Volksmundes oft in Worten und Bildern so naturwüchsig derb, daß die Knäste und Knorren ihrer markanten Prägung bei etwas zartbesaiteten Seelen leicht Anstoß erregen. Daher lassen sich viele dieser humordurchwürzten derben Sprichwörter des Volkes nicht gut einem größeren Leserkreise am häuslichen Herd mitteilen. Hat doch das Volkstum auch seine Sumpf- und Moraststrecken, und ist doch der Volkswitz häufig auch ein fauliger Schmarotzerpilz auf dem an sich gesunden Baume des Volkshumors. Jedoch durchweg ist gutmütiger Spott, harmlose Nederei, lustiger Scherz oder heizender Witz das vierblättrige Kleeblatt, das auf dem blumigen Anger volkstümlicher Redensarten emporschreift. Dafür einige Beispiele in folgender Auslese:

Weiß jemand z. B. mit einer Sache nichts anzufangen und stellt sich ungeschickt an, so heißt es von einem solchen Menschen im Volksmunde: „Hei fängt in de Mitt an, as de Ratt bi de Wurst (Wurst).“ Es ist das eine dem Leben gut abgelaufte Beobachtung sinnfälliger Art. — Einen „Hasenfuß“ kennzeichnet der Volksmund durch das launige Wort: „Den'n Bang'nbüx kann'n mit'n Fusthandschen wegjagen.“ Oder man sagt von einem feigherzigen Menschen: „Hei grüßt sic vör'n dodigen Kiewitt.“ Dem „Überflügen“ — Nägenklaufen sagt das Volk — gilt das Wort: „Hei is so Hauf, hei kann Rattendreck in'n Düstern rüuen.“

In der Eckart'schen Sammlung „Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten“, erschienen bei Appelhans und Pfennigstorff in Braunschweig (1893), findet man auf den 586 Seiten ein ungeheuer reichhaltiges Material und mannigfache Belege dafür, daß die lustigen Flügelschläge des Witzes diese Sprichwörter und volkstümlichen Redensarten vielerorten durchwehen. So lesen wir beispielsweise mit stillem Schmunzeln: „Zum äußerlichen Gebrauche“, säd de Aptheiker, doar siek hei ne Raud (Rute) achter'n Speigel. Wir freuen uns über die beziehungsreiche Anpassung dieser angeblichen Apothekeräußerung und erinnern uns der wohlbekannten Glaschen mit der Aufschrift: „Äußerlich.“

Auch die scherhafte Oldenburger Redensart: „Dat geiht nich,“ har de Kerl seggt, un har krapen, ist nicht übel. Ebenso leuchtet der Funken Volkshumor aus der Mecklenburger Redensart: „Alle gauden Gebrülf kamen aff,“ säd dat Mäten, doar har de Baster ehr dat Danzen verbaden. — Recht drastisch malt der volkstümliche Ausspruch: „Bi Gott is allens möglich,“ säd de Bur, doar bröcht hei den Wallach nah'n Singst. — Damit soll m. E. die polit-

zeilich mit Strafmandat zu belegende naive Dummheit mancher Menschen gekennzeichnet werden. — Unfreiwillige Komik gibt sich fand in der Beteurung des Schlächters beim Ochsenkauf, wenn er nach dem Volksmund sagt: „So wahr as ic vör Gott stah, ic kann nich mehr geben!“ säd de Slachter, doar stünn hei vör'n Ossen. —

Überhaupt läuft ein großer Teil des Volkshumors in niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten auf unfreiwilligen Humor einer drastischen Situationskomik und witzig verwendete Gegensätzlichkeit der tatsächlichen Verhältnisse hinaus. Sehr zahlreiche ostpreußische Sprichwörter (siehe die Sammlung von Frischbier) haben dafür ganz besondere Neigung, lassen sich aber an dieser Stelle nicht anführen, da die bezüglichen Redensarten durchweg zu grobdrähtig sind. Verhältnismäßig harmlos sind noch: „Freu di Gurgel, frigst 'n Dördhmarsch“ und die Redensart: „Of god,“ seggt de Flöhjäger, un greep 'ne Luus. — Oder das Sprichwort: „Allens werd vör Geld mäkt“, seggt de Snieder, „man keen Zumfernshoft.“ —

Ganz vorzüglich kennzeichnet der Volksmund ein langes Gesicht bei „verhagelter Petersilie“, wenn es heißt: „He mäkt en Gesicht as en Karkenfinster.“ Sehr konkret und anschaulich drückt sich der Mecklenburger aus, wenn er seinem Landsmann wünscht: „Blif gesund, Landsmann, wenn't of Stakelforken hagelt.“ — Handelt es sich um heikle Dinge, die sich nicht feststellen lassen, oder die der Betreffende lieber vertuschen als kundtun will, so sagt der Volksmund in seiner konkreten Weise: „Dat's ne Gewissensfrag, ob de Brut noch Zumfer is.“ — Hat jemand unverdientermaßen Glück gehabt und als blinde Taube eine gute Erbse gefunden, so findet das seinen Ausdruck in der Redensart: „De dat Glück hett, geiht

mit de Brüt tau Bett, wenn hei of nich dormit traut is." — Wie plastisch stellt uns der Volksmund einen auffällig großen Menschen vor die Seele, wenn der Niederdeutsche sagt: „Dat is en Hillenkieker“, d. h. der kann auf die Maufe schauen. — „Den'n kann man as Handwieser brufen!“ — Der Berliner spricht von „Etagenkieber“ und „Ziraffenonkel“ oder sagt: „Det lange Reijster erscheint in Lieferungen, wenn er uffsteht.“ — Wurzelechtes, bodenständiges Bauerntum tut sich fand in der Redensart: „Dat hölt hart,“ säd de Bur, „doar soll hei lammen.“ —

Will der Niederdeutsche etwas rein Unmögliches ausdrücken, so stehen ihm eine ganze Reihe recht realistisch saftiger Vergleiche zu Gebote. Man braucht nur bei Wossidlo die eine Scherzrätselfrage: „Wat is unmöglich?“ nachzulesen. — Sehr konkret wird die Widersinnigkeit einer Handlung beleuchtet, wenn es im Volksmund heißt: „Hei will sic sin eigen Näs affbieten!“ Oder: „Hei kappt Hasselnöt dörch'n Trechter.“

Und wie drollig erinnert an „Rindfleesch un Blummen“ — was ja bekanntlich ein sehr schönes Essen sein soll — die mundartliche Redensart: „Hasenbraden smedt schön,“ säd de Jung. „Mien Vadders Braudersöhn hett mal bi einen sätten, dei hett Hasenbraden äten seihn.“ — Ein bloßer Wortwitz liegt in der volkstümlichen Redensart: „Dat is en Hauptfehler an't Pierz, wenn't keinen Kopp hett.“ — Wort- und Sachkomik gegenläufiger Natur offenbart sich, wenn der Volksmund den Bauern, der mit einem bösen Weib geplagt ist, sagen läßt: „Ic strof mien Froo mit goode Wörd,“ seggt de Bur, un smet sien Wief de Bibel an'n Kopp. — In demselben Fahrwasser segelt die Sentenz: „Nids geiht über'n Husreden,“ säd de Bur, doar prügelt hei sien Froo.

Ganz besonders wirksam erweist sich die Drastik der Situationskomik bei jenem Hamburger „Sonnenbruder“, alias „Hoppenmarksleut“ (gemeint sind die dort auf dem Hopfenmarkt herumlungernden Gelegenheitsarbeiter, die der Volksmund auch als „Röminslaner“ oder „Rümmeltürken“ bezeichnet), der, am Fleet lehnend, aus Versehen einen in der Hand gehaltenen Nickel ins Wasser fallen läßt und dabei die denkwürdigen Worte spricht: „Versuppen wull ic di, Dos, über up disse Wies nich.“ Ferner, wenn jener Dachdecker die Weise anstimmt: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und dabei vom Dach purzelt, so läßt sich der Volksmund dieses Ereignis nicht entgehen und prägt ein entsprechendes Sprichwort. — Noch aus dem Leben gegriffen präsentiert sich das gehörnischte Wort: „Zung, schnuf di! Gif den Herrn Pastur de Hand und segg gooden Dag, du Esell!“ was laut Fama von dem dummen Jungen buchstäblich befolgt sein soll.

Um die Figur eines „Hasenfußes“ in ihrer ganzen Lächerlichkeit vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, hat der Volkshumor das Sprichwort geprägt: „Dei is kumpabel un geiht mit de Meßfork up dode Gössel los.“ Zu diesem Bilde fehlt nur der Stift eines Wilhelm Busch. — Und wer wollte nicht vergnüglich lächeln über die Redensart: „Sünd slichte Liden,“ seggt de Dodengräber, „et starft keiner!“ — Nach einer volkstümlichen Anekdote lautet die Antwort der eilig vorübergehenden Totenfrau auf die Frage des Teterower*) Bürgermeisters nach ihrem Ergehen: „Danke, Herr Bürgermeister, schön paar Dödings.“ Ein Wort, was auch zum volkstümlichen Sprichwort geworden ist. — Von der Heiratslustigen sagt der Volksmund in

*) Teterow ist das Schilda Medienburgs.

seiner launigen Weise: „Sei will in dat Kloster,
wo zwei Paar Tüffeln vör't Bett stahn.“ —

Wahr etwas gekünstelt klingt die Meddelebner Redensart: „Hei is nicht up'n Kopf fullen, wenn hei mit sienem plattdeutschen Kriegsgott in'n Rönnstein liggt“, aber sie verrät doch echten Mutterwitz in der humorvollen Umschreibung derjenigen menschlichen Schattenseite, die einmal unumgänglich mit zu unserer Persönlichkeit gehört, und auf die der Volksmund außerordentlich oft in feiner und grobdrächtiger Weise hinweist. — Vom eingebildeten Kranken sagt der Volksmund sehr bezeichnend: „Dei hett Liebspien in sienen groten Lohn.“ (Behe). Den Magen eines starken Eßers nimmt die volkstümliche Redensart treffend aufs Korn, wenn sie von ihm sagt: „Hei hett 'ne Mag as en Soldatentornüster“. — Die traurige Leere bei einem Hungerleider wird so konkret gekennzeichnet, wie man's sich nur wünschen kann, wenn der Volksmund sagt: „Bi den'n krepieren dei Müüs in de Speckamer“. — Kurz und treffend heißt es im Meddelebner Blatt vom Botentreißer: „Hei meint, de Sau is sien Tanten.“ — Auch nicht übel klingt die westfälische Redensart: „Mann, kumm nah Hüüs, de Herr Pastauer is da un well'n Ossen sein“. Überhaupt ist unfreiwillige Komik immer des größten Lacherfolges sicher. Durch sachliche Gegensätzlichkeit wirkt recht humoristisch das naive Wort: „Dat is en rendlichen (reinlichen) Minschen“, seggt de Froo, „beer Wäken hett hei dat Handdoek brüst, un noch is't rein“. — Vom Krummbeinigen sagt der Volksmund: „Den'n schient de Maand dörch de Been“. — Sehr viele, zum Teil recht bedenkliche Sprichwörter und Redensarten werden der „Diern“ oder „Deern“ in den Mund gelegt. Fast alle laufen in eindeutigen Geleisen auf dieselbe Sache hinaus. Eins mag für ein Schock anderer genügen. Es lautet:

„Wer kann gegen de Obrigkeit“, säd de Diern, doar schull se von'n Feldhöder in Wäken kamen. Auch dem „ollen Wif“ werden sehr zahlreiche drastische Redensarten in den Mund gelegt. Ein Beispiel möge als Beleg genügen. Es lautet: „Doar geht doch nids über de Reinlichkeit“, seggt jenet oll Wif, un kehrt alle Wihnachten ehr Hemd üm. — Ebenso hat der Ochse vielfach im Volksmunde Verwendung gefunden. Soll beispielweise ein dummdreister Prok oder ein Tolpatsch gekennzeichnet werden, so sagt der Plattdeutsche: „Watt kann man von'n Ossen mihr verlangen as en Stück Kindfleesch.“ —

Eine allgemein gültige Wahrheit wird komisch beleuchtet und spezialisiert durch das Sprichwort: „Wer up Reisen is, mutt vörwärts“, säd de Dachdecker, da föll hei von't Dach. — Ebenso: „Man mutt de Sac up'n Grund kamen“, säd de Stiernfieker, doar föll hei in'n Sood. — Ferner: „Reinlichkeit is't halwe Leben! Jung, häl'n Bessen un feg den Disch aff, wi wölt gließ äten!“ Auch das Wort: „Wenn de Sünn von'n Himmel fällt, sitt' wi all in'n Dustern“, gehört hierher. Von einem Menschen, der alles verkehrt macht und immer am unrechten Orte erscheint, behauptet der westfälische Volksmund sehr anschaulich: „De kümmt mit de Sprütt, wenn't Füer in't Water is.“ — Echte Schalkhaftigkeit steht in der Mecklenburger Redensart: „Bigelinspälen kann ic! ok“, seggt de Bur, „blot dat Fingerieren verstah ic nich.“ — An ähnliche komisch geschilderte Situationen in der Kirche erinnert das Wort: „Lat man wedder vollschennen“, seggt de Bur in de Kerk, as em sin Fru upwecht un em tauflustert: Et is all utl — Von einem sehr langweiligen Menschen sagt der Ostpreuße: „De ös vornehm; hei kann söch möt de Tung de Näs wösché.“ — Von einem sehr ängstlichen und bedächtigen Menschen sagt der Olden-

burger: „t is en Waghals, verlüft lever en Mau (Ärmel) as'n Arm.“ — Ferner läßt der Oldenburger den Vorsichtigen höchst mutvoll sagen: „Ich bin lever mit'n ollen Wagen up't Land, as mit en nee Schip up See.“ — Will der Volksmund einen kleinen Erfolg feststellen, so geschieht dies in launiger Weise durch folgende Redensarten: „Et is doch wat“, said de Voß, da ret hei den Hahn en Fedder ut'n Steert. — „t is doch wat“, sär Schnabel, un fratt de Supp mit de Gatwel“. — Das Aussehen eines lange frank gewesenen Menschen bezeichnet der Volksmund in sehr derb drastischer und realistischer Bildersprache, indem er sagt: „Hei führt ut as'n Gooskötel up't witt Enn.“ — Dem Aufschneider entgegnet der Plattdeutsche mit den drolligen Worten: „Dat wier woll Anno damals, as de Maikäfers noch Krempstöbel drögeln.“ — Von Geistlichen und Lehrern sagt der Volksmund: „Dei können woll lachen, dei verdienen ehr Geld mit't Maul.“

Auf alle möglichen Lebensverhältnisse, Personen und Stände beziehen sich derartige humorvolle volkstümliche Redensarten. Schon die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung des Antonius Tunnicius mit ihren 1362 Sprichwörtern, deren Sammlung 1514 vollendet wurde, liefert den Beweis und bringt vielfache sehr derbe Belege dafür, in wie mannigfaltiger Weise der Volkshumor im Sprichwort häufig die Schellenkappe läutet. Hoffmann von Fallersleben hat diese Sammlung des Tunnicius, die sich an die niederländischen Proverbia communia et seriosa von W. G. D. Suringar anschließt, 1854 neu herausgegeben. Allerdings sind viele dieser alten Sprichwörter für unsere Zeit wegen ihrer sadgroben Derbheit unmöglich; doch als Dokument der damaligen volkstümlichen Ausdrucks- und Denkweise sind sie interessant und wertvoll.

Für Hamburg hat der Doktor und Magister Jürgen Nicolaus Bärmann in seiner niederdeutschen Sprichwörtersammlung: „Dat sülvern Boof“, das im Jahre 1859 bei F. S. Meyer erschien, eine wesentliche Sammlerarbeit geleistet. Der fleißige Magister, auch Verfasser des „Grooten Höög un Häwelsbooks“, hat in seiner Sammlung 957 Hamburger „Sprööt-wörd un Seggwysen“ zusammengetragen. Da finden wir den Faulen gekennzeichnet durch die drollige Redensart: „Am gährt de Finger as'm dooden Farken de Steert.“ — Dem mißvergnügten Nörgler gilt das Wort: „Em argert, dat de Sünn in't Water schynt.“ — In sehr plastischer Weise offenbart sich der Volkshumor in der sprichwörtlichen Redensart: „Arm Tyr, büst byster loopen?“ säd de Brächer, dar greep hee en Luus up de Knee un seit se wedder up den Kopp. — Wahrer Schalkshumor steht in der Redensart: „Arbeit tehrt!“ — säd de ohle Fruw, — wisch twee Sladderbördjen uit un fretet twee Bünd Speck darby up.“ —

Auf das im bekannten „Volksliede“ fortlebende „arme Dorfschulmeisterlein“ bezieht sich die volkstümliche Redensart: „Dat geiht nah Gunst un Gaben, wer Mettwust gifft, kümmt haben.“ — Stark strafbare Dummheit wird gekennzeichnet durch das Wort: „Dat helpt vöör de Müüs!“ säd de Bür, un stek sien Hüs an. — Falsch angebrachte Wohltätigkeit rügt das Sprichwort: „Bäderkinner fall man kein Stuten gäwen.“ —

Zur Kennzeichnung unlauterer Handlungen, die darauf hinauslaufen, Vorteile zu erringen, hört man die Redensart: „Fett drifft haben, meer't oof man von en oolen Hund.“ — Den überklugen Bräher macht das Wort lächerlich: „Dat is en flookes Hohn, dat kann en Ei up'n Dreiling leggen.“

Überall sieht man, wie auf diese Weise allgemein gültige Wahrheiten im Volksmunde sprichwörtlich in ganz konkreten Bildern lebendig gemacht werden. Gerade die Treffsicherheit des bildlichen Ausdrucks und die häufige Komik des Gegensatzes oder der Ähnlichkeit machen diese Äußerungen volkstümlicher Redeweise so angenehm und leicht behaltbar, prägen sie zu gangbaren Münzen des täglichen Lebens. — Aus der Fülle des Bärmannischen Materials in „Dat sülwern Boot“ mögen noch angeführt werden:

„Dat is so still, man könn Feddern shen.“
(Feddern säen.)

„Dat kümmt all wedder“, seggt de Bur, „un gifft syn Swyn Swynfleesch.“

„Dat löppt tohop as Boggenfüller.“

„Dat Mest is so scharp, doar kunn en old Whf up hen nah Lübeck rieden.“

„Dat Muul geiht em as'n Watermöhl.“

„Dat smedt as'n Knüppel up'n Kopp.“

„Dee den Globen hett, kann so droa up'n Aben backen as binnen.“

„Dee de Läb in'n Huus hett, hett de Gunn'n vör de Döör.“

„Dee kann mi dreimal stählen warden, id lat em nich eemal in de Noaricht setten.“

„Dee to'm Knust badt is, ward sien Läben keen Bröd.“

„Dee vör de Höll wahnt, mutt den Düwel to'm Fründ hebbien.“

„Dee Skinner, dee Sei mit'n anner tälet (zeugen), will id mit'n Ellbagen groot föögeln.“

„Dee fragt de Koh dat Kalf af.“

„Dee Schaper hött an'n Häwen.“ (Wenn jemand Luftschlösser baut.)

„De Wind weicht woll Sandbargen tohop, man
kein'en dicken Buuf.“

„Dickdohn is min Leben! Broder, lehn mi en
Sößling to Luusjalg.“

„Ei is en Ei“, säd de Röster, langt aber nah't
Goosei.

„Zeder kief in finen Rönnsteen.“

„Dat lücht as'n swatt Hals in'n Düstern.“

„Man nich bang!“ säd de Hahn to'n Regen-
worm, un flucht em dahl.

„Man seggt woll von dat väle Drinken, über
man nich von den grooten Döft.“

„Meenst Du, de Düwel is din Ohm?“

„Meenst Du, de Goös gaht hier braden?“

„Den'n kief ic mit de achtersten Ogen nich an.“

„Nicks vör ungood!“ säd de Boß, un beet de
Goos den Hals af.

„Nicks geiht über de Rennlichkeit“, säd de lüttje
Deern, un lich den Teller mit de Tung' af.

„Nu bün ic säker,“ seggt de Haas, un sett' sic
achtern Strohhalm.

„Ook nich to verachten!“ säd de Bolack, doar har
hei up de Luusjagd en Floh fungen.

„Slechte Wirtschaft doar binnen!“ säd de Band-
worm, as he afdräben wor.

„So wiet weerent wi“, säd de Buur, doar leeg
hei in'n Rönnsteen.

„Straf mutt sien!“ säd de Schoolmeister, doar
freet hei de Kinner dat Botterbrod up.

Gegen en Badabén is slicht hujahnen (gähnen).

„Bäl Geschrei un wenig Wull!“ säd de Düwel,
doar schoor he en Swien.

„Watt helpt et dat de Sünn schient, wenn mi
dösten deiht.“

„Watt von'n Äpen kümmt, will Luusen, watt
von Ratten kümmt, will muusen.“

„Wenn keen kümmt, will ic of keen“, seggt de Boß un slög mit'n Swanz an'n Beerboom.

„Gifft Gott Jungs, so gifft hei of Bügen.“

„Gott Loff, dei doar nicks mit tau dohn hett!“ seggt Antje Snidßnack, doar har sei dat ganze Dörp tohooplagen.

„Gott's Word kümmt in'n Swung!“ säd de Stalljung, doar har he de Bibel an de Pietsch bunn'n. Dieselbe Redensart ist sonst allgemein gebräuchlich in der Form: „Nu kümmt Gott's Word in'n Swung!“ säd de Dütwel, doar smet em de Baster de Bibel an'n Kopp.)

Von dummköpfigen Bauernproßen, wie es deren vormals in den reichen Marschen nicht selten gab, gilt das Wort: „Hee bütt keen Röh goden Dag, seet doar of en Kerk up.“

In vielen Varianten lehrt das Sprichwort wieder: „Hei deiht de Arbeit, sei dat Stöhnen.“ — Soll ein lächerlich gezirpter Gang gekennzeichnet werden, so sagt der Volksmund: „Hei geiht, as güng hei up Eier.“

Von einem Menschen mit übermäßig stolzem Gangwerk heißt es: „Hei geiht, as har hei en Ladstöck überflucht.“ — „Hei geiht, as weer hei up Wieren (Draht) trocken.“

Hat jemand einen auffallend gebückten Gang, so sagt der Volksmund: „Hei geiht, as wull hei de Straat de Steen utfieken.“

Immer setzt der Volksmund für Eigenschaften und Zustände, für das Abstrakte den konkreten Ausdruck eines treffenden Bildes oder Vergleiches.

Vom Schwatzhaften heißt es sehr bezeichnend: „Hei hett Heistereier äten.“ — Vom scheinheiligen Geuchler geht die volkstümliche Rede: „Hei hett et fuusfdick achter de Ohren.“ — Den Prahler kennzeichnet das Wort: „Hei hett grote Rosinen in'n

Sad.“ — „Hei hett et in Wörden as de Katteiker in'n Steert.“ — Den Geiz oder die „Kneideigkeit“ beleuchtet die Redensart: „Hei hett in's twee Blinn' wat gäben, un de köhnt et noch nich sehn.“ — Von einem vermögenden Manne sagt der Volksmund: „Hei hett wat vör'n Duumen!“ damit die Gebärde des Geldzählens verbindend. — Von einem Kränkelnden formt das Volk die plastische Redewendung: „Hei is nich liemfast.“ — Der Grobian ist im Volksmund „so basch as oolen Kees.“ — Vom „Dummerjahn“ gilt die volkstümliche Rede: „Hei is so dumm, dat em de Göös biet.“ — „Hei is so dumm, man kann Bullen mit em hissen.“ — Sehr bezeichnend heißt es von einem mageren Menschen: „Hei is so mager, hei klötert all.“ — Kommt jemand zu ungelegener Zeit und an einem unrechten Orte an, so sagt das Sprichwort: „Hei kóm an, as de Söög in'n Jüdenhus.“ — Setzt jemand eine mißvergnügte Miene auf, so behauptet der Volksmund: „Dei führt so suur ut, as kóm he eben ut de Drangtünn.“ — Ist das Aussehen eines Menschen wild und verstört, so heißt es im Volksmunde: „Hei führt ut, as wenn hei de Höll störm'en will.“ — „Hei führt ut as de Dütwel in'n Dom.“ — Läßt jemandes Sauberkeit zu wünschen übrig, so heißt es im Sprichwort recht drastisch: „Hei führt ut, as wenn hei mit de Swien ut'n Trog fräten hett.“ — Vom Unerfahrenen sagt man: „Hei weit soveel vom Tuten as vom Blasen.“

Ein kurzer, humorvoller Hochzeitstoast liegt in dem Reim spruch: „Hüt de Neig, üm't Zohr dee Weig!“ — Des Humors entbehrt nicht die Zusammenstellung: „Hunn' un Eddellüüd laat' de Döör achter sic̄ open.“ Recht komisch klingt die Redensart: „Sic̄ heff of jümmers Unglück!“ säd de rieke Buur, doar har hei sien Jack verkiert antredt. Derb, aber doch humorvoll mutet das Wort an: „Sic̄

mutt jümmers wat üm de Hand hebben", säd dat ohle Bädelwief un söcht sich de Lüüs ut ehren Unnerrock. — Einem dummdreisten Frager begegnet der Volksmund mit der Redensart: „Wat icf maß? — Icf will mi en Bückel tämen. (Einen Büdling zähmen). — „Icf will mi en Knutten in de Näs slahn.“ — Eine komisch wirkende volkstümliche Verstärigung ist das Wort: „Icf will drei Dag vör'n Dütwel in de Gerd sitten, wenn dat nicht wohr is.“ — Vom überfaulen Lüderjahn geht die Redensart: „Dei is jümmmer fletig, hett in veer Weeken all sein Lüüs fungen.“ Von den im Volksmund häufig erwähnten „Maschierlangsam“ gilt noch das Wort: „Läben un läben laten“, säd de Bracher, greep en Luus un sett' se up' n Tuunpahl. — Wie besonders in den Sprichwörtern Ostpreußens, (vergl. Frischbier) treten auch in den plattdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten Schleswig-Holsteins drastische Verbitterungen in Hülle und Fülle auf. Auch die Plastik des Ausdrucks lässt in ihrer Sinnfälligkeit nichts zu wünschen übrig. So beispielsweise, wenn es heißt: „Dat mußt gewohnt warden“, säd de Bäcker, do wißt hei mit de Katt den Backaben ut. — Oder wenn der Holsteiner bei schlechter Musik sagt: „Dat's en Muskat“, säd de Buur, doa harr he'n Farken in'n Sac.“ — Weit verbreitet ist die Holsteiner Redensart: „Allens mit Maten“, säd de Buur, do sööp he ne Kann Bramwien ut. — Recht drollig hört sich die Redensart an: „Wenn icf nachts gut slapen schall“, säd de Buur, „mutt icf dags mien Ruh hebben, un leggt sich middags dahl. — Ebenso drollig ist das dithmarscher Wort: „Vör wenig Äten bin icf nich“, säd de dithmarscher Buur, „awer drinken mag icf gern. Dahingegen (!) mutt icf naher mien Ruh hebben.“ — Neckisch ist auch das Wort: „De Bückel hört of to'n Minischen“, fö de Pader, „grad so

good as id." — „Arbeit is keen Haas“, sä de fuule Daglöhner, „de löpt nich weg.“ — „Dat Krut kenn id“, sä de Dütwel un sett' fid in'n Brennettel.“ — „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder“, sä de Dütwel, „un sett fid in'n Zimmesworm. — „Dat's nich för de Ratt“, sä de Deef, do stahl he twee Schinken. — Im Kirchspiel Hollingstedt (Schleswig) sagt ein volkstümliches Sprichwort: „Wenn de Mann mit de Fru up Reisen is, mutt de Geldbüdel in't Knooploch hangen.“ — Von einem Maulhelden sagt man dort: „Hei hett gode Knaken, awers de besten in de Mund.“ Weit bekannt, auch in Hannover, ist das unverblümte Sprichwort: „Dree Deel hört to de Landwirtschaft: Fließ, Schiet un Gott's Segen.“ — Auch behauptet der Volksmund: „Et gifft keen duller Arbeit as de Juulheit.“ — Und: „Man gah nich wider nah en Fru, as man de Hahn kann röpen hören“.

Eine große Anzahl von Sprichwörtern, volkstümlichen Ausdrücken und Redensarten beziehen sich auf Essen und Trinken. S. Eschenburg hat eine ganz stattliche Summe derartiger volkstümlicher Redewendungen in der „Heimat“ (1898 u. f.) zusammengestellt. Einige Proben daraus sind:

„Bi Eten un Drinken kann'n old warn.“

„En god Frühstück is beter as'n ganzen Dag garnix.“

„En hungrig Lus bitt scharp.“

„Ik bün so hungri, dat mi de Mag an'n Rügg fitt.“

„He is frank vör't Brotschapp, wenn'r fritt is, mag he nix.“

„De Gesmac is verschieden — de een mag de Mudder un de anner de Dochter.“

„De is frisch — mag ni mal braden Törf.“

„Wat en god Swin is, fritt allns.“

„De is lang ni frisch, mag allens, wat god
smedt.“

„Ik mag nich geern dünn Botter, aber geern
dicken Rees.“

„Beter is beter, sä de Jung, un streu Zucker
up'n Sirup.“

„Wat'n god Verd is, dat sweet bi de Krüpp.“

„Dat glitt weg bi em as Gotts Wort in en
Student.“

„He fritt as'n Schündöcher.“

„De fritt een Näs un Ohrn vun'n Kopp.“

„De Möhl ward all langsam gahn.“

„Nu heff ic'n annern Globen in'ne Mag.“

„Ik bün d'r mit dör as de Köster mit'n Sünn-
dag.“

„Rinner- un Kalvermat möt ol Lüd wäten.“

Dergleichen volkstümliche „Lischreden“ gibt es
zu Hunderten und es steckt auch in ihnen — wie die
kleine Auswahl zeigt — ein guteil gesunden
Humors.

Auch über Krankheit und Tod finden sich volks-
tümliche Redensarten in großer Menge, ebenso über
das Schlafen und vom Wetter. Von dem eifrigen
Sammel derartiger Redensarten — G. F. Meyer
in Kiel — sind in der „Heimat“, Jahrgang 1903 u.
1904 u. 1905 mehrere hundert von diesen Volks-
ausdrücken veröffentlicht. Einige davon, die Mutter-
witz und Humor in sich bergen, mögen hier hergesetzt
werden.

Sieht jemand kränklich aus, so sagt der schles-
wig-holsteiner Volksmund wohl: „He führt ut as
Mutter Maria, von de de Goldschum affleit is.“ „He
führt ut as'n nüchtern Kalf.“ —

Leidet jemand an Durchfall, so sagt das Volk:
„He is up'n Kop.“ „He hett en Kummhurtig.“ —

Glaubt man, daß jemand bald sterben wird, so heißt die bezügliche volkstümliche Redensart: „He muß bald bi Petrus Regel upsetzen.“ Humorvoll witzig ist die Redensart: „Ahn Doktor starft de nich.“ An Redensarten über das „Wetter“ hat G. F. Meyer 353 Nummern gesammelt. Auch über das Schäfen sind von demselben eifriger Sammler an 120 volkstümliche Äußerungen zusammengestellt. (Heimat 1903 S. 261 u. 262.) Bei Sonnenschein und großer Hitze pflegt der Volksmund zu sagen: Hüt giffst dat'n warme Büx. Uns Herrgott hett sin'n Heudag!

Ein vor dem Gewitter ängstlicher Mensch „mäßt'n Gesicht as de Ratt, wenn't dunnert.“ Fängt es allmählich an zu regnen, so sagt der Schleswig-Holsteiner: „Dar habbt wi dat mit'n Sirup, nu ward he leden.“

Regnet es bei Sonnenschein, so lautet eine volkstümliche Redensart: „De Däwel hett sin Großmudder up de Bleek. Se habbt in de Höll 'n heiligen Dag. Nu kümmt en Snieder in'n Himmel.“ Bei starkem Regen sagt man: „Dat reg'nt Windfad'n. — Dat regent Schosterjungs! — Petrus is bi de Sprütt. — De Olle is falsch haben. — Schid mal na Petrus, dat he de Lüken dicht mäßt.“ Ein lang ersehnter Regen wird mit der Redensart begrüßt: Disse Regen lött sich nich mit Geld betahlen. — Hüt reg'nt dat för'n Burn preuß'sche Daler. — Bi ditt Weder kann man Gras wassen hör'n.“ — Wird der zeitweise abflauende Winter von neuem stärker, so kann man die Redensart hören: „De Winter spielt (spuckt) sit von frischen in de Hänn‘.“ Wenn das Wetter zwischen Frost- und Tauwetter schwankt, so sagt man in Schöhoe: „Dat temperamenteert!“ Von einem, der selbst bei sehr schlechtem Wetter ausgeht,

lautet ein Ízehoer Ausspruch: „He geiht ut, un wenn't Gunn'n reg'nt un Ratten sneet.“

Von jemand, der gern früh schlafen geht, läuft die Redensart um: „He geiht mit de Höhner to Wiemen.“ Man wünscht ihm vielleicht: „Gun Nacht! un verget dat Upstahn nich! — Slap di keen Duesen!“ — Schnarcht jemand im Schlaf, so sagt man: „Hei sagt beuken Holt! — He kann nich dörch'n Knast kamen. — He drömt Nummern.“ — Ist jemand nicht besonders gut aus dem Bett gekommen, so drückt er dies mit den Worten aus: „Ích bün hüt morgen vierkantig ut't Bett kam'n.“ — „Ích bün verfhört ut'n Bett kamen.“ —

Von anderen Schleswig-Holsteiner Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten mögen noch angeführt werden:

„Ích gah vun de Welt, sä Hinnerk, do flatter he in'n Blumbom.“

„He grient so smeeri as so'n Botterlicker.“

„Pröb du to, ob't hitt is,“ segg Hinnerk to Klas, „ích heff mi de Snut all verbrennt.“

„Dat slech Leben hölt up,“ segg Jochen, „dat gib nu fingerdic Mooskantüffeln up't Brot.“

„Dat krafft in'n Magen, sä'n de Propstier, do drunk'n dree Mann vun een Sößlingssnaps.“

„Mags dat ni, denn sluff dat dahl.“

„Wenn de Koh den Swanz verlarn hett, mark se eerst, wo he god to is.“

„Wenn de Brächer nicks hem' schall, verlüft he dat Brot ut de Kiep.“

„Dat weer't ja man grad, dat ic stohl“, sä de Knech, „süns har'k of in't anner Dörp blieb'n kunnt.“

„Dat heft drapen, sä de Kröpel, do heet em de Hund in't holten Veen.“

„Wat fragt wi na'n Schepel Mettwüß, wi habbt ja keen.“

„Art lett ni vun Art, un dat Speck ni vun de Swart.“

„Wat sünd ji för Minschen, segt Lehmann to sin Swin, fret't dat Lich up un sit't in'n Düstern.“

„Watt sünd ji för Minschen, seggt Lehmann to sin Swin, pett mit de harden Been in den hitt'n Drank.“

„Wenn de Bock stamert, denn lüggt he.“

„Wat führt dat Kind sien'n Badder ließ, sä de Hebammisch, do leg dor'n Farken in'ne Weeg.“

„Geiht all's in de Welt“ — lautet eine drollige holsteiner Redensart — „bloß keen hölten Backaben.“ Eine herbe Wahrheit predigt das humorvolle Wort: „Wat Mod is, fleed god — un wenn de Hemdslipp'n ut de Büx kieken.“ Einem ängstlichen Menschen gelten die Redensarten: „He riskiert sien Leben as'n Stint, is bet an de Hock in't Water un is doch bang, dat he verfüppt.“ „He riskiert sien Leben — ficht bi Dag in't Finster.“

„Leedertähn“ — ruft man dem Leidermaul zu — „magst of Lorffoden in Boddermelf? Oder es heißt: „Leedertähn, magst of grön Seep?“

„He is so Kloot as en Imm, kann blos keen Hohnig maken.“

„Klooke Höhner“ — lautet ein Sprichwort aus dem Lüneburgischen — „Leggt of Eier in de Netteln un verbrennt sic den Steart.“

„En beten schew hett Gott lew.“

Bekannt ist auch der Lüneburger Volksreim: „De veel fragt, ward veel wies, de lang läwt, ward gries.“

Eine spezifisch hamburgische Redensart ist: „Reg di man nich op, din Mudder ward keen Soldat.“

Aus dieser naturgemäß sehr beschränkten Auswahl von niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten geht klar hervor, daß in

diesen Äußerungen des Volksstums eine nicht geringe Summe von Mutterwitz, Lebenswahrheit, Weltgefühl, sowie auch deutscher Tieffinn und vor allem gesunder Menschenverstand zum Ausdruck kommt, der die wirklichen Verhältnisse und Dinge der Umwelt klar und treffend zu beurteilen versteht.

Eine nicht geringe Zahl von gereimten Redensarten bezeugt durch den Wortklingklang die Vorliebe des Volkes für Vers und Reimerei. Da heißt es beispielsweise auf dem Sprachgebiete Niedersachsens:

„Kompanie is Kumperiel!“

„Up en gooden Heeger kummt en gooden Pleger!“

„Beter fort un kregel as lang un en Flegeil!“

„Ledder üm Ledder; sleihst du mi, slah ic di wedder!“

„He is frank as en Hohn, mag eten un nit dohn!“

„Wat beter as en Hus, dat nimm mit nah Hus.“

„Erst en Näs un denn en Brill,

Un denn süh tau, op't passen will!“

„Schönheit kummt nich blos von Gott,

Sei kummt of woll ut Schöttel un Pott.“

„De Käfsch un de Katt

Gefft ümmer wat.

De Knecht un de Hund

Möt töwen, het wat kummt.“



Niederdeutsche Spielreden.

Um Anschluß an die Auslese von niederdeutschen Sprichwörtern und humorwürzten volkstümlichen Redensarten möge auch noch der sehr zahlreichen plattdeutschen Spielreden*) gedacht werden, die von der Prägstatté des Volksmundes aus als lustige Wandervögel weit und breit durch alle niederdeutschen Gauen flattern und sich gegebenenfalls auch in hochdeutsche Gewandung kleiden. Wie alle intensiv oder durch Inhalt und Form drastisch wirkenden sprachlichen Volksüberlieferungen, so sind auch die mancherlei volkstümlichen Bemerkungen und Ausrufe und alle die ulfigen Reden, welche die einzelnen Phasen des Kartenspiels begleiten, von zäh ausdauernder Lebenskraft und kräftiger Vererbungsfähigkeit. Der breite Strom, aus dem diese vor allem das Skatspiel begleitenden Redensarten fließen, ist der angeborene Sinn des Niederdeutschen für behaglichen Humor und seine Naturanlage für harmlosen, drolligen Scherz und Neckerei.

Wer es an den langen Winterabenden auf dem Lande verschiedentlich erlebt hat, wie beim Kartenspiel gerade humorvolle Redensarten und plattdeutsche Sprichwörter in Hülle und Fülle ihre viel beliebte, lustige Verwendung finden, wenn die rechten pfiffigen Kumpane beim „Buch der vier Könige“ beisammen sitzen und ihrem Mutterwitz die losen Bügel schießen lassen, der denkt mit Vergnügen an einen derartigen ergöklichen „Bauernskat“

*) Vergl. Niedersachsen, Bd. 9, S. 57. Heimat 1902, S. 241.

zurück. Man muß mitunter tatsächlich darüber staunen, wie gerade beim Kartenspiel der Born unserer plattdeutschen Redensarten in schier unerschöpflicher Fülle sprudelt. Die buntstrebigen volkstümlichen Ausrufe und Begleitreden beim Spiel gehen von Mund zu Mund, und zu dem eisernen Bestand werden fortzeugend tagtäglich immer neue geboren.

„Lat uns man en lütten Diemen döschen“, heißt es gar bald, wenn die bäuerliche Unterhaltung „über Küh un Peer un Melkwirtschaft“ nicht mehr recht fließen will. „Minentwegen kann't Scheten losgahn!“ lautet die zustimmende Bemerkung. „Krieg den Katekissen man her!“ — Ist „dat Book“ stark abgenutzt und nicht mehr ganz sauber, so kann man die Bemerkung hören: „De möt't mal na'n Baster in'ne Wäsch!“ — Oder jemand sagt: „Mischt nich to dull, du schürst de Korten blant.“ — „Up de Wigelin kann keen Muskant spälen!“ knurrt jemand, der schlechte Karten bekommen hat. Ferner heißt es: „Ut jeden Dörp een Hund!“ — „Fief Kort, fief Ort!“ — „Bi mi luurt de Mäkens up'n Bröjam!“ — „Mien Kirls hefft kein Biel mitfrägen!“ (D. h. die Buben, die bekanntlich eine Hellebarde tragen, fehlen.) — Ein mit unerwünschten Damen gesegneter Spieler bemerkt launig: „De Dams mög't mi bannig geern lieben.“ — „De Kort hett sic wüschen, wenn't buten of dredig is“, meint behaglich schmunzelnd ein beim Geben gut weggekommener Spieler. Dacht jemand eine sogenannte „Baaskort“ auf, worauf er vielleicht gleich „Schneider“ oder „Schwarz“ anmeldet hat, so heißt es: „Denn'n kann uns Mudder öf!“ — Bei dem „Drücken“ geht die Redensart: „Woeken ward Soldat?“ — „Mudder, markst Müüs? Luter Üssen un Düüs!“ — „De Jung mutt Soldat warden!“ — „Den'n will'n wi mal in de

Kommrod' leggen!" — „Dat lütt Mäten mutt tau Bed!" — Lautet die Frage: „Na watt drüd id?", so sagt wohl einer, der einen Schelm im Nacken hat: „Zä drüd min'n Hinnelsten!" Aber er sagt's gewöhnlich nur „leise im häuslichen Kreise". — „Luter Aßsen un Düüs!" ist ebenfalls eine Redensart bei der „Drückerei". — Ist ein im Gewinn sitzender Spieler sehr vorsichtig und überlegt lange bei dem „Drückpunkt", dem Ausspiel und der „Reizung", so kann er in Mecklenburg wohl die Redensart zu hören kriegen: „Wenn't Vermögen öwer'n Sößling stiggt, sleit de Giez dortau!" —

Beim „Reizen" hört man ferner die Redensart: „Höger rup! seggt den Tornwächter!" — „Twölf Aposteln?" — „Dee kann't in'n Sitten!" — „Sößtein tredt min Ossen of noch!" — Reizt jemand „20", so beantwortet der Gereizte das vielleicht mit dem Aufruf: „Nu ward't kniepen, säd de Deern!" — „Noch holt de Bust an, Greiten!" — Oder aber: „Min Lung'n is all!" — „Nu kannst du Koppheister scheeten." — Auch sagt man wohl: „Nu, du wüllt wol geern mal in'n Sand sitten!" — „Dat di de Hamel man nich wegloopt!" — „Zä seh di all dod in'n Sarg!" Diese letzte Redensart hört man auch beim Tournieren, wenn eine Fehlfarbe umschlägt. Darauf folgt dann der gute Rat: „Smiet man den ganzen Kram von'n Lief!" — Tourniert jemand mit andauerndem Glück, so heißt es wohl: „Du heist di hüt woll an'n Swienstall schürt." Oder ein Spieler gebraucht das Sprichwort: „Gegen en Backaben lett sich nich anjappen." Ein anderer aber sagt, sich selber tröstend: „Na, wi drapt uns mal wedder in'n Klever."

Beim Aufnehmen der gegebenen Karten oder beim fortwährenden Ausspielen derselben Farbe hört man wohl die Redensart: „Samiel hilf! De

ganze Lust voll Klewer!" Tourniert jemand andauernd daneben, so sagt er: „Bi mi will dat hüt abend nich bottern. Ich mutt mal in de Hann'n spucken!“ — Wird beim Tournieren ein Junge umgedeckt, so hört man den Ausruf: „Süh, mal, süh! Dat's en düchtigen Footgänger. De löpt mit'n Swinegel in de Welt.“ Kommt ein zweiter Junge oder ein fehlendes As hinzu, so „brüllt der Skat“.

Zögert jemand beim „Drücken“ etwas lange, so wird ihm auch wohl zugerufen: „Na, dat ward woll en Gesang ünner en ledigen Appelboom!“ „Je“, sagt der Angesprochene, „wenn'k man vier leggen künne, denn wir ic all ut'n Snieder. Ober so gaht's aff mit'n seligen Herrn.“ — Auf die Frage: „Wat is Trumpf?“ sagt der Spieler vielleicht: „Pic is Blaster! Ne Pic is mien Gewehr!“ Oder: „Ich scheet mit de Pic!“ „Pique gewinnt glied!“ — „Pique is Schippen; wer nich danzen kann, mutt hüppen!“ — Ist Kreuz als Trumpf tourniert, so hört man die Redensarten: „Kreuz sticht! — Kleverjung fritt keen Beerd!“ — „Kreuz, Kringel un Tweebach!“ — „Trefflich schön singt unsre Köster!“ — „Dat isern Kreuz heff ic nich, aber en Hümpel Klewer!“ — („Ein Kreuz ein Leid, ein böses Weib hat mir der Herr gegeben.“)

Wird Herzen als Trumpf angesagt, so lautet eine oft gehörte Redewendung: „En hartlichen Solo!“ — „Harten Vena mien Deern, ic heff di so geern!“ — Bei Carreau als Trumpf heißt es: „Ruten ut, seggt de Glaser!“ — „Karutschchen mit Maibotter!“ — Das Herzenausspiel begleitet die Redensart: „En Hart hett jeder!“ Ebenso heißt es beim Kreuzausspiel: „En Kreuz hett jeder, männigmal of twee!“ — Wird eine unerwartet große Karte ausgespielt, so hört man die Rede: „Doar fällt en Appel von'n Beerboom!“ — „Nu

kummt en Brummer ansleigen!" Bögert einer beim Ausspiel, so ermuntert ihn ein Mitspieler: „Spud man driest ut, wie hebbt en Spuckfasten in'ne Stuv.“ — „Na, mal dat best Beerd vör'n Wagen!“ — „Den'n Trumpeter vörup!“ — (Gemeint ist Kreuzjunge.)

Spielt jemand keine Trümpfe aus, so ruft sein Gegenspieler: „Ha! Ha! Spring' em mal vör de Voist! Hei geiht all up de Dörper as de Köster bi't Giersammeln.“ — „Tred em mal de Kusen ut!“ hört man, wenn der Gegenspieler dem etwa unglücklich tournierenden Spieler mit seinen höheren Trümpfen die Trümpfe des Spielers „abluchsen“ kann. „Dat is en asigen Rantüffel!“ sagt der Spieler, wenn ihm ein blankes As abgestochen wird, das zum Gewinnen unbedingt nötig war. „Nu hett de Larm en En'n!“ — „Dor hett sic mal en Rott fungen!“ heißt es, wenn ein im Glück sitzender vorsichtiger Spieler endlich einmal ein hohes Spiel verliert.

Kommt ein Spieler nahe an 60 Augen, also „hoch in de nägen un föstig“, so ist er: „Dicht bi'n füllvern Läppel!“ — „Dicht bi Friedrichstadt!“ — „Dicht vör Nummer Sicher!“ — Hat jemand 66 Augen bekommen, so heißt es in Hannover auf dem Lande: „As de Preußen kemen!“ — Bekommt der Spieler 60 Augen, so wird die Redensart gebraucht: „Dat's en Buck! Un de lammt nich!“ — Oder der Spieler ironisiert sich in dem Falle selber und gebraucht das Sprichwort: „Wenn en Brächer nir hebbten soll, verlüsst he dat Brot ut de Kiep. — Macht ein Gegenspieler bei einem schwach stehenden Spiel einen „Bummel“, so ruft der bedrängte Spieler hocherfreut: „Wat dat Beer nich deiht! Nu is't en Stormlöper!“ — „Nu geih't noch mit Hangen un Würgen.“ Ist das schwache Spiel gewonnen, so hört

man den Ausruf: „So spelt man in Benedig!“ — Haben die Gegenspieler das Spiel umgebracht, so sagen sie: „Son' Kirls fünd wi!“ — „Luter Os in de Kantüffel!“ — „So spelt man mit Studenten!“ — Der hineingelegte Spieler aber sagt: „Zawoll, ji hebbt mehr Glück as ver — schiedene Lüd.“ — „De dicsten Buur'n hebbt de dümmsten Kantüffel.“ — Holt jemand dem Spieler die hohen Trümpfe und Zählkarten ab, so sagt er wohl schmunzelnd: „So, nu spudt hei all Äusen!“ — „Em fall de Bust woll utgahn!“ — „Hei fall mi sienen Torf woll bringen!“ — „Ich will em woll na't Bekennnis fragen!“ — „Ich will di mal dei Wicht verhüren.“ — „Leuf, ich krieg di bi de Hamelbein!“ — Von einem dämmlichen Spieler sagt der Volksmund: „Dei spält appeldwatsch!“ — Dass Trumpf die Seele vom Spiel ist, drückt der Niederdeutsche aus, wenn er sagt: „Düüs huut Hüüs!“ — Von einem verlorenen Spiel heißt es: „Dat güng in de Wicken!“ — Der begreifliche Ärger bei andauerndem Pech im Spiel macht sich in den Worten Lust: „Wenn't nich bottern will, denn bottert nich, un wenn man of rinner spudt.“ Ein kleiner Gewinn wird schmunzelnd mit den Worten eingestrichen: „Bi lütten, seggt Schüttien! Sammelholt brennt of.“ — Der erste Gewinn „is Kattengewinn“. Wird durch andauerndes Trumpfspielen den Gegenspielern der letzte Trumpf abgeholt, so sagt der Spieler wohl: „Rut möt' sel harr de Beerdochter of seggt.“ Ein spät auf dem Tisch des Hauses erscheinendes „Ah“ ruft den Ausruf hervor: „Boz Deuker und der Daus! Luter Äffen un Düüs!“ — Hat jemand viel gewonnen, so sagt man zu ihm: „Du gewinnst di noch en gollen Näs.“ — Bei der Aufrechnung sagt der „Leidtragendste“: „Na, ich mutt woll de Utstüer betalen!“ Der Gewinner „kann hüt abend mit'n fett Muul

ut'n Finster kießen!" — Ist Gewinn und Verlust an dem Spielabend nur klein, so sagt man: „Güt is blot en Näsdrüppel ümsett't!" — „Wi hebbt den Abend billiger Wies dodslagen.“

Derartige volkstümliche und humoristisch gefärbte Spielreden, die es noch zu Hunderten gibt, sind Kinder der ungebundenen Lust des fröhlichen Augenblicks. Die Eltern dieser „Feierabendkinder“ kennt man meistens nicht. Gleich fahrenden Leuten, die Blut in den Adern haben, wandern sie im Lande umher, kommen von Ort zu Ort, von Schenke zu Schenke und teilen Spiel und Spielern mit von ihrer heiteren Laune und der sonnigen Frohnatur ihrer dureinstigen Urheber. So bilden denn auch diese Spielreden „einen kostlichen Teil des alten Erbgutes, das unsere Väter uns in Lied und Sage, in Rätsel und Sprichwort, in Schnurre und Schnack hinterlassen haben.“



Humor in Volksrätseln.

Ein nedisch munteres Kind des Volkshumors ist das vielgestaltige Scherzrätsel und die volkstümliche Scherzrätselfrage. Mit grobem Bauernkittel angetan, erscheint das Volksträtsel und die Rätselfrage, wie ein Naturkind der Poesie, in den meisten Fällen ohne metrische Gewandung vor unsren Augen und nimmt uns durch derb-drahtisches Koboldtum gefangen. Scherzrätsel und Scherzrätselfrage, beide sprossen in grauer Vorzeit Tagen, „wo die lichtfrohen Usen ihren Witz an den dummen Thurzen übten,“ organisch aus dem ureigensten Wesen des Volkstums und der Volkspoesie im engeren Sinne herbor. Beide umranken uns mit einer zum Teil sonderbar närrischen Welt, bald derb überraschender, bald finnig zarter, poesievoller Vorstellungen. Jetzt spüren wir der blauen Blume Märchenduft, dann wieder weist uns der herbe Hauch zynischer Zootologien auf die stark schlüpfrigen Nachseiten volkstümlicher Zwei- und Eindeutigkeiten.

Mit Staunen bemerkt man, wie die weitverbreiteten Volksträtsel sowohl am Fuße der Alpenlandschaften als auch an den Ufern der Weser und Elbe mit seltener Gleichmäßigkeit und in auffallender Ähnlichkeit auftreten, ja sogar nach Island und Norwegen übers Meer ihren Flug nehmen und durch mündliche Überlieferung von Kind auf Kindesfänger sich vererben. Man darf wohl behaupten: so lange die Volksseele sich noch ein natürliches und gesundes Empfinden bewahrt, so lange wird auch die Rätseldichtung nicht veralten noch aussterben, sondern das Volkstum in ungetrübter Freude des Empfindens darin seine Schaffenslust betätigen.

Bald führt uns eine ganze Gruppe von Volksrätseln — die sogenannten „Halslösungsrätsel“ in eine uns gar fremd gewordene Welt, und dann wiederum spiegelt sich in den märchenhaften Rätselaugen die alte, liebe Heimat wider, die Heimstätte unseres alten, von den Urbätern ererbten Glaubens. So vermittelt das Volksrätsel in nicht geringem Grade Heimatfunde und damit Heimatliebe, zumal wenn es sich in dem bilderreichen und mit kräftigem Innengeleben ausgestatteten Dialekt bewegt und der anschaulichkeit halber starke und daher wirksame Lokalfarbtöne an seinem Gewande trägt.

Das Scherzrätsel reizt und lockt, wenn es, wie auch die schwesterliche Scherzrätselfrage im niedischen Scharfsinn das Denken und Dichten des Volkes — von der bescheidenen Knospe bis zur vollerblühten Blume — vor uns entfaltet. Es lockt und reizt, wenn es mitunter sogar — wie Märchen und Sage in ungleich höherem Maße — auch eine phantastische, höhere Welt vor unserm geistigen Auge aufsteigen lässt.

Wenn das Volkslied mit Recht als die reinste und tiefste Offenbarung des Volkstums und der tiefinnersten Volksseele gilt, wenn die Schwänke und Schnaderhüpfeln die humorvolle Schlagkraft des volkstümlichen Mutterwitzes am besten widerspiegeln, wenn die Sage den Saum der Gewandung uralten Heidenglaubens festhält und das Märchen den Horizont paradiesischer Kindes- und Herzensreinheit goldig verklärt, so strömen zahllose Rätsel und Rätselfragen in volkstümlich beliebter Neckerei eine Unsumme von Volkswitz, Volkshumor und Scharfsinn aus. Sie schließen in sich den ganzen Kreis menschlichen Tuns und Treibens, in seiner Höhe und Weite, aber auch in seiner Hohlheit und Nichtigkeit.

Auch das Scherzrätsel begleitet den Menschen gleichsam von der Wiege bis zum Grabe. Verlobung, Brautstand und Ehe sind die drei Vogengänge und Hallen im Lebenstempel, die, von Rätseln umrankt, das geheimnisvolle Ende mit dem rätselvollen Anfang des menschlichen Lebens verbinden. Über Geburt und Tod reicht das Volksrätsel. Alle Dinge des menschlichen Lebens umschlingt und umwindet das Scherzrätsel in mannigfachen Variationen mit blumiger Fülle. Die jugendfrischen Kinder des Wixes enthüllen sich in der Scherzrätselfrage als Erzieher zur Übung des Scharffsinnes, wenn sie den gemeinten Gegenstand in Bildern verdunkelnd umschreiben und so selbst den scharfen Zähnen des Denkers oft stattliche Nüsse zu knicken geben.

Wie schon erwähnt, ist die Sprache und Bildkraft des Ausdrucks bei vielen Volksrätseln zumeist von der überraschendsten Zartheit der Empfindung, dann aber auch oftmals von sehr offenherziger Sinnlichkeit, die in den sogenannten „Spinnstubenrätseln“ mit ihren eigenartig freien Verkehrsäußerungen der Geschlechter — man denke nur an den Thüringer „Fleischhaufen“ — oft absichtlich in die allerderbsten Nüdigkeiten und Botologien ausarten.

Die Lösung derartiger „Spinnstubenrätsel“, die in geschlechtlich eindeutigem Gewande auftreten, ist fast immer ganz harmlos. Nur durch die Wahl der Worte und Bilder wird in stärkster Obscönität das grobsinnliche Gebiet des Geschlechtslebens als Angelpunkt verwendet und dadurch leider der Gedankentwelt näher gerückt, als dem gesunden Volkstum und einem harmlosen Verkehr der beiden Geschlechter in den ländlichen Spinnstuben zweckdienlich sein kann. Wossidlos „Medlenburger Volksüberlieferungen“ bringen hundertfache Belege für diese

bedenkliche Seite des Volkstums in dem Rätselband seines verdienstvollen Werkes.

Wie die Spinnstubenrätsel des Flachlandes, so dienen auch die Federn und oft derbgötigen Schnaderhüpfeln des Hochlandes dem Unternehmertum beim Brückenbau zum intimeren Geschlechtsverkehr. Derartige volkstümliche Boten in Scherzrätseln und Scherzrätselfragen, wie sie die unsauberer Aufklärungsapostel über geschlechtliche Dinge zu stellen lieben, liegen weit ab von dem weltfernen und feuschen Liebesidyll der auf kindlicher Stufe reiner Daseinsfreude stehenden Naturvölker. Die unflätigen Erfinder und Verbreiter von gröblich erotischen Rätseln und Scherzrätselfragen, sowie die Sänger von zootologischen Schnaderhüpfeln mit witzigen Pointen aus der Sexualosphäre dürften der Hauptsache nach auch heute noch halbberauschte, durch Tanz und Alkohol sinnlich stark erregte Burschen sein.

Diese dunkle Nachtschattenseite aus dem volkstümlichen Rätselbuch wird aber weit überstrahlt vom Sternenglanz all seiner goldig-humorvollen Lichtseiten. In starkem Strom sprudelt der Goldquell des Mutterwitzes und Volkshumors im Volksrätsel und der scherhaftesten Rätselfrage zum Licht empor. Bei den vielen, an sich stark kontrastierenden Landschaften unserer deutschen Heimat zeigt sich der Volkshumor naturgemäß in der verschiedensten Art und Weise lokal gefärbt und mit landschaftlichem Flitter verbrämt.

Zu dieser Buntschedigkeit des Volkshumors im Scherzrätsel und der Scherzrätselfrage trägt vor allem bei, daß unser deutsches Land von den ersten Zeiten des Mittelalters an bis auf die Zeitzeit hin zuviel historische Stürme und weltgeschichtliche Ungewitter erlebt hat. So hat der Dreißigjährige Krieg eine ungeheure Verrohung und Verwüstung

in unserem Volkstum angerichtet. Überall finden sich zwar mittelalterliche Motive des Volkshumors, aber sie sind angefressen und zerstört in jener dreißig-jährigen Elendzeit, da Deutschland ein Lummelplatz der Kriegsfurie war.

Infolge der wachgerufenen rohen und gemeinen Instinkte hat natürlich auch das Volksrätsel und die Rätselfrage — dieser alte Runenliebling des germanischen Volkes — bedenklich gelitten. Die reinen Wurzeln des Volksrätsels, die rätselhaft raunenden und bildlich umformenden Ausdrucksweisen des Volkes erstrecken sich bis zum tiefsten Urquell mystischen Volkstums. Sie reichen hinauf bis zu den religiösen Gebräuchen und dem Geheimkult des altgermanischen Heidentums. Das Rätsel — im Altdeutschen das „Tunkal“ — d. i. das Dunkle und Geheimnisvolle, die „Kenningar“ der Skandinavier, war in Verbindung mit Neiderei seit Jahrtausenden in jedem Volks- und Stammeskörper beliebt und ward bei jeder Volkgemeinschaft oft geübt und gern gepflegt. Daher erflärt sich die überaus große Zahl der Volksrätsel und ihr geradezu europäisches Verbreitungsfeld für manche derselben.

So läßt sich beispielsweise das aus grauer Vorzeit stammende Rätsel von der Kuh, das in Schwaben lautet:

„Viere ganget und viere hanget,
Drei spitzige und zwei glitzige
Un einer laicht (jagt) Fliegen“

verfolgen von dem tausendjährigen Schnee der Alpenketten bis zum einsamen norwegischen Kjölengrat. In ganz Deutschland, ja wohl noch darüber hinaus kennt man das Scherkrätsel, das in Medlenburger Mundart die Frage stellt: „Wat maken de twölf Apostel in'n Himmel?“ Antwort: Ein Dutzend. — Fast immer läuft eine volkstümliche

Rätselfrage auf einen bloßen Scherz hinaus, namentlich, wenn biblische Motive darin Verwendung finden.

Eine ganz eigenümliche Scherzrätselfrage mit geradezu verblüffend doppelsinniger Antwort lautet: „Wat is gaud vör de Ogen?“ Antwort: Nicks! — Diese Lösung „Nicks“ ist infofern doppelsinnig, als „Nicks“ eine volkstümliche Bezeichnung für eine Augensalbe ist, die aus Fett und Zinkoxyd besteht. Daraus erklärt sich dann auch die sonderbare sprichwörtliche Redensart: „Nicks is gaud vör de Ogen, äwer nich vör'n Magen.“ Sehr weit verbreitete niederdeutsche Scherzrätselfragen sind die folgenden:

Wo hett de Kauh am mihrsten Hor? — (Wo's mit den Swanz hensleit.)

Watt seggt de Koßappel, wenn hei up de Strat liggt? — (Nu bün ic fein rut.)

Wi kümmt Thom's achter de Hamel? — (Se sünd em vörbilopen).

Wenn de Hahn up einen Bein steiht, wat deiht hei denn? (Hei höhrt den annern tau Höch).

Wo kümmt de Adebor her? (Wo de Swanz hen steiht).

Wovel Schritt maakt de Sparling den Dag? (Hor kein, hei hüppt ümmer).

Wecker is de lüttst Fisch in't Water? (Dei den Swanz am dicht'sten bi'n Kopf hett).

Watt hett dei Möller up, wenn hei vörbiföhrt? ('ne witte Müß).

Wennehr sünd de Fuhlen gor nich von de Flitigen tau kennen? (Wenn't kolt is; denn lopen's all' lif dull).

Wo sitt de grötst Stein in de Kirch? (S'n't grötst Löd).

Up wecken Enn' steiht de Klockenturm? (Up't dic Enn').

Wer is am drieisten in de Kirch? (De Fleig; sei sett' sich up den Baster sin Näs).

In allen diesen Volksrätseln handelt es sich niemals um einen Wortwitz, sondern das Humorvolle steckt immer in der Sache. Auch kommt in ihnen jener gelassene Humor zur Geltung, der vor allem ein Erbstück des niederdeutschen Bauern ist. Ein treffendes Beispiel dafür ist auch die drollige Frage: „Wenn in Wismar de Bodder sößteine Schilling kost, wat kriggt man denn in Rostock vör en Fäuder Heu?“ (Antwort: „Zwei Bird). Biblische Anklänge enthalten die Scherzrätsel: „Woans hett de Esel in Noah sinen Kasten schriet? (Als en Esel).

Woans seg Moses sin Hund sin Stirn ut? (Rug).

Worüm hadd Judas en roden Wort? (Üm dat Gesicht).

Mark und Lebensader jedes Volksrätsels ist positive, sachliche Charakteristik der Gegenstände, wenngleich die volkstümliche Gruppierung oftmals sehr „tunkal“, d. i. dunkel erscheint und mitunter geradezu absichtlich auf Zweideutigkeiten geschlechtlicher Natur hinausläuft, um den Ratenden in seiner Gedankenfette auf das Glatteis derb obsöner Lösungen zu leiten. Der Tummelplatz dieser grobdrächtigen Volks-Zoologien ist das Dorf mit seinen Spinnstuben und Dorffünden*).

Wenn nun im nachfolgenden Blütenkranz des Scherzrätsels und der Scherzrätselfrage Mutterwitz und Volkshumor das Wort haben, so sollen sie weder mit zotig plumper Zunge reden, noch in übertriebener Zimperlichkeit zu weitgehende Delikatesse als Panier des Philistertums erheben. Warum soll man beispielsweise nicht die sehr bekannte und weit verbreitete Rätselfrage bringen: „Was geht richtiger

*) Vergl. Hugo Glard Meier: Deutsche Volkskunde, S. 334.



aufs Härchen als die beste Uhr? Der Volkshumor neigt seine mit klingenden Glöckchen besetzte Schellenkappe und flüstert als Lösung sacht ins Ohr: „Die Laus.“ —

Und wenn der Mutterwitz des Volkshumors uns schalkhaft nach der einzig achtenswerten Wohlbeleibtheit fragt und unserer Begriffsstutzigkeit zu Hilfe kommt, indem er jene frauenhafte Rundlichkeit uns nennt, die anderen „Umstände“, denen jeder Mensch sein Dasein hier auf Erden dankt, so sieht der Bruder Lustig uns dabei gar frank und freudig lächelnd ins Antlitz.

Drollig scherzend lautet eine andere Rätselfrage: „Wann lügt der Küster offenbarlich in der Kirche?“ Die Antwort: Wenn er singt „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ löst dann vielleicht in uns ein behagliches Schmunzeln aus, gerade wie die Frage nach der Landsmannschaft der heiligen drei Könige. Der oft starke Unsinn des volkstümlichen Wortspiels behauptet nämlich von ihnen: Die hl. drei Könige waren Frländer; denn sie zogen auf einem andern Wege wieder in „ihr Land“! So ist der König David nach einem volkstümlichen Wortspiel ein Holländer gewesen. Warum? — Er sagt von sich selber: Ich bin zu leiden geboren . . . Ferner fragt der Volksmund in wortspielerischem Sinne: „Wo lebt man am wohlseilsten?“ Die Antwort lautet: „Zu Zöny!“ . . . (Ort in Schwaben.) Bekanntlich wird ja für Essen und Trinken das meiste Geld ausgegeben.

Viel Nachdenken erfordert die Scherzrätselfrage: „Was ist höchst unrecht und doch keine Sünde?“ Die sehr einfache und sinnig humorvolle Lösung dieser Scherzfrage lautet in Mecklenburger Blatt: „Wenn man den linken Hanschen über dei rechte Fust tredt.“ In hochdeutscher Variante ergibt sich die Lösung:

„Wenn man mit der rechten Hand in den linken Handschuh fährt.“ — „Warum sind die Flöhe schwarz?“ fragt das Scherzrätsel. Dem Mutterwitz des Volkshumors erscheint das deshalb ganz natürlich und erklärlich, weil dies oft gejagte und zur Strecke gebrachte „Damenwild“ alias Damwild in beständiger Familientrauer lebt. Ebenso erklärt der Volkshumor das Fleisch der Flöhe für das süßeste Fleisch aller Tiere, da „dei Frugenslüd sic all ihrer dei Finger dornah lädt, as sei den Floh hebban.“ Das Volk malt eben „al Fresco.“ —

Weiter stellt der Volkshumor die Scherfrage: „Warum schabt man den grünen Käse?“ Die verblüffende Antwort des Nekkobolds lautet: „Weil er keine Federn hat, sonst würde man ihn rupfen.“ — Daß die Laus das treueste Tier sein soll, macht uns der Volkshumor dadurch klar, daß er sagt: „Die Laus ist so treu und anhänglich, daß sie sich mit dem Spitzbuben aufhängen lädt.“ Wer beantwortet die Scherfrage: „Wie viel Flöhe gehen auf einen Scheffel?“ besser als der Volkswit, wenn er à la Hans Bendix in salomonischer Weisheit sagt: „Gar keiner, denn alle springen davon.“ — Der Floh spielt überhaupt eine ziemliche Rolle im Scherzrätsel. Ist er es doch wiederum, auf den sich die Scherfrage bezieht: „Wer springt bi tein Grad Küll lustig in't Hemd rüm?“

Um auf die ersten biblischen Menschen zu kommen, möge die Scherfrage platzenreifen: „Wer ist gestorben und doch nicht geboren?“ Die Antwort lautet natürlich: Adam und Eva. Aber: „Warum hat Adam in den Apfel gebissen?“ Die scherzhafte Lösung lautet: „Er hatte kein Messer in der Tasche.“ — Das Taschenmesser ist bekanntlich erst eine Erfindung späteren Datums, und Adam und Eva lebten ja auch im Paradiese der Kleiderlosigkeit.

Eine nicht geringe Summe harmloser Scherze ist aufgespeichert in jenen allbeliebten und oft gestellten Scherzrätselfragen, die darauf hinausgehen, durch Wortspiele einen Unterschied zwischen zwei ganz heterogenen Dingen festzustellen, wie etwa zwischen dem Buchdrucker und dem Hund oder dem Nachtwächter und dem Soldaten. Vom Hund und Buchdrucker will ich schweigen, aber vom letzteren Paare heißt bekanntlich die Lösung der Scherzrätselfrage: „Der Soldat tut Taten, und der Nachtwächter tat tunen.“ Gerade dieser Unsinn im volkstümlichen Wortspiel hat mitunter etwas stark Komisches in sich. Auch im Volke wird mit Vorliebe die vielbenutzte Brücke nach Kalau betreten.

Das geschieht beispielsweise, wenn wir die Scherzfrage lösen sollen, wie Zonas im Bauche des Walfisches gefessen habe. Der kalauernde Volkswitz sagt: „Feucht! denn „er war jo naß.“ Ein Kalauer, wie er im Buche steht! — Ebenso nennt uns der Volkswitz in derselben Manier die Bewohner des zweiten Stockwerkes als diejenigen Leute, die alles über und unter sich gehen lassen können, ohne zu erkranken.

Ein Beispiel volkstümlich konkreten Denkens liefert der Volkshumor, wenn er die Rätselfragen stellt: „Was liegt auf dem Nasen mit 24 Nasen?“ „Was liegt auf den Bänken mit 24 Gelenken?“ „Gemeint sind in diesem „Tunkal“ die Säge und die Kette. Oder, wenn der Volkshumor im Scherzrätsel von dem beliebten Floh fragt: „Was ist das beste am Floh?“ — Antwort: „Dass er keine Hufeisen an den Füßen hat; denn sonst würde er uns die Rippen eintreten.“ Ein geographisches Scherzrätsel steht in der Frage: „Welches ist die ungesunde Gegend?“ Die Lösung lautet: „Zwischen Zug und Schwiz.“ In das Gebiet der Naturgeschichte schlägt die Rätsel-

frage: „Welche Pferde sind rosenfarben?“ Die scherhafteste Antwort lautet: „Die Schimmel; denn es gibt auch weiße Rosen.“

Die Frage: „Warum muß der Dieb hängen?“ beantwortet der Volkswitz dahin, daß er sagt: „Der Strick ist zu kurz, sonst könnte er vielleicht spazieren gehen.“ — Werden wir nach Leibern ohne Magen gefragt, so präsentiert uns der Volkshumor in der Antwort auf diese Scherzfrage die leidigen „Schnürleiber.“ Ebenso weiß uns der Volkswitz Schuhe zu nennen, die nie an den Füßen zerreißen. Das sind nämlich die Handschuhe. Ja, der närrische Kobold weiß sogar jemand aufzuspüren, der Einäugig zu sein wünscht. Und wer wäre denn das? „Der Blinde,“ entgegnet ganz einfach der Schalksnarr. Ebenso weiß er genau, wie viel Erbsen in einen Lütertopf gehen. Nämlich nicht eine, man muß sie alle hineintun. Auch kennt der Volkswitz sogar die Zeit, die selbst der Faulste eifrig benutzt. — Es ist die Mittagszeit. —

Sollte man etwa die Frage nicht lösen können, warum das Pferd nicht zum Schneider taugt, so wird uns die drollige Antwort: „Weil es Futter frisbt,“ gewiß ein Lächeln abnötigen, ebenso wie der erfragte Unterschied zwischen einer Branntwein-nase und einer Krupp-Kanone. Letztere kommt bekanntlich von Essen, die erstere vom Trinken. Aber was sagt man dazu, wenn der Volkshumor die Scherzfrage stellt: „Wat is en Dichter?“ und man hört die Antwort: „En Dichter is en Mann, dei künstlich leigen (lügen) kann.“ Ebenso „reimlich“ veranlagt und mit metrischer Gewandung drapiert erscheint die Frage und Antwort: „Wie heißt die tiefste Höhle?“ — „Die Musikantenkehle.“

In derb drastischer Weise kann uns der Volkshumor melden, was ein „Haupthaß“ ist. Die Ant-

wort auf diese Scherzfrage lautet: „Wenn einem die Läuse auf dem Kopfe tanzen.“ Ebenso erklärt der derbe Volkswitz die Frage nach dem größten Wunder in der Bibel dahin, daß Elias sich nicht den . . . verlängerten Rücken verbrannt hat, als er im feurigen Wagen gen Himmel fuhr.

Recht schalkhaft ist die Antwort auf die drollige Frage, wie man's macht, daß einem im Winter die Hand nicht friert. Die humorvolle Lösung lautet: „Man muß eine Faust machen.“ Sehr viele Varianten — oft unflätigster Art — hat die Scherzfrage: „Wat is unmöglich?“ Eine ziemlich harmlose aus dem Schock der Lösungen ist: „Unmöglich is, en Mückenfell über 'ne Biertunn tau trecken un Trummel dorup tou spälen.“ — Inbezug auf die beiden im Scherzrätsel sehr beliebten Tierchen — Laus und Floh — fragt der Volksmund: „Wecker hett dat beste Gewissen, de Lus orer de Floh?“ Die scherzhafte Entscheidung dieser „Knifflichkeit“ lautet: „De Lus, denn dei sitt still, über dei Floh springt weg.“ — Auf das Reh bezieht sich die Scherzfrage: „Wer drägt sien Vörhemd hinnen?“ Eine sehr große Anzahl von zum Teil recht witzigen Scherzrätselfragen ist derartig zotologisch mit Zweideutigkeiten gespickt, daß es durchaus unangebracht erscheint, diese „Gossenkinder“ einem größeren Leserkreise zu übermitteln. Volkstümliches „Sauglockenläuten“ ist nicht nach jedermanns Geschmack, darum decke Schweigen diese Abgründe des Volkstums, zumal in dem Vorstehenden nur ein kleines Bild aus dem großen Rätselreichtum geboten werden sollte. Von den im Volke sehr beliebten biblischen Rätseln mag noch angeführt werden: „Wer hatte das größte Bett?“ — Salomo; denn er spricht: „Wenn ich in mein Bett fahre.“ — „Wie viel Klappen hat die Hölle?“ Lösung: Zehn, denn die Bibel sagt: „Da

wird sein Heulen und Zähnklappen.“ — „Wie hett Esau heten as he lütt weer?“ — Antwort: Efarken. — „Wonem is en Knuütt (Knoten) in de Bibel?“ — Antwort: „Wo de Esel anbund'n steiht.“ — Auf das Paradies weist das Rätsel, das aber wohl kaum volkstümlich genannt werden darf:

„Sagt ihr lieben Gäste,
Was war das für 'ne Köste (Feier)
Wo der Bräutjam ohne Kleid
Und die Braut ganz ungeheut
Splitternackend sich ließ sehen.
Lieber, sag', wo ist's geschehen?“

Vermutlich ist dieses Rätsel aus Schütze, Holst. Idiotikon II, S. 232 am Schreibtisch irgend eines „Dichters“ und nicht im Volksmund entstanden. Ein nicht übler Witz liegt in der Rätselfrage aus der Gegend von Eckernförde: „Wat weer Madam Potiphar för en Landsmännin?“ — Die ulfige Antwort lautet: „Eine Schleswig-Holsteinerin; denn sie wollte mehr umschlungen sein.“ (Anspielung auf das bekannte Lied: Schleswig-Holstein meerumschlungen &c.) Die Zahl der biblischen Scherzrätsel könnte noch um ein Erfleckliches vermehrt werden, doch mögen die mitgeteilten Proben genügen, um zu bekunden, daß das Volk mit einer gewissen Vorliebe biblische Stoffe in scherhaftster Weise zu Rätseln verwendet.

In allen Rätselaufgaben und deren Auflösung tritt uns gewissermaßen ein neckischer Zweikampf mit geistigen Waffen entgegen. Der Witz des Aufgebenden, des Erfinders, fordert den Witz des Ratenden heraus. Doch kommt es bei den in Frage stehenden Scherzrätseln nicht so sehr auf die Prüfung der Verstandesschärfe an, als vielmehr auf Ulkerei und schelmische Neckerei. „Der Rätselschätz des

Volkshumors ist ein Kind der Kurzweil und des Mutwillens.“ Meistens lenkt das Volksrätsel absichtlich auf etwas ganz anderes hin als auf das zu Erratende und gar häufig erscheint die Aufgabe selbst als starker Unsinn, der aber in einem Volkswitz seine Lachenbefreende Lösung findet. Solchergestalt sind beispielsweise die Fragen an den Pfaffen Amis, als der Bischof ihn examiniert. Es heißtt an dieser Stelle in dem mittelhochdeutschen Gedichte: 1. „Wie viel Wasser ist im Meere?“ — Amis antwortet: „Ein Fuder, und wenn ihr alles Wasser, das ins Meer fließt, still stehen heißtt, so will ich's euch beweisen.“ 2. „Wie viel Tage sind seit Adam?“ — Amis sagt: „Sieben; denn wenn sie zu Ende sind, fangen sie wieder von vorne an.“ 3. Wo ist die Mitte der Welt?“ Antwort des Pfaffen Amis: „In meiner Kirche. Lasset dort mit einem Seile nachmessen, so wird es nicht halmbreit an einem Ende vorreichen.“ 4. „Wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel?“ Antwort: „So weit man schreien kann; steigt nur hinauf und horcht, wenn ich unten rufe.“ 5. „Wie breit ist der Himmel?“ Antwort: „Tausend Pfaster und tausend Ellen. Meßt nur nach, aber ihr müßt dabei Sonne, Mond und Sterne vom Flede nehmen und den Himmel dort hübsch wieder zusammenrücken.“

Derartige Rätselscherze sind uralt und weit verbreitet. Allgemein bekannt ist Bürgers launiges Gedicht: Der Kaiser und der Abt, worin auch solche Scherzrätselfragen von dem flugen Schäfer Hans Bendix gelöst werden und dem Mutterwitz als Triumphator ein Loblied gesungen wird. Etwas Ähnliches steht auch in „Schimpf und Ernst“ von Pauli und im „Ezopus“ von Burcard Woldis. In diesem Buche gibt der Fürst dem Abte folgende Fragen zu knicken: „Erstlich sag mir ohne List, wie

weit hinauf zum Himmel ist. Zum andern sag mir auch gut rund, wie tief da sei des Meeres Grund. Auch wieviel Rufen mußt machen lassen, das große Meer darin zu fassen. Und dies soll sein das vierte Stück, wie weit vom Unglück sei das Glück.“

Konnte der Abt die heißen Fragen beantworten, so sollten ihm für jede Antwort tausend Gulden an der Steuer erlassen werden, die der Fürst von dem geängstigten Abte fordert. Der arme Abt weiß nicht aus noch ein, und seine Brüder wissen auch keinen Rat. Da hilft ihm ein Schweinehirt, den er auf dem Felde trifft, aus seiner Not. In die Kleider des Abtes gesteckt, tritt er keck vor den Fürsten und beantwortet dessen Fragen folgendermaßen: „Der Himmel ist nit, wie man meint, so hoch, wie er da für uns scheint. Eine kleine Tagreis', auch nit mehr; mit gemeinem Spruch ich das bewähr'. Da Christus seinen Jüngern schwur, darnach hinauf zum Vater fuhr, geschah's vor Mittag am heil'gen Ort, denselben Abend war er dort. Das Meer, dadurch laufen die Schiff, ist auch nit, wie man meint, so tief, daß man sich drum bekümmern darf: Ist nit mehr als ein ebner Steinwurf. Und wieviel Rufen oder Läppen man dörft, das Meer darin zu schöpfen, wo man ein hät', die groß g'nug wär, so dörft man sonst kein machen mehr. Das vierte Stück merkt auch dabei, wie weit Glück von dem Unglück sei, das ist, wie ich mich hab bedacht, nit weiter als ein Tag und Nacht. Nächst mußt ich hintern Säuen traben, jetzt bin ich zu ein'm Abt erhaben, und der Abt ist aus seinem Orden kommen und zu einem Sauhirt worden, so kurz sich das Glücksrad umwend't.“ — Zum Schluß macht der Fürst den Sauhirten zum Abt und den Abt zum Sauhirten. Diesem und ähnlichen Erzeugnissen des schalkhaften Volkshumors liegt der Gedanke zugrunde, daß ein Naturkind oft

mehr Mutterwitz oder „Grüze“ im Kopfe hat, als ein Gelehrter und daß unter dem Strohdeckel des armen Mannes häufig mehr Weisheit sitzt, als unter der pelzverbrämten Mütze von Äbten und Prälaten.

Aus einer Rätselsammlung des 16. Jahrhunderts, aus welcher Wackernagel im 3. Bd. von Haupt's Zeitschrift für Deutsches Altertum Proben mitteilt, stammt die schalkhafte Frage: „Hängt der Hund am Schwanz, oder der Schwanz am Hunde?“ Die drollige Antwort lautet: „Hebst du den Hund am Schwanz über sich, so hängt der Hund am Schwanz, hebst du aber den Hund am Kopfe auf, so hängt der Schwanz am Hunde.“ — Eine andere Scherzrätselfrage aus dieser Sammlung lautet: „Welches Handwerk stiehlt am meisten?“ Die kalauernde Antwort ist: „Die Löffel- und Pfannenschmiede; denn sie machen die meisten Stiele. — Ferner heißt eine Scherfrage: „Warum nisten die Storchen nicht auf der Mühle?“ Antwort: „Weil sie fürchten, der Müller werde ihre Eier stehlen. Standen doch die Müller alle in dem Ruf aus „Nympwegen“ zu sein.

Aus der Sammlung „Studiosus jovalis“, der lustige Bruder Studio, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts erschien, stammt die schalkhafte Rätselfrage: „Warum vergibt man häufig große Ämter an Unwürdige?“ Weil es billig ist, daß man die schweren Lasten Eseln, nicht aber verständigen Leuten auflegt.“ — „Wie kann man Isaak mit einem Buchstaben schreiben?“ Antwort: „Man nimmt einen Sack und schreibt „I“ darauf.“ — „Wie kann man in einem Tage 50 Paar Schuhe machen?“ Antwort: „Man nimmt 50 Paar Stiefel und schneidet oben die Schäfte ab. Dann hat man 50 Paar Schuhe.

Dem reichhaltigen „Nedrätselbuch“ von D. Franklin von Ensfurt (Enslin von Frankfurt), das

1856 zu Frankfurt a. M. in zweiter Auflage erschienen ist und zwar „für das reifende und begreifende Jugendalter von zehn bis tausend Jahren;“ mit seinen etwa 1500 Rätselfragen entstammen die nachfolgenden Proben:

„Welches ist das geschäftigste Auge?“ — Das Hühnerauge; denn es ist beständig auf den Füßen. —

„Was sehen alle Blinden und hören alle Tauben?“ — Nichts.

„Wieviel Achelen hat der Mensch?“ — Drei, zwei Kniekehlen und eine hinter der Zunge. —

„Welches Gewicht muß ein Mensch haben, wenn er nicht umfallen soll?“ — Das Gleichgewicht. —

„Wann muß man sich in acht nehmen, daß man sich selbst nicht ins Herz beißt?“ — Wenn man das Herz auf der Zunge hat. —

„Welcher Fall tut nicht weh?“ — Der Beifall.

„Nach welchen Zeiten sehnt man sich, wenn man Hunger hat?“ — Nach den Mahlzeiten. —

„Welche Augen und welche Ellen werden gegessen?“ — Die Neunaugen und die Forellen.

„Wem fallen vom Wassertrinken die Augen zu?“
-- Dem Ertrinkenden.

„Wie kann man im Sommer das Hammelfleisch immer frisch erhalten?“ — Dadurch, daß man die Schafe ungeschlachtet läßt. —

„Welche Tracht ist die beste?“ — Die Eintracht.

„Wie viele Hosenträger gehören zu einer Hose?“
— Drei, der Mensch und die beiden andern Träger derselben.

„Welche Schuhe benutzt man, ohne sie an die Füße zu ziehen?“ Die Hemmschuhe. —

„In welches Gemach begibt sich niemand gern?“
— Ins Ungemach.

„Wer springt ohne Füße?“ — Der Springbrunnen.

„An welchen Leitern steigt niemand hinauf und nur einer herab, obwohl sie immer am Hause stehen?“ — An Blitzeleitern.

„Wer ist meiner Eltern Sohn und doch nicht mein Bruder?“ — Ich selbst.

„Welche Leute machen ihre Arbeit stets verkehrt und doch richtig?“ — Die Kupferstecher.

„Wie können sich zwei Menschen zwischen ihre Nasen stellen?“ — Wenn sie einander den Rücken zukehren.

„Mit welcher Angel kann man keine Fische fangen?“ — Mit der Lürrangel.

Aus Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volkes“ sind die folgenden Scherzrätselfragen entnommen:

„Wann ist's am gefährlichsten auszugehen?“ — Wenn die Bäume ausschlagen und der Salat schießt.

„Wie kommt der Floh zum Menschen?“ — Braun.

„Welche Namen sind die besten? — Die Einnahmen.

„Wie heißt der Gott der Musikanten?“ — Fagott.

„Es ist eine Speise, die niemand isßt,

Es ist getauft und doch kein Christ,

Es hat nie an das Stehlen denkt,

Und dennoch hat man's aufgehenkt.“ —

Antwort: Die Glöde.

„Wie viele Stiche bedarf es zu einem gut ange nähten Knopfe?“ — Keinen. —

Die Schrift von Kochholz „Alemannisches Kinder lied und Kinderspiel aus der Schweiz“ bringt folgende Scherzrätselfragen:

„Was macht der Sigrist, wenn er läutet?“ — Krumme Finger.

„Was ist in der Mitte von Basel? — das J.

„Warum läuft der Huchs oben über den Berg?“
— Weil er nicht durch kann.

„Wie viele Eier konnte der Riese Goliath nüchtern vertragen? — Eins; denn beim zweiten war er nicht mehr nüchtern.

„Wie hieß Moses, als er noch ein Kind war?“
— Der kleine Moses.

„Wo kommen alle Mehlsäcke zusammen?“ — An der Naht.

„Warum hört man den Kuckuck nie vormittags schreien? — Weil er stets „Kuckuck“ und nie „vormittags“ schreit. —

Aus einer Zusammenstellung plattdeutscher Rätsel von G. F. Meyer in Kiel im Jahrgang 1895, 1902, 1903 und 1905 der „Heimat“ mögen angeführt werden:

Wat ward nich kalt und ward nich äten un smedt doch mennigeen good?“ — Der Fuß.

„Peter Lang flattert lang de Stang;

Weicht de Wind, bummelt dat Ding.“ — (Bohne.)

„Wat is dat gröts Unrech?“ — Dat de irst Klümp ebenso lang faken mutt as de lezt.

„Wat treckt dusend Beer nich ut't Water?“ — En Stück Süffker.

Wat führt en halwen Swinstopp ähnli?“ — De annen Hälf.

„Wanehr hett de Has de meisten Löder ünner'n Buf?“ — Wenn he öwer'n Stoppelfeld löppt.

„Wat is merrn in Hamborg?“ — En „b“.

„Wannehr sitt de Kreih up'n Stubb'n?“ — Wenn de Bom ashaut is.

Wobel Kalwersteert hört darto, bet se an'n Himmel rekt?“ — En, wenn he bloß so lang is.

Wat is dat drieste in't Hus?“ — (Fürtang.)

„Wat geiht to Water un lett den Buuk in't Hus?“ — (Rissenbezug.)

„Wat geiht ower den minschlischen Verstand?“ —
(Hus und Lus.)

Wat geiht to Stall un fritt nich?

Wat geiht to Water un suppt nich?“ —
(Hufeisen.)

„Wenn dat rin geiht, denn wüppt dat,

Wenn dat rut geiht, denn drüppt dat?“ —
(Brunneneimer.)

Das vorstehende Rätsel, mitgeteilt von Jul. Prange in Ellerhof, gehört schon zu der großen Anzahl jener Spinnstubenrätsel, die unter dem Deckmantel der Harmlosigkeit auf versteckte Boten hinauslaufen. Auch das folgende Rätsel vom Leinen streift hart an diese Grenze. Es lautet:

„Wenn dat uplöpt, is't grön,

Wenn dat stief steiht, is't schön;

Keen Fru is so olt

De't nich all het spolt;

Keen Gesell is so hübsch

De't nich het in de Bürg;

Keen Kind is so kleen,

Dat'nich het mank de Been.

Recht witzig ist das Volksrätsel:

„Wenn du dat deist,

Denn is dat dahn;

Wenn du dat nich deist

Iß dat of dahn.“

Die Auflösung ist: Abtrocknen.

„Wer steiht in't Holt un grölt as en Tänbreker?“ — Der Pastor auf der Kanzel.

„Wo lat ic min Schoh flicken?“ — Wo he entwei is.

„Wo lat ic mi rasieren?“ — In't Gesicht.

Derartige Scherzfragen werden immer von neuem erfunden und kürzten in ihrer launigen Weise schon manchen langen Winterabend.

Romische Hausinschriften.

Sowohl an Häusern wie auf Grabsteinen und auf allerlei Gerätschaften, die zum täglichen Gebrauch bestimmt sind, treibt der Kobold des Volkshumors sein lustiges Wesen und offenbart in den mancherlei merkwürdigen und komischen Inschriften diesen oder jenen Charakterzug der einzelnen deutschen Volksstämme. Zwar spiegeln sich die Charaktereigentümlichkeiten eines Volkes nirgends schärfer wieder als in jenem Schatz von Lebensweisheit, der in seinen Sprichwörtern und Sinsprüchen aufgespeichert ist, aber auch die vielen launigen und sonderbaren Inschriften an Häusern, auf Grabsteinen und Geräten sind in gewissem Sinne ~~Ä~~ ~~u~~ ~~l~~ ~~t~~ ~~u~~ ~~r~~ ~~d~~ ~~e~~ ~~n~~ ~~f~~ ~~m~~ ~~ä~~ ~~l~~ ~~e~~ ~~r~~ ~~u~~ ~~n~~ ~~s~~ ~~e~~ ~~r~~ ~~ß~~ ~~V~~ ~~o~~ ~~I~~ ~~k~~ ~~s~~ ~~t~~ ~~u~~ ~~m~~ ~~s~~. Darum verdienen auch diese vielgestaltigen „Volksepigramme“ in vielen Fällen, daß sie der Vergessenheit entrissen werden. Bieten sie doch interessanten und schätzenswerten Stoff für die Beurteilung volkstümlichen Denkens und Empfindens.

Leider besteht die Tatsache, daß dieser Zweig des Volkshumors in unserer Zeit nur noch ganz selten bescheidene Blüten treibt. Der Grund liegt zur Haupttatsache darin, daß in unsren Tagen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr die Unterschiede schwinden, welche die Schichten der niederen Volksstände des Landes und der kleinen Städte von denen der höheren Stände und Gesellschaftsklassen unterscheiden. „Die Sage verläßt den Ort, das Märchen das Haus, um sich in Bücher zu flüchten, eine Menge Sitten und Meinungen sind im Aus-

sterben begriffen.“ So wird auch nur selten noch der alte Brauch beobachtet, Giebel und Torweg mit einem frommen oder lustigen Spruch zu schmücken, und wo dies geschieht, ist's nicht die alte naive Ursprünglichkeit, die ihn einhaut.*) —

Mit Dank ist deshalb jede Sammlung dergleicher Inschriften zu begrüßen, wie sie beispielsweise W. Herz in seinem Buche: „Deutsche Inschriften an Haus und Gerät“ im Jahre 1875 herausgegeben hat. Manche der nachfolgenden komischen Sprüche und Inschriften an Wohnhäusern, Wirtshäusern, auf Geräten und auf Grabsteinen entstammen dieser Sammlung. Andere sind aus Webers Demokrit entnommen oder aus Enzians Sammlung und anderen Quellen. Am meisten kommen solche komischen Inschriften im nördlichen Deutschland, der Domäne des Niederdeutschen vor. Ebenso in Deutschlands äußerstem Süden, weil sich an diesen Stellen der Volkshumor am frühesten regt hat und am kräftigsten in seiner Eigenart zur Entfaltung gelangt ist.

Viele Inschriften an Torwegen oder Häusergiebeln sind sogenannte *Begier sprüche*, wie sie vor allem der Schalkshumor des Mittelalters liebte. So liest man beispielsweise an einem Hause bei Herrischried im südlichen Schwarzwald:

„Ich Aff steh da und gaff,
Und weil ich gaff und steh,
So könnt' ich weiter geh.“

Um Berner Oberlande ist an verschiedenen Hausgiebeln das Sprüchlein verewigt:

„Was stehst und lugst mich an?
Mach's besser, wer kann.“

Ein recht wunderlicher Spruch zierte ein Bauernhaus bei Thun. Er lautet:

*) Moritz Busch: Deutscher Volkshumor.

„Dies Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vorne neu und hinten alt.
Hätte der Meister das Geld nicht gereut,
So hätt' er's nach hinten auch erneut.“

Leise Untertöne von Resignation über den zu teuer gewordenen Hausbau klingen aus dem Reim, der an einem Hause in Goslar steht und ähnlich auch anderswo zu finden ist. Der Spruch sagt:

„Bauen ist eine Lust,
Wenn's nur nichts kost.“ —

Ein höchst komischer Bericht findet sich in Steiermark an einem noch ziemlich neuen Hause unter demilde des Schuhheiligen Florian, der ein brennendes Gebäude mit einer Gießkanne (!) vor dem Untergange zu retten sucht. Die komischen Verse lauten:

„Dies Haus stellt ich in Gottes Hand,
Da (!) ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß der besser darnach schaut.“

In Franken hat ein humoristischer Schalk über seiner Haustür den ausgelassenen Vers angebracht:
„Heiliger Florian, du sacerdotaler Schwanz,
Wir brauchen dich nimmer, wir hab'n Assuranz.“

Ebenfalls in Franken findet sich die originelle Hausinschrift:

„Gottes Gnad, ein gesunder Leib,
Ein gutes Bett, ein schönes Weib,
Tausend Dukaten in der Not,
Fröhliche Urständ nach dem Tod,
Wer die sechs Glück zusammen hat,
Der komm und lösch den Reimen ab.“

Eigenartig ist auch die nachfolgende „finnierliche“ Inschrift aus Tirol. Sie lautet:

„Das Haus ist mein und doch nicht mein,
Der nach mir kommt, 's ist auch nicht sein.“

Und wird's dem Dritten übergeben,
So wird's ihm ebenso ergehen.

Den vierten trägt man auch hinaus.

Mein! sagt mir doch, wes' ist das Haus?"

Eine drafstische Komik echt volkstümlicher Art
offenbart sich in der nachfolgenden Inschrift:

„O Herr, b'hüt üs,
Vor Jesuite und G'wandlüs.
Bösi Wyber und falsches Geld
Hat der Tüfel g'sait i d' Welt.
Das sy als Plaggeister.
Hans Roth, Zimmermeister.“

Diese drollige Haussinschrift stammt aus dem
Oberaargau. Aus Oberschlesien ist die Inschrift:

„Ich hab' gebaut nach meinem Sinn
Drum, Neider, geh' nur immer hin,
Und wem die Bauart nicht gefällt,
Der bau es besser für sein Geld.“

In Groß-Brunsröde steht an einem Hause vom
Jahre 1723:

„Wenn der Neider noch so viel, es geschieht
doch, was Gott haben will.

Wer baut an der Straßen, muß die Narren
reden lassen.“

An einem Hause in Westfalen findet sich die
philosophierende Inschrift:

„Wenn dieses Haus so lang' nur steht,
Bis aller Reid und Haß vergeht,
Dann bleibt's fürwahr so lange stehn,
Bis die Welt wird untergehn.“

Eine Würtemberger Inschrift besagt:

Hier wohnt ein fröhlicher Mann,
Der Herrendienst entraten kann.“

Eine Schweizer Inschrift lautet ähnlich wie die
an einem Hause in Goslar. Es heißt in derselben:

„Bauen war eine Lust,
Aber was es geflust't
Hab ich vorher nit gewußt.“

Aus dem Altenburgischen stammt das Be-
kenntnis:

„Ich fehre mich nichts dran,
Ich laß die Leute flügeln.
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?
Ich kann nicht besser leben,
Als daß ich dazu lach'.
So haben sie vergebens
Sich viele Müh' gemacht.“

Ein Tiroler bittet in einem Hausspruch:
„Behüt uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mizwachs und vor teurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut.“ (!)

Aus Schlesien stammt die sonderbare Hauss-
inschrift:

„Wenn ich hätt' aller Jungfern Kunst
Und aller Meister Kunst
Und aller Künstler Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf ein' Nadelspit ()
Dieweil ich aber solches nicht haben kann ()
Muß ich bauen auf einen Plan.“

Am Gothaer Rathaus findet sich die beachtens-
werte Inschrift:

„Wo der Bürgermeister schenkt Wein,
Die Fleischhauer im Rote sein,
Und der Bäcker wiegt das Brot,
Da leid't die Gemeinde große Not.“

Über einer Schlosserwerkstatt steht der humor-
volle Spruch:

„Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloß müßt angeleget werden,

Dann wär die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden."

Zu Tuttlingen in Schwaben liest man über dem Eingang zu einer Seifenfiederei den komischen Einfall eines Hausspoeten in folgenden Versen:

„Bläst uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod das Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht und wer Wachslicht war.“

Zu Trellstedt im Braunschweigischen liest man die Inschrift am Hause Nr. 33:

„Die mir nichts gönnen und nichts geben, die müssen sehen, daß ich lebe.
Seid witzig, die Welt ist spitzig, seid fürsichtig, sie sind alle nicht aufrichtig.“

In einem Hause in Gr. Steinum im Braunschweigischen finden sich die Verse:

„Ich achte meine Hasser gleich wie das Regentwasser,
Das von den Dächern fließt.
Allen die mich kennen, Gebe Gott was sie mir gönnen.“ 1796.

Am roten Turm zu Wien steht unter dem Bilde einer Speckseite der „einladende“ Vers:

„Befind sich hier irgend ein Mann,
Der mit der Wahrheit sagen kann,
Dass ihm sein Heirat nicht gereut,
Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Baden herunterhauen.“

Am Marktbrunnen zu Bruck in Steiermark liest man die nachdenkliche Inschrift:

„Ich, Hans Brasser,
Trinck lieber Wein als Wasser.
Trünch ich das Wasser so gern als Wein,
So kundt ich ein reicherer Brasser sein.“

In einem Wirtshause in Schwaben steht die kurz angebundene Erklärung zur gefälligen Kenntnisnahme und Nachachtung:

„Hier ist das Haus zur Sonnen,
Wer kein Geld hat, geh zum Brunnen.“

Den Haussgiebel eines Wirtshauses in der Pfalz schmückt folgende Einladung:

„Lieber Gast, komm geschwind herein.
Hast du Geld, hab ich guten Wein.
Hast du kein's, kannst du drüben einföhren,
Dort ist der Brunnen mit zwei Röhren.“

Bei Banker in der Nähe von Lütjenburg im Holsteinischen steht an einem Wirtshause, welches die „Ole Wise“ genannt wird, folgender Spruch:

„Dis is die ole Wise.
Hier geiht dat na de ole Wise:
De Wirt, de supt dat Beste
Un seggt: Brost alle mine lewen Gäste.“

Am Hause eines Gerbermeisters zu Klostern in Tirol findet man folgenden derb-komischen Vers:

„Hirschhäut und Bockgeißfell
Sind zum Verreuzz bereit,
Die ziehiger weit sind
Denn alte Weiberhäut.“

Zm Lübecker Rathause liest man in dem Saale, wo die Junker das Hochzeitsmahl zu halten pflegten:

„Mannich man lude synghet
Wen man de Bruat em bringhet;
Wisthe he wat man em brochte,
Dat he veel leever weenen möchte.“

Zu Arnbach in Tirol zeigt ein Schusterschild, auf dem ein umgekehrter Stiefel angebracht ist, das Volksepigramm:

„Die Welt ist jetzt so aufgeklärt,
Drum (!) ist der Stiefel umgekehrt.

Wenn die Welt anders wird
Kommt der Absatz auf die Erd.“

Ein naiver Frager offenbart seine leider nicht
zu stillende komische Witzbegierde in den Zeilen:

„Dies schöne Haus ist Sand und Stein
Wie werden die im Himmel sein?“

Ein recht „frumber“ Mann muß es gewesen
sein, der in dem baulich so überaus interessanten
Rotenburg a. d. Tauber seinen Haßgiebel mit den
Worten zieren ließ:

„Du nötigst Gott so oft,
Und gehst doch immer aus, (!)
Wenn er dich dann besucht,
So bist du nicht zu Haß.“

Ein wenig dunkel zwar, jedoch höchst sonder-
bar! — —

In Waldeck findet sich eine Inschrift an einem
Hause, die zu den unfreiwillig komischen gerechnet
werden kann. Sie lautet:

„O Herr, lehr mich dich suchen
Ohn Haß, Neid, Furcht und Fluchen.“

Eine Witwe in Wethen „dichtete“ sich die
Strophe:

„An deinem Wort genüget mir,
Ach, schreib' es über meine Tür:
Der große Herr des Himmels spricht:
Beleidigt diese Witwe nicht.“

Unter dem Vilde des heiligen Christopherus
liest man an einem Hause in Tölz in Oberbayern
die Narrenfrage:

„Christoph trug Christum,
Christus trug die ganze Welt,
Sag', wo hat Christophorus damals
Hin den Fuß gestellt?“

Eine Nürnberger Hausinschrift zeigt die
widerhaarige Natur ihres Verfassers in den Versen:

„Nun werd ich auch wohl Neider haben,
Hier habt ihr Steine, freßt euch satt!
Das ist ein Mann von schlechten Gaben,
Der keinen Neider hat.“

Einem etwaigen Nörgeler von vornherein über den losen Mund zu fahren, beliebt der Dichter einer Hausinschrift zu Braunau in Waldeck. Sie lautet:

„Es wird kein Ding so wohl gemacht,
Es kommt doch einer, der's veracht'.
Wärst du erst gekommen,
Hätt' ich Rath bei dir genommen.“ 1717.

Eine wirklich gute Seele offenbart sich in einer ostfriesischen Inschrift. Darin heißt es:

„Gott gebe allen, die mich kennen
Noch zehnmal mehr, als sie mir gönnen.“

Kurz und erbaulich ist die Inschrift am Rathaus zu Wernigerode im Harz. Es heißt dort:

„Einer acht's
Der andre verlacht's
Der dritte betracht's.
Was macht's?“ 1492.

Auf einer eingemauerten Tonplatte an einem Hause zu Nieblum auf Föhr liest man den Wunsch:
„Alle, die mich kennen und mich nennen,
Wünsche ich, was sie mich gönnen.“

Eine Verzierinschrift, ähnlich einer bereits vorhin erwähnten, finden wir auch in Rothenburg an der Tauber. Die Worte der Hausinschrift lauten:

„Was stehst du hier und gaffst?
Wär besser, daß du schaffst;
Anstatt hier zu stehn,
Könntest du weiter gehn.“

Zu Kirchdorf in Tirol verzierte ein Witbold sein Haus mit dem Sinnspruch:
„Allen zu gefallen, kann möglich nicht sein,
Es sein zu viele Köpf' und zu wenig Verstand darein.“

An einem Hause in der Stadt Hannover liest man den plattdeutschen Spruch:

„Nienau heet ic.

Wat recht un good is, dat weet ic.

Gott geb't dato,

Dat ic't of do.“

Eine ergötzlich grobe Inschrift wünscht:

„Sieh auf dich und nicht auf mich,

Und wo ich fehle, bessre Dich.

Es leben die guten Freunde!

Der Teufel hole die Feinde!“

In Landau „dichtete“ sich ein Reimschmied 1670 folgende Zeilen für sein Haus:

„Noah baut ihm selbst den Kasten

Vor der Sündflut drin zu rasten:

Niclas Schulze baut dies Haus

Drin zu ruhn vor allem Graus.“

Mit Behagen kann man in Kassel die Hausschrift lesen:

„Wäre Lügen so schwer als Steine tragen,
Würde mancher lieber die Wahrheit sagen.“

Auch der hannoversche „Dichter“ nötigt uns ein Schmunzeln ab, wenn er an seinem Hause die Inschrift anbringt:

„Dies Haus hab ich für mich gemacht,
Und ob auch mancher spottet und lacht,
Ein jeder baut nach seiner Nase,
Ich heiße Conrad Wilhelm Hase.“

Einen gerade nicht als christlich anzusehenden Wunsch spricht ein Gläsermeister zu Wittlage in seinem Hausspruche aus. Er sagt darin:

„Der Herr beschütze Korn und Wein
Der Hagel schlage die Fenster ein.“

In Steichenhall findet sich über einem Bäderladen der stark anzuzweifelnde Vers:

„Wenn das Brod ist zu klein,
Ist die Schuld nicht mein.“

An einem Müllerhause zu Bovenden in Hannover liest man unter dem Bilde eines Esels:

„Jesus hat selbst geritten
Des Müllers Ritterpferd,
Ob er für mich gelitten
Was Gott von ihm begehrte.“

An einer Stubentür auf der Hallig Nordmarsch findet sich die Anmerkung:

„Durch Glück und Walfischfang gibt Gott mir Haus
und Land.“ (Aus P. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.“)

Ein biederer Anspacher schreibt an seinen Hausgiebel den naiven Vers:

„Des Herrn Hilfe läßt sich sehn,
Wenn die Ochsen am Berge stehn.“

In Thorn meint jemand an seinem Hause:

„Wenn Alles allhier würd' geschildert,
Wozu wär noch das jüngst Gericht?“

Raum glaublich ist eine Inschrift an einem Haus zu Bergishübel in Sachsen. Sie verkündet in naiver, sinnreicher Bezuglichkeit:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand.
1799 wurden die Schindeln gewandt.

Wird mir Gott das Herz erwecken

Und der Schwager das Geld vorstrecken (!)
So laß ich's noch mit Ziegeln decken.“

Hoffentlich ist dem Manne später geholfen worden.

Ein ganz widerhaariger Mensch wählt sich als Hausspruch die Verse:

„Was andern ärgert, das thu ich partout,
Und wenn sie noch brummen, so lach ich dazu.“

In Versen bei Augsburg liest man neben der Synagoge unter einem Muttergottesbilde, an einem Hause den frommen Wunsch:

„Mach' du stiller Morgenstern (!)
Daz die Jüden sich befehrn,
Erthum lassen
Endlich fassen,
Daz ein Gott, Personen drei,
Christus der Messias sei.“

Wahrscheinlich sind das alte Gesangbuchverse.

An einem Gefängnis zu Wölze a. d. Weser findet sich der einladende Vers:

„Kreuch hier in diese Löcher ein
Wenn du kannst toll und böse sein.“

Im Admiraltätszimmer des Ratsweinkellers zu Lübeck sieht man unter demilde des Ritters St. Georg die humoristische Inschrift:

„Den Drachen lun he ligt betwingen
Mit sinen Döst wilt nich gelingen.“

Im Kreise Wittlage liest man über einem stattlichen Schweinstall die drolligen Zeilen:

„Weil ich kein Jude bin,
Hab' ich für Schweine Sinn.“

Unter einem lustigenilde, auf demtrunkene Landsknechte einen weinseligen Bürger nach Hause lotzen, finden sich in Lübeck die Verse:

„En el (Elle) bottermelk un tein el Klümp
Un wenn de scho versapen sünd,
So danz wi up de strümp.“

Es ist das vermutlich ein altes niederdeutsches Tanzlied.

Am Rathause zu Wiedenbrück finden sich die Verse:

„Einen gerechten und standhaften Mann
Gar kein Gefahr erschrecken kann.
Er bleibt fest und steht still (!)
Obgleich (!) die Welt in Haufen fiel“ (!)
Das ist doch wahrlich den Mund etwas reichlich voll genommen.

Ferner findet man dort die Inschrift:
„Dem Menschen Gott nicht ohne Rath (!)
Zwey Ohren ange schaffen hat,
Daz er damit höre ohne Verdacht (!)
Was Cleger und beklagter sagt.“

Anno 1619.

An dem Wohnhause Nr. 49 am Markt zu Wiedenbrück liest man das niederdeutsche Sprichwort, das ja bekanntlich auch in hochdeutschem Gewande erscheint:

„Hoit Dich vor de Käzen die vor licken un achter krazen!“

An dem Türbalken eines Hauses in Tintel steht der drollige Spruch:

„Der Herr segne deinen Eingang, wenn du Geld hast, deinen Ausgang, wenn du bezahlt hast.“ Anno 1618.

Diese humoristische Inschrift erklärt sich dadurch, daß dieses Haus in früheren Zeiten ein Wirtshaus war. —

Eine drollige Hausinschrift zu Basel besagt:

„Auf Gott alleine ich vertrau
Und wohne in der alten Sau.“

Die „alte Sau“ war gemäß der früher herrschenden Sitte der Hausname. —

Einen gerade nicht „frommen“ Wunsch enthält ein Balken an einem Hause der Marienstraße zu Osnabrück. Früher hieß diese Gasse die „Schweinestraße“. Die Inschrift lautet:

„Deo sit honor et gratia!
Lividus tabescat invidia per semiperna saecula.“

Anno 1616.

Das heißt auf deutsch: „Gott sei Lob und Dank! Wer vor Neid blaß ist, der möge die Pest bekommen durch alle Jahrhunderte.“ —

Man sieht aus den vorstehenden Proben komischer Hausinschriften, daß diese Wahrzeichen einer vergangenen oder vergehenden Sitte mancherlei Nam' und Art der volkstümlichen Gesichtszüge unseres Volkes zeigen. Und doch bieten diese Stichproben nur eine kleine Auslese aus dem großen Gebiet der Inschriften. Schon J. von Radotitz und W. Riehl haben gebührend auf diese Volksepigramme hingewiesen; ersterer vor allem in dem Vorworte zu seinen „Mottos und Devisen des späteren Mittelalters.“ Er sagt darin: „Diese Volksepigramme sind recht auf eigenstem Grunde des Volks erwachsen, das in ihnen seinem religiösen Gefühl, seinen Anschauungen von Welt und Menschen, seinem Humor bald in naiver grundsätzlicher Unbeholfenheit, bald in artigem Gedanken- oder Wortspiel, nicht selten mit charakteristischer Wendung und fast kunstgemäßem Schliffe einer sinnreichen Bezuglichkeit Ausdruck gibt.“ Will man aber diese läbliche Sitte der Hausinschriften von neuem beleben, so soll man vor allem in deutscher Sprache deutlich reden und nicht — wie beispielsweise am Hamburger Rathause — zum toten Latein greifen. Das ist unter allen Umständen Caviar für das Volk und entspricht nicht der Würde des deutschen Volkstums.

Von Interesse wird es auch sein, von den Inschriften zu hören, die sich an den Gebäuden des sogenannten „Eulenspiegelhofes“ in Kneitlingen finden. Dort liest man an der Scheune:

„Gott schütze die verliehenen Güter,
Läß uns die Gaben wohl gedeihn,
Läß Feuersglut und Ungewitter
Entfernt von unsren Grenzen sein. (!)
Wir bauen nicht aus Stolz und Pracht
Sondern die Feuersglut hat Uns am 29. November
1821 dazu gebracht.“

Am Stallgebäude stehen die Strophen:

„Bleibt hier viel Böses unbestraft,
Viel Gutes unbefohnt,
So kommt ein Tag der Rechenschaft,
Der keinen Sünder schont.

Dann stellst du, Gott, den vors Gericht,
Durch den diese Feuersbrunst Am 29. November des
Morgens um 6 Uhr geworden ist.“

Der folgende Vers sammelt dann feurige Kohlen
christlicher Liebe auf das sündige Haupt des Brand-
stifters. Er lautet:

„Gott segne den Verbrecher, (!) daß er
bereuen mag,

Der dies verschuldet hat.

Ach Gott, vergieb doch dem die Sünde,
Läß doch ihn bei dir Gnade finden,
Der diesen Brand hat ausgeübt.

Auf allen seinen Wegen,
Gieb doch ihm Heil und Segen,
Durch Christum unsfern Herrn!“ —

Mehr christliche Nächstenliebe kann man von dem
damaligen Besitzer des Eulenspiegelhofes, Friedrich
Fricke und seiner Ehefrau Anna Elisabeth, geborene
Sticheln, wahrlich nicht verlangen.

In der Fensterscheibe eines Wirtshauses in der
Nähe von Büldau hatte der ehemalige Besitzer des
Hauses den Vers schreiben lassen:

„Johann von Seet bin ic genant,
Ic lücht min Frau den Pels wol mit der Hand.
As't en ander deit,
Em't nich good geit.“

Daraus entstand um die Mitte des 18. Jahr-
hunderts, wie Bratje in „Bremen und Verden“
(5. Sammlung, S. 124) berichtet, für dieses Wirts-
haus der sonderbare Name „Lüchtenpels“.

In der Eckerworth bei Walsrode findet man
den Hausprüch:

„Nimm, Herr, dit Hus in dine Gut,
Dat Dokters un Aftaten bliwen ut.“

Zu Uelzen findet sich im alten Ratskeller der
Reim:

„Gott lieben macht selig,
Wein trinken macht fröhlich.
Drum liebe Gott und trinke Wein
So kannst du fröhlich und selig sein.“

Daneben steht der Bibelprüch:
„Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht
ererben.“

Man sieht aus diesen Stichproben von Haus-
inschriften, was für neidische und lustige Kapriolen
der Volksumor auf diesem Gebiete anzugeben weiß.



**Komische und merkwürdige Inschriften
auf Geräten.**

Wie der wohlhabende Bauer es von alters her liebte, sein Haus außen und über den Türen im Innern mit allerlei Sprüchen, die meistens einen frommen Sinn bekunden sollen, zu zieren, so war es früher ebenfalls eine weit verbreitete Sitte, auch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, das Hausrat, die Möbel und Gerätschaften bis herab auf die Teller und Schüsseln mit Bibelworten, weltlichen Versen und volkstümlichen Sprichwörtern zu schmücken. Darunter finden sich zum Teil höchst merkwürdige und oft urkomische Inschriften. Nachfolgende Proben derartiger Inschriften liefern die Belege dafür in zwangloser Folge.

So liest man beispielsweise an der Sitzlehne eines Osens im Sonnenhof bei Stadelhofen i. d. Schw. folgenden merkwürdigen Spruch:

„Durch d' Sünd der Mensch gefallen ist,
Dass ihm an Leib' und Seel viel prißt (gebracht).
Damit er aber nit verzag
Sondern Gott zu preisen Ursach hab,
Hat er ihm für Frost und Kält'
Des Osens Mittel (!) hingestellt.“

Alte Uhren sind sehr häufig mit gereimten Inschriften verziert. Aus dem Elsaß stammt die folgende naive Inschrift auf einer Uhr. Sie lautet:

„Heiliger Sanct (!) Veit,
Weck mich in der Zeit.
Weck mich nicht zu früh und nicht zu spät,
Weck mich, wenn es fünfe schlägt.“

Auf Pokalen, Kelchen, Gläsern und Krügen fehlten zu den Zeiten unserer Vorfahren selten kurze Sprüche oder längere Reimpaare als zierende Inschriften. Oft standen höchst sonderbare „fromme“ Wünsche drauf. Was sagt man beispielsweise zu dem erbaulichen Spruch auf einem Trinkglase:

„Wer mich lobt in Präsenz
Und schilt in AbSENZ
Den erwürg die Pestilenz.“

In der Tat, kurz und kernig! —
Eine uralte Wahrheit verkündet der folgende Trinkglasspruch:

„Die Kehl
Kost veell!“

Warnend leuchten uns auf einem Pokal die Worte entgegen, die sich auch als Hausspruch fast wortgetreu in Esbed im Herzogtum Braunschweig finden:

„Verlaß dich auf die Leute nicht,
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosanna spricht,
Sagt morgen Crucifige.“ —

Die Esbeder Variante lautet:

„Vertraue keinem Menschen nicht,
Sie sind wie eine Wiege,
Wer heute Hosanna spricht,
Ruft morgen crucifige.“ 1708

Das „crucifige“ dieser Reimpaare ist jedenfalls eine merkwürdige Reimbildung auf „Wiege“, die aus der verflossenen „Bibel- und Gesangbüchsen-Zeit“ stammt. —

Von Herzen wird jeder rechtschaffen Durstige einstimmen in den Wunsch, den die Umschrift eines Trinkbechers zum Ausdruck bringt:

„Ich wollt', wer mir den Trunk nicht gönnt,
Daz er sein' Durst nie löschen könnt‘.“

Komisch mutet uns ein Bürsten spruch an. Er lautet:

„Es muß Schweine regnen, eher jeder eine Vorste erhält.“

Auf einem irdenen Krug steht das eigenartige Sprüchlein:

„Zum Trinken braucht man Säfte,
Zur Reue braucht man Kräfte.“ —

Bei diesen etwas dunklen und rätselhaften Zeilen ist schwerlich einzusehen, wie dieselben in einen logischen Zusammenhang gebracht werden können. Vermutlich liegt auch gar kein anderer Grund vor, diese Knittelverse aneinanderzureihen, als das reimende Moment von „Säfte und „Kräfte“ und die selbstgeschaffene Notwendigkeit: „Reim dich, oder ich fréß' dich!“ — Ebenso ist nicht leicht zu begreifen, was der folgende Reim auf einem Trinkgefäß zu tun hat. Er lautet:

„Die Hoffart zwingt den kurzen Mann,
Dass er muß auf den Zehen ga'n.“

Einen Sinn hätte dieser Spruch nur dann, wenn auf dem betreffenden Trinkgefäß — wie das allerdings häufig auch der Fall ist — ein entsprechendes komisches Bild angebracht wäre.

Komisch und dunkelsinnig ist auch der Spruch:
„Essen und nicht getrunken, ist gesunken, (?)
Trinken ohne Essen, ist zwischen zwei Stühlen
gesessen.“ —

Solche ziemlich sinnlosen Reimereien finden sich auf alten Gerätschaften gar nicht selten.

Von unverwüstlicher Trinkerlaune zeugt der Vers auf einem Becher:

„Ich trau' auf Gott und fürcht den Teufel nicht;
Bisweilen krieg ich auch die Gicht.“

Einen argen Schelm und „Schürzenjäger“ verrät der drollige Vierzeiler:

„Füchsen auf den grünen Auen
In den Städten den Jungfrauen
Stellt man nach mit großer List
Weil der Balg noch jünger ist. (!)“

Auf einem kleinen Henkelkrug ließ man das volkstümliche Sprichwort:

„Groß sein, thut's nicht allein,
Sonst holte die Kuh den Hasen ein.“

Einen recht loblichen Vorsatz verkünden die Verszeilen auf einem Trinkglase:

„Ich will in diesen heißen Zeiten
Mein Bünglein in die Schwemme reiten.“

Sehr wahr und recht witzig verkündet der nachfolgende Vers:

„Umsonst wirst du versuchen
Ein Paternoster zusammenzufluchen.“ —

Gewiß beherzigenswert ist die Mahnung, welche an einem Weinfäß zu Straßburg i. E. angebracht ist. Die Worte lauten:

„Sechshundert Ohmen werd ich allzeit fassen,
Was drüber ist, nicht in mich gießen lassen;
O Leser, nimm mich stets zu deinem Beispiel an —
Ein Schelm, wer mehr verschludt, als er vertragen kann.“ 1773.

In Sigmaringen hat ein griesgrämlicher Schwarzseher auf einer Flasche den Vers angebracht:

„Wer einen guten Freund will finden,
Der muß bei hellem Sonnenschein ein Licht
anzünden.“

Ebenso griesgrämlich und schwarzseherisch redet der Schüsselspruch:

„Glück und Unglück
Ist alle Morgen mein Frühstück.“

Schicksalsergebener Fatalismus offenbart sich in den Zeilen auf einer anderen Schüssel, wenn es da heißt:

„Eines Teden Unglück
Schikt sich am besten auf seinem Rück.“
Durchaus richtige und gut angebrachte Lebens-
philosophie predigt der Tellerspruch:

„Es steht geschrieben,
Dass Sechs oder Sieben
Nicht sollen harren
Auf einen Narren,
Sondern essen,
Und des Narren vergessen.“

„Wer nich kümmmt tau rechter Tid
De geiht de Mahltid quiet“
sagt mit Recht ein anderer Tellerspruch.
Echt volkstümlicher Humor tut sich kund in dem
ulfigen Spruch:

„Feder hat einen Sparren frei,
Wer's nit glaubt, hat ihrer zweil.“
Recht sonderbar, aber erklärlich, heißt es auf
einer Schüssel:

„Finis!
Am Freitag ißt man keine Swinis.“
Drollig nimmt es sich auch aus, wenn man auf
Mehlsäcken die stolzen Worte prangen sieht:

„Es wisse hiermit jedermann:
Ich gehöre allzeit dem Meier in der Lann.“
Einen humorvollen Seitenblick auf die feisten
Bäuche der Mönche enthält der Schüsselspruch:

„Der Mönch fast' gern mit vollem Bauch
Wenn mich nicht hungert, fast' ich auch.“
Diesen Knittelreim hätte Wilhelm Busch auch
unter sein lustiges ABC mit aufnehmen können.

Auf dem Stande einer großen Bratenschüssel
findet sich die plattdeutsche, beachtenswerte Lebens-
regel für heiratslustige junge Mädchen:

„De Leber, de ward braden
Bi Flackerfü'r un Stroh,
Jung Mäten, nimm keen ollen Mann
Sonst werst du nümmer froh.“

Eine irdene Schüssel zeigt den alten Löfferspruch:

„Gott der Schöpfer
War der erste Löffler.“

Auf einem Teller aus der Gegend von Calw liest man:

„Alte Weiber und stumpfe Besen
Sind in ihrem Leben noch nig gewesen.
Ich will gehn und tapfer laufen
Und mein böses Weib verkaufen.“

In einem anderen Tellerspruch klagt eine Ehefrau:

„Mein Mann, der hat mich noch so lieb,
Wenn er nur aus dem Wirtshaus blieb.“

Ein Teller mit dem Bilde eines Sternes zeigt den „genialen“ Knittelvers:

„In dem Teller steht ein Stern
Nach dem Essen trink ich gern.“

Zu einer „notwendigen“ Brügelei fordert der folgende Vers auf:

„Ein Weib, einen Esel, eine Nuß,
Diese drei man klopfen muß.“

Einen jedenfalls ironisch gemeinten Tellerspruch haben wir in den folgenden Zeilen vor uns:

„In meiner ganzen Nachbarschaft
Sind alle Mädchen tugendhaft.“ —

Elegisch und trübsinnig resigniert klingen die Verse:

„Alles, Alles paaret sich,
Ich allein bleib überig.“ —

Arge Spottverse sind die folgenden:

„Jungfernmilch und Schneidenblut
Ist für alle Schäden gut.
Dornen stechen, Nesseln brennen
Wer mag alle Jungfern kennen?“

Als umgemodeltes Sprichwort präsentiert sich
der Vers:

„Der ist weiß und wohlgesichtet
Der seine Hosen selber flidt.“ —

„Viebler will ich ledig leben
Als der Frau die Hosen geben,“

verkündet ein freiheitlich gesinnter Junggesell. Und
ein ganz eingefleischter Hagestolz war es sicherlich,
der den Vers verbrach:

„Besser ist es, einsam sein
Als sich mit den Mädchens freun.“ —

Das Gegenteil bestätigen die lebenslustigen Zeilen:

„Alte Taler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber.“ —

Ein boshaft loses Maul verkündet den
Spottvers:

„Fräule gibt's wie Sand am Meer,
Aber keine Jungfern mehr.“

Es ist dies ein volkstümlich sehr oft variiertes
Thema. —

Auf einer Schachtel, die zur Aufbewahrung des
Brautkranzes diente, liest man die Verse:

„Jungfrauhaft liegt nicht im Gebütt,
Sondern im Geist und im Gemüt.“ 1778.

Ein Marburger Spinnrad aus dem Jahre 1785
zeigt die Widmung:

„Liebe Zule
Deines Lebens Spule
Wackle nie und schnurre ein!
Immer reines Öl zum Schmieren,
Nie den Faden zu verlieren,
Wie bis jetzt dir Gott verlieh.“

In drolliger Offenherzigkeit verkündet ein Schüsselspruch:

„Da man aß und trank
Da war ich gerne mank.
Wo ich aß und nichten trank
Da wußte ich gar keinen Dank.“

Fast keine Kirchenglocke ist ohne einen Spruch. Manche davon zeigen ebenfalls sonderbare Blüten von Poesie. Beispielsweise liest man auf der Glocke des Klosters Weingarten:

„Susanna heißt ich
Den Toten pfeif (!) ich.“

Eine Erfurter Glockeninschrift verkündet:

„Ich heiße Susanna
Und treib' die Teufel von danna!“

Die Freimünsterglocke in Zürich zeigt die Inschrift:

„O Maria, Muttesgotteszell, (!) ?
Hab' in Gut, was ich überschell.“

Eine der sonderbarsten Glockeninschriften findet sich in Groß-Flöthe. Sie lautet:

„Gegossen aus des Papsttums Erz 1770
Zerschlug zu der Bedrängten Schmerz
Mich Unverstand nach 40 Jahren 1810,
In Zeiten, wo durch Bonapart
Die Deutschen nackt und Sklaven waren;
Bloß klappern konnt' ich, bis der Frost
Und Moskaus Flammen Hilfe weckten, 1812
Bis Wellingtons und Blüchers Arm
Die Franzosen in Paris selbst schredeten: 1814. 1815.
Hier kehrte sich durch neuen Guß 1816
Mein Vollton zu des Retters Gruß.“

So bieten diese Inschriften ein Stück Zeitgeschichte dar. Auch die alten Geschütze hatten fast alle Inschriften, die sich auf ihre Taufnamen bezogen.

So findet sich auf einem alten Kanonenrohre eines ehemaligen Bremer Geschützes die Inschrift:

„Sd hete de Kuduk
Den min ey drudet
Den geiht de buck up.“ 1539.

Martin Luther schenkte seinem Freunde Gustav Jonas aus Nordhausen einen Becher mit dem Sinnspruch:

„Dat vitram vitro Jonae vitrum ipse Lutherus
Ut vitro fragili simelem senoscat uterque.“ —

„Dem alten Doktor Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,
Das lehr sie alle Beide fein
Dass sie zerbrechliche Gläser sein.“ —

Dieser Becher wird in der Nürnberger Bibliothek aufbewahrt.

An Töpfersprüchen auf Schüsseln und Tellern sind noch zu erwähnen:

„Will Gott uns ernähren
So kanns der Teufel nicht wehren.“
Auf das Sterben bezieht sich der Vers:
„Kaiser, König, Edelmann
Alle müssen sie daran.“ —

An den Spruch von Wilhelm Busch:

„Vater werden ist nicht schwer,

Vater sein aber sehr.“ erinnert der Töpferspruch:

„Klug zu reden ist oft schwer,
Klug zu schweigen oft noch mehr.“ —

Eine gute Lebensregel predigen die Zeilen:

„Sei fein still und auch verschwiegen,

Was nicht dein ist, das lasz liegen.“ —

Dem unmäßigen Trinker gilt der Trinkspruch an einem Maßkrug:

„Ein Saufaus ist dem Tiere gleich
Und kommt auf keinen grünen Zweig.“

Ein loser Schalk verkündet:

„Wer früh aufsteht, der ist sich arm
Wer lange schläft, hält's Wette warm.“

Auf entsprechende Bilder an den betreffenden Geräten beziehen sich die Sprüche:

„Jungfer Lieschen an der Wand
Hält den Löffel in der Hand.“

„Dieser Topf der wird zerbrochen,
In der Wurst sind keine Knochen.“

„Die Kuh ist freilich nur ein Tier,
Allein wie nützlich ist sie dir.“

Dergleichen banale Reimereien gibt es zu Hunderten. In eigener Sache nimmt der Töpfer das Wort und klagt:

„Nicht aus Spott und nicht zum Lachen,
Aus Not lernt man die Töpfe machen.“

„Fische, Vögel und Forellen
Essen gern die Töpfersgesellen.“

„Ohne Liebe, ohne Wein
Möcht' ich kein lust'ger Töpfer sein.“

„Wie Glas zerbricht, wie Rauch vergeht,
Also des Menschen Vanitét (!)

In steter Sorg, Furcht, Hoffnung b'steht. 1634.“

Ein „Henkeltöpfchen“ trägt die Inschrift:

„Lustig und geduldig

Keinem Wirthes was schuldig.“

Merkwürdigerweise bezieht sich eine ganze Reihe von Nasch-Ausschriften auf das Rauchen. Als Beispiele mögen folgende Verse dienen, die auf einem Pfeifenkopf besser angebracht wären:

„Wo Feuer leicht entstehen kann
Da steck ich keine Pfeife an.“

„Wer „Lobad“ raucht vergesse nicht:
Vorsicht ist des Menschen Pflicht.“

„Willst du eine Pfeife rauchen
Mußt du dir erst „Lobad“ kaufen.“

„Rauch nicht zu früh, rauch nicht zu viel,
In allem halte Maß und Ziel.“

„Männerhaß und Weibergrillen
Kann ein Pfeifchen „Lobad“ stillen.“

Unter dem Vilde „Napoleon auf St. Helena“
befindet sich auf einer Tabakspfeife der Spruch:

„Daz er nicht r a u c h t e , mußt' er büßen
Als er des Glückes Ende sah;
Der Boden r a u c h t ihm untern Füßen,
Drum (!) ging er nach Sankt Helena.“

Auf einer alten Vase finden sich die Verse:
„Wenn die Weiber Branntwein trinken
Hüpfen sie wie Distelfinken.“

„Wasser mag manch guter Christ
Nur, wenn es gebrannt auch ist. (!)“

Ein Spruch auf einer alten Schale verkündet
die Erfahrung:

„Auch spröde Mädeln haben Feuer.
Im Dunkeln ist ihr Kuß nicht teuer.“

„Meine Frau kann köstlich kochen:
Sie ist das Fleisch, bringt mir die Knochen“,
flagt ein Pantoffelheld.

Ebenfalls auf eine „Hosenrolle“ der Frau deuten die Verse:

„Meine Frau heißt Elisabeth,
Ich wollt, daß sie ein and'rer hätt.“

Auch auf den kleinen, bleigefassten „Buhscheiben“ alter Bauernhäuser, die mit allerlei buntem Bildwerk geziert waren, finden sich mitunter recht sonderbare Inschriften. Die nachfolgende stammt aus Lürade bei Harburg a. d. Elbe und zwar aus dem Jahre 1719. Die Inschrift lautet:

„Täglich Bedenk mein Frommer Christ:
Ernstlich, Woher du Kommest,
Darnach was (daß?) du seist am Leben.
Zum Dritten, Mensch, Wohl oder eben: (!)
Was aus deinen Körper wird werden,
Wenn du wirst begraben in die Erden.“

Zur Aussteuer eines jeden Mädchens auf dem Lande gehörte in früheren Zeiten eine Elle. Mußte doch die vom Weber abgelieferte, selbstgesponnene Aussteuerleinewand nachgemessen werden. Diese kunstvoll angefertigten Ellen versah man mit zierenden Inschriften, Bilderschmuck und Widmungen. Auch bei diesen Inschriften auf Ellen spielte der Robold des Volkshumors in seiner Schalkhaftigkeit mitunter eine nicht geringe Rolle. Eine recht sonderbare Inschrift auf einer Elle aus dem Jahre 1680, die im Braunschweiger Museum aufbewahrt wird, lautet:

„Wer sich weiß für der Liebe zu waren
Der dut sich manche Sorge sparen.“

Merkwürdig ist diese Inschrift besonders dadurch, daß solche Ellen ein sehr beliebtes „Brautgeschenk“ waren.

Auf einer anderen Elle liest man:

„Diese L habe ich gemacht mit allen Fleis und
die geb ich ir selber hin und sie wird von ihr halten
so groß als wenn ich sitze auf iren schos. Anna Maria
Brinkmanns. Christof Sigmund Richard 1800.“ —

Ferner findet man die Ellensprüche:

„Als ich kam in fremdes Land
Ging mir dies Mädchen an die Hand.
Heinrich Julius Schliephake. Elisabeth Heyers.“

Eine längere Inschrift auf einer anderen Elle lautet: *)

„Margreta Engels bin ich genannt. (1)
Im Himmel ist mein Vaterlant.
Eine schöne Musik, ein schöner Schal,
Ein schönes Ros in meinem stal
Eine schöne Jungfer in meinem Bet
Das sind 3 Dinge, die ich gern het.
Anna 1757. C. H. Ich bleibe Dir getreu.“

Diese naiven Zeilen enthalten für die hier redend angeführte Margreta Engels recht sonderbare Wünsche. Der getreue C. H. vermengt sie wie Kraut und Rüben mit den eigenen, wenigstens was das Pferd und die schöne Jungfer anlangt.

Außerordentlich reich an Inschriften auf Geräten, wie Schränken, Wiegen, Stühlen, Mangelbrettern, Besepulten usw. war früher die Nordseeinsel Föhr. Leider sind die Zeugen dafür in der Neuzeit ganz ungeheuer schnell im Schwinden begriffen. Sollen doch in den letzten 40 Jahren nach einer Mitteilung von O. C. Nerong aus Dollerup in der „Heimat“, XV. Jahrg., S. 169 beispielsweise mehr als 200 geschnitten und mit Inschriften verzierte Mangelbretter von der Insel Föhr verkauft worden sein.

*) Andree: Braunschw. Volkskunde, S. 258.

Auch sind auf der Insel laut Angabe des Berichterstatters heute nur noch an 35 Häusern und auf Geräten in 12 Häusern alte Inschriften zu finden. Darunter sind 6 lateinische, 12 plattdeutsche und etwa 50 hochdeutsche. Auf dem einzigen noch auf der Insel vorhandenen Stuhl mit Inschrift aus dem Jahre 1740 liest man:

„Auf ein Mühsam Leben
hat mir Gott gegeben,
das Mein alte Glieder
Ruhig sitzen Nieder.
Die müde findet hie Ihre Ruh,
die Faulen läßt man nicht hinzu.“

Auf einem geschnittenen Mangelbrett aus dem Jahre 1653 steht folgende pessimistische plattdeutsche Inschrift:

„O Mensche, bedenke, dat do motest sterben, dine göder beholden dine Erwen. Wen si di hebbent tho Grave gebracht, so denke se Dach vnd Nacht, wo si dine Gudt moge deelen unde fragen nicht na diner Seelen.“

Eine oft wiederkehrende beliebte Inschrift auf den Mangelbrettern der Insel Föhr war der Vers:

„Wasche wit un mangle glat
so heft du alle Sönndag wat.“

Auf dem Humpen eines weinfrohen Bechers finden sich die launigen Verse:

„Manch guter Gesell nimmt ein Weib,
Sie ist sein' Seel, sie ist sein Leib,
Sie ist sein Schimpf, sie ist sein Spott (!)
Sie ist sein Teufel, sie ist sein Gott,
Sie ist sein Fegefeuer, sie ist sein Höll';
Deß betrübt sich mancher gute Gesell'
Und macht, daß auch ich keine woll.“

Eine alte Becherinschrift aus dem Jahre 1644 lautet:

„Amor vincet omnia.
„Das leugst du“, spricht pecunia.
„Denn wo ich, pecunia, nicht bin,
Da kommt Amor selten hin.“

Originell ist die Inschrift:
„Wer will haben viel zu schaffen
Nehm' eine Frau, kauf' eine Uhr und schlag einen
Pfaffen. —“

Eigenartig ist auch der Trinkspruch auf einem Kelchglas in Sigmaringen. Er lautet:
„Wenn man will die Lämmer scheeren
Müssen sie gebunden werden.
Ich bin ein Jungfrau ungebunden
Läß mich scheeren alle Stunden.“

Auch die alten Ofen haben früher manchen gereimten „Löpferspruch“ auf ihren Rädchen getragen, der in knappen Versen diese oder jene Lebensanschauung zur Darstellung brachte. Mit ihrem Verschwinden ist wiederum ein Stück Volkspoesie dahin, von dem Altmeister Goethe schreibt: „Es ist etwas Schönes und Erbauliches um diese Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier überall (gemeint ist die Schweiz) auf den Ofen findet.“ Diese alten Ofeninschriften sind auch Offenbarungsstätten des Volksgeistes und Volkshumors, sind Spiegelbilder des menschlichen Charakters in seinem Pessimismus oder Optimismus.

Ist es nicht ein aschgrauer Griesgram gewesen, der einen alten Ofen in Eberspiel mit der Inschrift versah:

„Auf den Bergen, in den Gründen
Ist kein' wahre Lieb' zu finden.“

Ebenso verbittert und griesgrämlich schwarzseherisch verkündet ein anderer Ofenspruch:

„Wenn Neid und Haß brennte wie Feuer,
So wär das Holz nicht halb so teuer.“ —

Derartige trübsinnige Lebensauffassungen findet man aber nur selten auf alten Öfen. Meistens ist ein kleiner Spaß bei der Sache. So, wenn es in einer alten Ofeninschrift heißt:

„Das Kreuz wär nit zu schwer,
Wenn nur das böse Weib nit wär.“

Ein ähnlicher Schwabenspruch auf einem Ofen lautet:

„Ohne Weiber und Wind
Wäre die Lust stets lind.“

Darnach scheint diesem schwäbischen Spruchdichter das Weib die Wurzel alles Übels zu sein. In einem alten Ofen in Calw aber lehrt ein spruchdichtender Töpfer:

„Alte Taler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber.“

Aus einer Blütenlese von Ofeninschriften „Ur-väter Hausrat in Spruch und Lehre“ sei noch angeführt, was ein grobkörniger Musikfreund den musikalischen Banausen an einem Ofen ins Stammbuch schreibt. Diese drastische Inschrift lautet:

„Den Iosen Spöttern tut die Musik nicht behagen,
Zu dero sich nicht reimt ihr grob Unwissenheit.
Die Rose pflegt von sich Käfer wegzujagen,
Sie haben in dem Mist viel besser ihre Freud‘!“

Der Herzensorghuf eines augenscheinlich arg verliebten Töpfers zeigt ein alter Wärmespender in den Zeilen:

„Es ist nichts über
Selängerjelieber!
Und nichts so honigsüß
Als reine Liebesküsse!“

Um allgemeinen erscheinen auf den bunten Kacheln der alten Wärmespender bedeutend mehr ernste und trockene als heitere und übermütige Laune verratende Sprüche. Der Hauptzweck nach enthalten diese alten Öfensprüche mancherlei praktische Ratschläge für das alltägliche Leben und eine große Fülle von Ermahnungen zu treuer Pflichterfüllung und redlichem Vorwärtsstreben. Da heißt es beispielsweise:

„Ohn' sonder Mülh' und Tapferkeit
Wird keinem großes Lob bereit.“

Drollig klingt der spottende Vers:

„Das ist allzeit mein Verlangen,
Hirsche mit zwei Fingern fangen.“

Vorsicht und Klugheit empfiehlt der Öfenspruch:

„Wer am Zigel sucht Flöhe
Tut sich leicht den Finger wehe. —
Der Fuchs, wenn eine Predigt tut,
So acht' auf deine Gänse gut.“

Will jemand hoch hinaus, so mahnt eine alte Öfeninschrift eindringlich zur Einfachheit und verbündet uns:

„Die Höhen trifft der Sturm
Und trifft sie öfters gar.
Ein niedrig Haus besteht,
Groß Haus hat groß Gefahr.“

Zwar nicht die Kacheln der Öfen, wohl aber die Kacheln in unseren modernen Küchen beginnt man in neuerer Zeit auch wieder mit guten Sprüchen und weisen Lehren zu verzieren. Da geht es aber vor allem nach dem volksmundlichen Sprichworte:

„Gute Sprüche, weise Lehren
Soll man üben, nicht bloß hören!“

Den Abschluß dieser kleinen Auslese von Inschriften auf Geräten möge ein Spruch bilden, der

sich auf einem Pokal in Sigmaringen findet. Er lautet derb drastisch:

„Mein Vater war ein Mars,
Ich bin ein Venuskind,
Drum, Schmidt, Iex mihi mars,
Ich zärt're Buhler find.“

Bemerkt soll werden, daß sowohl Bildwerk als Versinschriften obsöner Natur auf alten Trinkgefäßen und Tafelgeräten in nicht geringem Maße gefunden werden.



**Komische und merkwürdige
Grabinschriften.**

Die Sitte der Epitaphien oder Grabinschriften ist uralt. Sie ist eine für die Geschichte der Völker nicht ganz unwichtige Sitte. Eine nicht geringe Anzahl dieser volkskundlich interessanten Grabinschriften sprudelt nicht selten kräftige Strahlen u n f r e i - w i l l i g e n Humors aus. Zum großen Teil sind diese teilweise recht merkwürdigen alten Inschriften, die in staunenswerter Harmlosigkeit das Denken und Empfinden des Volkes oft in rührender Unbeholfenheit wieder spiegeln, in unserer sensiblen Zeit bereits längst von den Kirchhöfen verschwunden. Zugem sorgt heutzutage schon die „Korrekttheit“ der Geistlichen dafür, daß dem Friedhofe Inschriften mit humoristischer Färbung fernbleiben, auch wenn der „Dichter“ als unfreiwilliger, gänzlich ahnungsloser Humorist am Ruheplatz der Toten auftritt. Der sonderbaren und komischen Grabinschriften werden immer weniger. Nur in weltfernen Alpendörfern, wo alte Pfarrherren in beschaulicher Ruhé thronen, kommt dergleichen Volkshumor auch noch heute auf den Kirchhöfen vor, was im nachfolgenden als ein in früheren Zeiten weit und breit geübter Brauch dargestan werden soll.

Wie diese oder jene Hausinschriften, so sind auch manche Grabinschriften aus früherer Zeit sogenannte *B e g i e r i n s c h r i f t e n*. Eine der bekanntesten alten Begierinschriften berichtet uns der Geschichtsschreiber Herodot von dem Grabmal der sagenberühmten Königin Semiramis. Diese Inschrift lautet: „Welcher Fürst Geld braucht, öffne dieses Grab und nehme“. König Darius öffnete das Grab

und fand statt des erwarteten Goldes drinnen die beschämenden Worte: „Wärest du kein Vöselwicht und unersättlicher Geizhals, so würdest du die Asche der Toten ruhen lassen“. — Was aber die Grabinschriften im allgemeinen anlangt, so hat Pope recht, wenn er sagt:

„Es ist in der Grabschriftenpoesie
Stets viel gesagt gewesen;
Doch die eine Hälfte glaubt man nie,
Die andere wird nimmer gelesen.“ —

Eine ganz sonderbare Grabschrift, die aber durchaus nichts Komischen an sich hat, fand sich früher auf dem Kirchhofe zu Erfurt. Luther spricht in seinen Lischreden von ihr, weil ihr wirkliche Tatsachen zugrunde liegen und nicht etwa ein Spaßvogel sie ausgehecht hat. Die Geschichte gründet sich auf eine Blutschande seltsamster Art, wie sie in dem Roman „Die Madonna mit dem Rosenbusch“ ihre Verarbeitung gefunden hat. Die merkwürdige Inschrift lautete:

„Hier unter diesem Stein
Liegt begraben allein
Der Vater und seine Tochter
Der Bruder und seine Schwester,
Der Mann und sein Weib
Und sein doch nur zwei Leib!“ —

Als eine Fundstätte einer ganzen Anzahl von recht komischen und sonderbaren Grabinschriften ist die alte ehemalige Klosterkirche zu Doberan in Mecklenburg zu nennen, eine Kirche, in der man unter anderen „Merkwürdigkeiten“ auch ein Reiterstandbild findet. Zum Teil haben diese komischen Inschriften einen direkt anstößigen Inhalt. Sie sind wahrscheinlich von einem Doberaner mönchischen Eulenspiegel zu Anfang des 16. Jahrhunderts verfaßt und jetzt größtenteils schon recht unleserlich.

Eine Inschrift auf Johann Merkel lautete in ihrer naiven Unverfrorenheit und drolligen Offenherzigkeit:

„Hier rauhet Johann Merkel.
In siner Fügde was he en Ferkel.
In sin Öller was he en Swin,
Wat mag he nu woll sin?“

Die Inschrift auf dem Grabe des Herzogs Magnus von Mecklenburg, der 1503 gestorben ist, lautet verhochdeutsch:

„In dieser Welt hab ich mein Lust
Allein mit kalter Schale gebüßt,
Hilf, Herr, mir in den Freudenaal
Und gib mir die ew'ge kalte Schal.“

Eine recht böse Frau muß eine gewisse Ahlke Bott gewesen sein, denn die Inschrift auf ihrem Grabstein lautete:

„Hier ruhet Ahlke Bott.
Bewahr my, leve Herre Gott
Als ik dy wulle bewahren,
Wenn du werst Ahlke Bott
Un ik de leve Herre Gott.“

An der Wand der Bülow'schen Kapelle in der Doberaner Kirche liest man den furchtlosen Vers:

„Wieß Düwel, wieß wiet von my
Ik scher mie nig en Haar um dy.
Ik bin en mecklenbörgisch Eddelmann,
Wat geit di Düwel mien Supen an.
Ik suup mit mienem Herrn Jesu Christ,
Wann du Düwel ewig dörsten müßt,
Un drink met em fööt Kolleschaal,
Wann du sizt in der Höllen Dual;
Drum rahd ik di, wieß, loop, rönn un gah
Eft dy dem Düwel ik toslah.“

Auf einen unsauberer Koch bezieht sich die Doberaner Inschrift:

„Hier ligget Peter Klahr.
Se faalte selden gahr!
Dortau ganz unflädig.
Gott sy siener Seelen gnädig.“

Originell ist auch Grabmal und Grabinschrift des Bürgermeisters Kerlering in der Marienkirche zu Lübeck. Der Bürgermeister kniet da in der Mitte einer Lämmerherde und schaut zu einem Kreuz hinauf. Seine Beine sind gekrümmmt. Die darauf bezügliche, naiv komische Inschrift lautet:

„Hierunner liegt Hans Kerlering
Der so scheef up de Föte ging.
O Herr, mak em de Schinken ließ
Un help em in dyn Himmelryk —
Du nimmst di ja de Lämmer an,
So lat den Buck doch of mit gahn.“

Eine wortspielreiche Grabinschrift findet sich auf dem Kirchhofe zu Baden bei Wien. Sie heißt:
„Allhier erwartet den Richter aller Sterblichen
der gewesene Stadtrichter zu Baden

Michael Schlachterer
den am 12. Mai 1704 der Tod geschlachtet,
damit er tauglich wäre zum heiligen Abendmahl,
und weil der Himmel nichts Unreines will,
hat er seine Seele durch Tugendwerke
in Baden gewaschen,
dessen der gestiftete Calvariberg stummer (!)
doch lauter (!) Zeuge ist.“

Zu Salzwedel in der Altmark liest man auf dem Grabstein eines Postmeisters auch eine solche an allerlei Anspielungen reiche Inschrift. Darin heißt es:
Eile nicht, Wandersmann, als auf der Post.
Auch die geschwindeste Post erfordert Verzug
im Posthause.

Hier ruhen die Gebeine des Herrn N. N.
Postmeisters zu Salzwedel.

Er kam 1655 als Fremdling hier an
ward durch die heilige Taufe eingeschrieben
in die Postkarte des himmlischen Canaans,
reiste durch Schulen und Akademien
mit loblichem Verzuge,
verwaltet sein Postamt als Christenamt
und richtete sich bei Unglücksposten
nach dem göttlichen Trostbrief,
bei der Todespost machte er sich fertig und reiste

1711

hinauf in das Paradies.

Denke, Leser, bei dieser Wallfahrt
stets an die prophetische Todespost
Jesaias XXXVIII. 1.

Einem alten, aber jung verheirateten Mann
gilt die drollige Inschrift:

„Hier liegt der alte Abendhau:

Er starb an einer jungen Frau!“

Auf eine böse Frau, die der Berliner Volksmund
eine „Banktippe“ nennt, beziehen sich die Verse der
Grabschrift:

„Hier ligget use Olsen.

Wi hebt se di, God, bevolen.

Nu hest se in diner Raft

Hold du se jo vast!“ —

Bu Potsdam fand sich eine merkwürdige Inschrift auf dem Trauerdenkmal einer Kaufmannsfrau. Sie stammt aus dem Jahre 1762. Ein Knabe überreicht einer Frau einen Brief mit der Aufschrift: „À Madame Divers im Grünthal à Potsdam.“ Auf dem Blatt steht der folgende sonderbare Wechsel:

„Golgatha, am allgemeinen Erlösungstage.

Auf diesen meinen Solawehsel, dessen Valuta ich an
Frömmigkeit und ehelicher Treue erhalten, zahlst
sogleich

nach dem Absterben die ewige Seligkeit
dein Heiland
Jesus Christ!"

Nicht minder komisch und naiv-humorvoll ist das Grabdenkmal eines Fuhrherrn, der sich seinen Lastwagen nebst vier Pferden auf dem Grabstein ausschauen ließ. Er selber sitzt auf dem Sattelpferd, die Peitsche in der ausgestreckten rechten Hand. Darunter steht die Stelle eines alten Kirchenliedes:

„So fahr ich hin zu Jesu Christ,
Den Arm thu' ich aussstrecken!“

Auf dem Friedhofe zu Lichtenau, zwischen Elbing und Marienburg, fand sich früher die komische Grabschrift:

„Hier ruht Frau Katharina Krause vor sich und ihre Erben.“

Recht drollig liest sich auch der Schluß einer Grabschrift auf dem Leichensteine eines Urgroßvaters von Carl Julius Weber, der nach 28jähriger Amtstätigkeit 1720 als Dorfpfarrer zu Döttingen starb, nachdem er vorher elf Jahre Hofprediger und Superintendent zu Langenburg gewesen war. Der Schluß der Inschrift lautet:

„Sein fataler Lebenslauf steht in dem selbst erwählten Leichentext Psalm 116, V. 10. Ich glaube, darum rede ich, werde aber sehr geplagt.“

Zutweilen gefiel sich sogar der Wit des Dichter, sofern ihnen Mutter Natur die Gabe des „Mutterwitzes“ in die Wiege gelegt hatte, in der Abfassung humoristisch-satirischer Grabschriften. Im 12. Band von Webers Demokrit wird von dem Dichter Hoffmannswaldau berichtet, daß er 103 poetisch witzige Grabschriften angefertigt habe. Darunter ist teilweise ein sehr starker Tabak, der als Lesestoff für Familienkreise durchaus unpassend ist.

Ziemlich reich an komischen und merkwürdigen Grabinschriften sind die einsam gelegenen Gebirgsdörfer im Süden und Südosten unseres Vaterlandes. Da findet man beispielsweise folgende zwei Inschriften auf böse Frauen, die ihre Ehemänner weidlich geplagt haben müssen. Die erste Inschrift lautet:

„Hier ruht mein Weib, Gott sei's gedankt!

So lang sie lebte war nur Zank —

Geh! Wanderer! gehe flugs von hier,

Sonst steht sie auf und zankt mit dir!“

Die andere Grabschrift heißt kurz und — vielfragend:

„Mein Weib deckt dieser Grabstein zu,
Für ihre und für — meine Stuh!“

Einem Lehrer ist folgende kaum glaubliche Inschrift auf den Grabstein gesetzt:

„Hier liegt Schullehrer N. im grünen Gras,
Der so gern Blutwurst und Sauerkraut aß.
Er lehrte die Knaben das ABC.

Gott sei ihm gnädig! Er kannt nit meh!

Auf einen sehr groben, unhöflichen Menschen zielen die Verse:

„Hier ruht Hans Kaspar, Grobian,

Ein Kloß, wie's keinen geben kann!

Väg er nicht ohne Gut im Grab,

Er zög' ihn selbst vor Gott nicht ab!“

Einem windigen Patron gelten die witzigen Worte:

„Stille! Windel hier!

Ein Größerer als ihr

Der schlummert hier!

Bei Gott? er war weit mehr,

Denn, was ihr seid, das machte er.“

Einen eifrigen Steinsammler kennzeichnen die Zeilen:

N. suchte Steine durch sein ganzes Leben
Und suchte nie sich satt,
Hier hat man einen ihm gegeben
Woran er Gnüge hat.
Gedankenlos versammelt er
Noch Ungeziefer um sich her.

Einen in der Tat nicht gewöhnlichen Witz bergen
die Worte, welche sich auf dem Grabstein des letzten
Kurfürsten von Mainz finden. Die Worte lauten:
„Ein Kurfürst lieget hier, Mainz wird ihn stets
beklagen.

Warum er liegt? lasst dir mit wenig Worten sagen:
Dem Greise möchte wohl das Stehn nicht mehr be-
kommen,
Und seinen Stuhl hat man ihm weggenommen.“

Die folgenden Verse beleuchten kurz und „er-
baulich“ einen stümperhaften Kanzelredner, von dem
es heißt:

„Den Pfarrer Sedulius verschließet dieses Grab —
Gott gab den Schlummer ihm, den er den Hörern
gab!“

Der Merkwürdigkeit halber möge hier auch die
eigenartige und selbstgewählte Grabchrift Benjamin
Franklins eine Stätte finden. Sie lautet:

Der Körper
B. Franklins, eines Druckers
Liegt hier (gleich dem Band eines alten Buchs,
Dessen Blätter zerrissen,
Dessen Titel und Bergoldung verwischt sind)
Den Würmern zur Speise:
Das Werk selbst soll aber nicht verloren gehen
Sondern (so hofft er) noch einmal erscheinen
In einer neuen schönen Ausgabe
Verbessert
Vom Verfasser!

Das Menschenmögliche an Grobdrähtigkeit leistet sich die Inschrift:

„Befreie doch mich arme Gruft,
O Wanderer, von diesem Schuft!“

Sehr komisch mutet eine devote Grabschrift zu Padua an, die sich auf Ferdinand Gonzaga, Herzog von Mantua bezieht. Sie lautet:

„Sereniss. Ferd. Gonzagae Ducis Mantuae etc. Clementissima Viscera. V. Jul. 1698. Des Erlaubtesten Ferd. Gonzaga, Herzogs zu Mantua all ergnädigste Gingeweidē.“ — Mehr kann man wahrlich nicht an ersterbender Chrfurcht verlangen! — Carl Julius Weber, der die vorstehende Inschrift aufgezeichnet hat, schlägt für sich selber das originelle Epitaph vor:

„Hier ruhen meine Gebeine.
Ich wollt', es wären Deine.“

Auf dem Grabstein eines Kindes fand sich früher auf dem Kirchhofe zu Inzell bei Reichenhall die Inschrift mit der naiven Ankündigung:

„Raum bin ich auf die Welt gekommen,
Hab ich vom Vater Urlaub genommen,
Von der Mutter auch zugleich —
Jetzt bin ich im Himmelreich.“

In klassischem Lakonismus liest man auf dem Grabstein des Lehrers Hans Augler in Winterthur die vielsagende Inschrift:

„Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug.“

Zu Petersberg bei Hersfeld in Hessen fand sich früher die überaus naiv-komische Grabschrift:

„Gott saß auf seinem Thron
Und sprach zu seinem Sohn:
Steh von deinem Sitz auf
Und las den sel'gen Stuckart drauf.“

Ein Genthiner Tischlermeister hat auf seinem Grabstein die sehr bezeichnende Inschrift:

„Bei Brettern war ich jung,
Wuchs auf und ward auch alt,
In Brettern eingesperrt
Hat mich des Tods Gewalt.

Dergleichen Wohnhaus hab' ich Mehrern zugerichtet —
Wer dir eins bauen wird, zu sagen weiß ich nicht.“

Dem Braumeister Schildknecht zu Pottenstein in Franken hat man 1783 folgende Grabschrift gewidmet:

„Hier liegt der Vater und der Sohn,
Ein alter und ein Junger.
Der Tod schaut die Person nicht an,
Sorgt nur für seinen Hunger.
Bald schluckt er einen Jungen in sich,
Bald frisst er einen Greisen.
O Sterblicher, so lasse dich
Doch einmal unterweisen.“

Eine ganze Reihe komischer Grabschriften aus den Alpenländern, namentlich aus Tirol, bringt die Sammlung von Enzian, die 1876 bei A. G. Liebeskind zum zweiten Male aufgelegt ist. Wie drollig-naiv klingt es, wenn wir dort beispielweise die Grabschrift (an der Rißbichler Ache) lesen:

„Hier leit
die ehrengeachtete und tugendsame Jungfrau
Genoveva Voggenhuberin
betrauert von — ihrem einzigen Sohne.“

Ein Unglücksfall bei Saltaus liegt dem folgenden Epitaph zugrunde:

„Durch eines Ochsen Stoß
Kam ich in Himmelsthööß,
Mußt ich auch gleich erblassen,
Weib und Kind verlassen,

Kam doch zur ewigen Ruh
Durch dich Kindvieh du!"

Unfreiwilligen Humor bergen auch — wie so oft — die Zeilen des Grabspruches, die man am Berge Isel von Elias Gfar liest. Sie lauten:

„Hier liegt Elias Gfar,
Gestorben im sechzigsten Jahr.
Raum hat er das Licht der Welt erblickt,
So hat ihn ein Wagenrad erdrückt.“

In Pians bei Landeck lautet eine Grabschrift, die sich auch auf einen Unglücksfall bezieht:

„Hier liegen begraben, vom Dunder erschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua,
Herr gib ihnen die ewige Ruh!“

Ein recht krasser Materialist offenbart sich in dem Grabschriftenverfasser, der kurz und bündig von einem Mädchen aus Bregenzer Wald auf dem Grabkreuz berichtet:

„Gestorben ist sie im siebzehnten Jahr
Just als sie zu gebrauchen war.“

Bei Hall findet sich eine Inschrift auf eine zänkische Frau, die in etwas anderer Form schon vorhin von einem anderen Orte angeführt wurde. Sie lautet:

„Hier liegt begrabt mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir gezankt;
Drum, lieber Erlöser, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.“

Die folgende gelungene Grabschrift aus dem Salzburgischen hat nur des „Steimes“ wegen ihren humoristischen Inhalt bekommen. Die Verse der Inschrift berichten in drolliger Naivität:

„Hier liegt der Förster Rupert Huß,
Er starb an einem Büchsenchuß,
Der auf der Jagd von Ohngefähr
Ihn hat getroffen Folgenschwer.“

Zum Glück konnt man ihn noch versehn:
Gott lasz ihn fröhlich auferstehn.

Ich nannt ihn oben Rupert Schuß,
Um hinzuteilen auf den Schuß,
Doch hieß er in der That Franz Leim,
Das aber paßte nicht zum Leim.

Was hätt' ich mit dem Leim gemacht?
Wie hätt' den Schuß ich angebracht?
An dem er doch verschieden ist
Als Jägersmann und guter Christ."

Anklingend an die bereits erwähnte Doberaner
Inschrift auf Alte Pott, konnte man früher in
Sanct Gilgen die auf den Gemeindeboten bezügliche
Inschrift lesen:

„Hier ruht in Gott
Der verstorbenen Sanct Gilgner Both.
Sei ihm gnädig, o Herr,
So wie Er's auch wär,
Wenn er wär Gott
Und du Sanct Gilgner Both.“

Dem Sebastian Burkert, Kanonier im 4. Ar-
tillerie-Regiment, geb. am 17. Mai 1848, † 23. März
1871, ist in Schongau folgender Nachruf für seinen
Reiseweg zum Himmel gestiftet:

„Ein braver Soldat ist er gewesen,
Bei siebthalb Schuach hat er gemessen,
Er zog für König und Vaterland
Hinein mit in's Franzosenland.
Da haben die feindlichen Granaten
Zerrissen ihm Schienbein und Wade.
Einen Fuß, den mußt' er in Frankreich lassen
Und hier dann zu Tod erblassen.
O heiligste Dreifaltigkeit,
Mach ihm den Himmelsweg nicht weit.
Mit einem Fuß an seiner Krücken
Kann er die Straße nur langsam hinken.

Und heißt es einmal auferstehen,
Schenk ihm den andern Fuß zum Gehen,
Damit er bei der Parade droben
Dich recht kann mit zwei Füßen loben.“

Man sieht aus dieser Inschrift, daß auch noch in jüngster Zeit der unfreiwillige Humor in Grabschriften seine drolligen Blüten getrieben hat. — Eine besonders wegen ihrer Form merkwürdige Grabschrift findet sich an der Südseite der Johanniskirche zu Leipzig. Sie ist in Wechselform abgesetzt und an der Außenseite der Kirche eingemauert. Diese sonderbare Inschrifttafel spricht auf doppelte Weise in altertümlicher Kaufmannssprache die Überzeugung aus, daß der ehrbare Kaufmann Blechschmidt, auf den sich die wunderliche Inschrift der steinernen Tafel bezieht, der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden ist. Mit Kopfschütteln liest man links oben über der eigentlichen Grabschrift:

„Gewinn- und Verlustkonto, des Christus unschätzbares Lösegeld und Ränzion 100 000. An glückseligem Sterbegewinn wohlgestorben ist der beste Gewinn 100 000.“

Auf der anderen Seite, rechts oben, steht ein richtiger Wechselbrief, der folgendermaßen lautet:

„Auf J. A. Blechschmidt bestimmten Sterbetag, Anno 1700 den 21. October, gelobe ich, Jesus Christus, Bürge, zu bezahlen diesen meinen Solawechsel an denselben, dem Werth nach ich selbsten verdient, bin mit seinem Conto und Leben vergnügt, schenke ihm dahero die ewige Seligkeit. Jesus Christus.“ — Mehr kann Herr Blechschmidt wahrlich nicht verlangen! —

In der Stadt Hameln findet sich auf dem Grabstein eines Kindes des Bürgers Lüdeking die sehr beherzigenswerte Warnung vor „Pferdedoktoren“.

Diese unfreiwillig humoristisch gefärbte Inschrift stammt aus dem Jahre 1792 und lautet:

„Wir sind durch Pferdearztes Hand
Zu früh hierher geschickt,
Zur Warnung für das Vaterland
Und den, der dies erblicket.
Sein Leben traue Federmann
Nur sicherer Krzte Händen an,
Geht er dann auf die Lodesbahn
Hat er doch seine Pflicht getan.“

Eine recht eigenartige und lange Grabschrift aus der Mitte des 18. Jahrhunderts trifft man auf dem Kirchhofe zu Niblum auf Föhr an. Darin heißt es:
„Der Christ wag't's recht, wenn er das Herz, das
beste Gut
Aufopfert dem, der es erkauft mit seinem Blut.“

Allhier ruhen die Gebeine

Dirk Crainers

des wehland wohlachtbaren Westindischen Capitains aus Niblum, geboren den 26. August 1725 in Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt.

Er wagte es vom 17. Jahre an sein Leben der wilden See anzubutrauen und unter vielen Proben der göttlichen Hilfe von 1755 bis 1762 nach 3 Theilen der Welt zu fahren, und es ward eine jede Fahrt in 6 Jahren mit Seegen gegrönt.

Er wagete es auf göttlichen Wink (!) sich abwesend (!) zu verbinden mit der tugendsamen Ehe Jensen aus Niblum ob er sie gleich nie gesehen (!) und siehe, es gelang ihm, denn er führte vom 7. November 1762 fast 7 Jahre in Rühe die zärtlichste Ehe.

Er wagete es endlich hoffnungsvoll den 6. August 1769 über das schwarze Meer des Todes zu schiffen und siehe, er kam glücklich hinüber und

ankerte nach einer 44jährigen Lebensfahrt in den sicheren Hafen der seligen Ewigkeit. —

Naiv-unbeholfen ist die Grabschrift in der Hospitalkirche zu Kukus in Böhmen auf dem Grabe einer Zwergin. Es heißt darin:

„Die Glieder stimmen zwar nicht mit den Jahren ein,
Doch kann der Seele dies fürwahr nicht schädlich sein.“

Von lapidarer Kürze ist die originelle Totentafel eines vom Baum gefallenen Bauern bei Tschel. Sie berichtet:

„Aufig'stiegen,

Abig'fallen,

Hingewest:

Die Ehr sei der Heiligen Dreifaltigkeit!“

Zu Schwarzhach bei Sand hat ein Reinschmied die wunderliche Inschrift verfaßt:

„O großer Gott, du wunderbarer Schöpfer,
Ich bin der Thon und du der Töpfer.“

In Loblach verkündet ein Grabstein in volkstümlich derber Weise:

„Heute an mir, morgen an dir die Reih‘.

Den Tod frißt ein Feder mit dem ersten Brei.“

Unfreiwillige Komik finden die nachfolgenden Zeilen auf einem Leichenstein zu Urfeld am Walchensee, auf dem es heißt:

„Hier ruht Maria Bogenfinder
Mutter und Nätherin dreier Kinder.“

Eigenartig ist auch der Vers auf einem Grabkreuz in Diedorf bei Augsburg. Die Zeilen lauten:

„Leb wohl mein lieber Chemann,
Das Band der Ehe ist zerbrochen,
Ich hab dir meine Weibestreu
Nur so lang ich leb versprochen.“

Nicht recht verständlich ist die Grabschrift einer Anna Germannin in Memmingen, worin gesagt wird:

„Ach, lág doch hier begraben
Mein abgeleibter Leib (!)
Daraüber die Buchstaben:
„Ein herzbetrübtes Weib.“ 1658.

Eine recht sonderbare und „quasselige“ Inschrift hat auch der Grabstein eines gewissen Adam Zwicker zu Memmingen. Sie lautet:

„Das Leben soviel Trübsal hat
Und soviel Jammer früh und spät,
Dass demselben entgegengesezt (!)
Der Tod den Menschen sehr ergözt.“ (!) 1588.

Eine dritte sonderbare Inschrift des unbeholfenen Memminger Hammerschmiedes aus dem Jahre 1581 auf Catharina Rücklin heißt:

„Mein Fleisch muß diesen Ader dungen
Ich sterb' im Herrn! Mir ist's gelungen.
In echt naiver Volkstümlichkeit liest man zu Gröbming im Ennstal die kurze Inschrift:

„Hier ruhet Katharina Strobl, gewesen der Hammerschmiedin ihrer Schwester ihr Kind.“

Auf einem Wandkreuz im Staabtal stehen die Worte:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,
Sterben müssen wir alle.
Thue frumb leben
So Wirth dir Gott geben
Antonie Birstlingerin.“

Bei Dedenburg findet sich auf einem Friedhofe die Inschrift:

„Hinter dieses Kirchhofs Gittern
Liegt Hans Klaus
Er trank manchen Bittern
Kelch des Leidens aus.“

In Lienz hat ein Tiroler — wie Rosegger in seinen ausgewählten Werken, Band 4, Seite 147 berichtet — seinem Weibe die Inschrift gestiftet:

„Hier liegt mein Weib Begraben,
Wünsch' ihr die ewige Ruh' zum Lohn,
Ich hab' sie schon.“ —

Auf einem Kirchhofe im Lavanttale wandelt ein vergessener Punkt und Kleinschreibung des Wörtchens „aus“ den Ernst der Inschrift zu unfreiwilliger Komik. Man liest dort:

„Hier ruht der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unborsichtigen Schuß erschossen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.“ Der letzte Satz soll sich augenscheinlich auf den Stifter des Denkmals beziehen.

Bu Beitsch in der Steiermark hat eine Bäuerin ihrem verstorbenen Manne einen Denkstein setzen lassen. Darauf redet der Verstorbene in der Inschrift folgende Worte zu der Witwe:

„Der Tod riß mich von dir,
Du Weib, so brav und bieder,
O wein' und bet bei mir,
Dann geh' und heirat' wieder.“

Ein verstorbener Prediger läßt zu Klagenfurt die bezeichnenden Worte auf seinen Grabstein schreiben:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab' ich's gesagt
Und konnt's nicht wissen,
Zeit weiß ich's
Und kann's nicht sagen.“

Eine naive Inschrift auf einem Dorfkirchhofe an der Traun verkündet ganz treuherzig:

„1840, in den Hundstagen
Hat mich der Blitz erschlagen,
Und seitdem bin ich tot.“

Um Pustertale liest man auf einem Friedhofe die komische Inschrift:

„Im Leben roth wie Zinnober,
Im Tode wie Kreide bleich,
Gestorben am 17. October
Am 19. war die Leich.“

(Maria Schober † 1835).

Eine wahre Perle unfreiwilligen Humors birgt eine Grabschrift, die ein Münchener Chemann seiner Frau gewidmet hat. Sie lautet:

„Tränen können sie nicht mehr lebendig machen;
darum weine ich.“

Auf dem Friedhofe zu Wien verlindet uns eine Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ruhet eine Jungfrau: Rosa Klein.
Sie suchte lang vergebens einen Mann,
Bulezt nahm sie der Totengräber an.“

Ein Nachruf auf Klara Bobten enthält den schönen Vers:

„Ihr half kein Arzt, ihr half kein Tee;
Drum ging sie in die Himmelshöh!“

Einer im Inn ertrunkenen Frau schrieb man die Inschrift auf das Grab:

„Hier (!) ist ertrunken Anna Bentner;
Sie wog mehr als dritthalb Bentner.
Gott geb' ihr in der Ewigkeit
Nach ihrem Gewicht die Seligkeit.“

Ein in der Ostsee Ertrunkener spricht in seiner Grabschrift selber zu uns, indem er sagt:

„Die Ostsee war mein kühles Bette,
Um Mittag war mein Ende nah!
Vergebens rief ich, rette, rette! —
Obgleich man mich ertrinken sah.
Drum schließ ich denn ganz ohne Wein
So nach und nach im Wasser ein.“

Unbegreiflich und wunderlich ist die Grabschrift eines im Lech ertrunkenen Mannes. Sie lautet:

„Hier ruht in Gott Nikol Tonie.

Ach! er ertrank, man fand ihn nie.“

Einem in der Stubai verunglückten Fuhrmann ward auf einem Grabstein der Nachruf gewidmet:

„Der Weg in die Ewigkeit

Ist doch gar nicht weit;

Um sieben Uhr fuhr er fort,

Um acht Uhr war er dort.“

Auf einem Kirchhof in der Mark Brandenburg findet sich auf einer Grabtafel eines beim Baumfällen verunglückten Arbeiters der Vers:

„Bergnütgt und ohne Sorgen

Ging er am frühen Morgen

Auf seine Arbeit aus.

Da traf ihn eine Eiche,

Und ach! als tote Leiche

Kam abends er betrübt nach Haus.“

In Langensalza hat ein Schneider die drollige Inschrift auf seinem Grabstein:

„Es liegt hier unter diesem Stein

Ein magres, dürrres Schneiderlein.

Und stehen einst die Toten auf

So hilf ihm, lieber Gott, herauf,

Und reich ihm deine starke Hand,

Denn er allein ist's nicht imstand.“

Von dem Pfarrer zu Heinrichshofen bei Landsberg am Lech erzählt man, daß er öfter um Verse für Grabschriften angegangen wurde. Als das wieder einmal zu recht ungelegener Zeit geschah und der Pfarrer kurz erwiderte: „Ich hab' jetzt foi Zeit, machen's Thna selber oin,” setzte sich der so beschiedene Bauer straß hin, dieser Weisung zu folgen. Er brachte dann folgenden Vers zustande:

„Hier in diesem Gräbelein
Ruh' mein liebstes Knäbelein.
Hab's selbst gemacht und selbst erdacht,
Dem Herrn Pfarrer zum Kreuz um Mitternacht.“

Auf Verlangen der Geistlichkeit wurde vor mehreren Jahren auf dem Torgauer Kirchhofe die Grabschrift eines Offiziers entfernt, die da lautete:

„Hier ruhen meine Gebeine, des Obristen von Hahn.
Frey darf ich bekennen: Des Guten hab ich so manches getan.

Doch dürfte ich wohl nicht ungenetzt in den Himmel eingeh'n,
Sollte meiner Sünden Menge dort vor dem Eingang Schildwacht stehn.“

Auf dem Grabstein eines süddeutschen Bierbrauers ist zu lesen:

„Christ, stehe still und bet' a bissel,
Da liegt der Bräuer Johann Nissel;
Zu schwer fast mußt er büßen hier:
Er starb an selbstgebrautem Bier.“

In Horndorf bei Siegen klagt die Gattin eines Försters in den Grabsteinversen:

„Hier ruht im stillen grünen Hain
Mein selger Mann, der Förster Stein.
Das Trinken ließ er nimmer sein.
Er starb — Gott mög' es ihm verzeih'n —
Aus reiner Lieb zum Branntewein.“

Auf dem St. Stephani Kirchhofe zu Bremen kann man die eigenartige alte Grabschrift lesen:

„Wat ic was, dat bistu,
Wat ic bin, dat warstu,
Hodie mihi, cras tibi.

In der bereits einmal erwähnten Doberaner Kirche befand sich früher auch noch eine Grabschrift auf einen Bälgentreter, die mit Recht zu den originalen Grabschriften gezählt werden kann. Sie lautete:

„Hier ruht Peter Knust.
Gott zu Ehren hat er geputzt,
Bis er selber den Bust bekam
Und ihm Gott den Bust benahm.“

Dass ein Verstorbener sich noch drei Jahre nach seinem Tode verheiratet, dürfte in Wirklichkeit nicht vorkommen, wird aber in einer Grabschrift auf dem alten Kirchhofe zu Mandelsloh bei Neustadt a. R. gesagt. Es heißt dort:

„Hier ruht der Tischler Friedrich Kruse aus Welze, er verheiratete sich 1848 den 17. September mit Dorothee Langrehr aus Wulfelode, wurde geboren den 20. Dezember 1807 zu Mariensee, gestorben durch einen unglücklichen Fall den 8. Januar 1845.“ Der Steinhauer hat irrtümlich 1845 mit 1854 vertauscht, denn laut Kirchenbuch ist Kruse in letzterem Jahre verstorben.

Auf einem Grabstein des Kirchhofs zu Suderburg liest man die naiv frommen Zeilen:

„Heinrich heiße ich,
Zu meinem Jesus reise ich,
Sag' Vater und Mutter gute Nacht,
Will sehen, was mein Jesus macht.“

Diese Grabsteininschrift mit einer so einfältig-kindlichen Frömmigkeitsäußerung, mit solcher Glaubenszuversicht und Einfalt des Herzens, ist aus dem Jahre 1905.

Will jemand aber heutzutage in Friedhofs-wanderungen auf komische und merkwürdige Grabschriftensuche gehen, so wird die derzeitige Ausbeute wohl nur recht mager ausfallen. Die meisten originellen Grabschriften liefern noch Oberbayern und Tirol. Doch wer weiß, ob heute noch auf einem Grabstein im Tuxertal jener schwere Seufzer eines durch sein „Hauskreuz“ gar übel geplagten Mannes zu lesen ist, der seinen Gefühlen in den Worten Lust macht:

„Der Weg nach Golgatha, so muß ich klagen,
Könnt nicht so schrecklich als mein Leben sein.
Ich muß nicht nur mein Haukreuz tragen,
Nein, pußen, füttern obendrein.“

An einem Unglücksmausel der Tuxerjochstraße
liest man die naiv lapidaren Worte:

„Hier ruhen ihrer drei:
A Ochs, a Esel
Und er dabei.“

Vermutlich hat ein Blitzschlag oder ein Absturz
dem Leben dieser drei ungleichen Brüder ein Ende
gemacht.

Auf dem Kirchhof zu Telfes im Stubaital stand
sich früher die etwas stark bedenkliche Grabschrift:
„Hier ruht die ehr- und tugendsame Jungfrau
Rosine Baumgartner.

Liebe Rosine! Wie manche Nacht
Haben wir mitsammen zugebracht,
Bis der liebe Heiland kam
Und Dich wieder zu sich nahm.“

Aus dem Brixtal stammt die Inschrift:
„Hier ruht der ehrengeachtete J ü n g l i n g Peter
Richter,

Zeit stumm und kalt
War 89 Jahre alt.“

Von dem überaus häufigen unfreiwilligen
Kirchhofshumor zeugt das nachstehende Epitaph
aus dem Bustertal:

„Hier ruht Herr Tobias Mair, Bürgerlicher
Metzgermeister und seine noch lebende
Gattin.“

Aus Innsbruck wird berichtet, daß ein dortiger
alter Totengräber die bezeichnende Inschrift erhielt:

„Der Mann hat 90 Jahr gelebt und scharrete
manchen ein
Wer andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst
hinein.“

Ein derb-draufloscher Grabspruch aus Oberbayern teilt uns mit:

„Hier in diesen Gruben
Liegen zwei Müllerbuben,
Geboren am Chiemsee
Gestorben am Bauchweh.“

Eine schon angejahrte Jungfrau klagt mit beweglichen Worten:

„Ah, Welch' große Not und Pein
Mit 40 Jahr noch Jungfrau sein.“

Auf dem Grabstein eines Advoakaten soll früher die Inschrift gestanden haben:

„Der Tod folgte nicht seinem Beispiel,
er machte kurzen Prozeß.“

Wenn aber berichtet wird, daß auf dem Grabe eines Bauern in Vorarlberg, dem zwei Frauen gestorben waren, die Worte zu lesen seien:

„Hier liegt selig in dem Herrn verschlafen Hans
Knopf

zwischen seinen beiden Knopflöchern,“
so muß dieses starke Stück von „Kirchhofshumor“
mit Kopfschütteln registriert und die Verantwortung
für die Richtigkeit der Berichterstatterin, M. Eleo-
nore Drenkhahn-Hamburg, überlassen bleiben. Für
unsere Zeit gilt von dem Friedhofshumor bald das
Wort — tempi passati! — Entschwundene Zeiten!



Volkshumor in Schnaderhüpfeln.

Wohl die einzige echte Volkspoesie unserer Tage, die als Kind des Augenblicks aus dem ursprünglichen Vorn des Volkstums herausgeboren wird, ist die größtenteils nedische Hoch-Ländspoesie der Schnaderhüpfel. Schelmisch und keck-trüzig, humorvoll-witzig, aber auch zartsinnig und gemütstief, wie's Volk der Gebirgler, stellt sich das Schnaderhüpfel in seinem Bierzeiler-Strophenbau als ein urwüchsig abgerundetes Ganzes dar und atmet nach Inhalt und Form unverfälschtes, stark und frei pulsierendes Leben und Volkstum der Alpler. Wie ein quellfrischer, labender Trank aus Waldumrauschem Vorn muten uns die aus dem Mutterboden echten Volksempfindens entprossenen Schnaderhüpfel an. In ihrer Gesamtheit geben sie nach den verschiedensten Seiten hin ein anschauliches und eindrucksvolles Bild von dem naiven Denken und Fühlen des Volkes in der Höhenluft der Berge.

Dieser Liederborn der schaffenden Volksseele, aus dessen humoristischem Quellstrom im nachfolgenden geschöpft werden soll, quillt und sprudelt auch heute noch in unerschöpflicher Fülle. Auch birgt er des Eigenartigen gar viel. Das weite Gebiet der Schnaderhüpfel reicht von den derbstesten Bitanterien bis zu den duftig-zarten „Liedla“ in Liebeslust und Liebeskleid von der naturwüchsigesten Lebensauffassung und Lebensäußerung in der keck-höhnen-denen Herausforderung der „Truhsliedl'n“ bis zur gemütstiefen Naturbetrachtung, von den finnreich

scherzenden „Anspielungen“ bis zum scharf beißenden Wit und der verlebendenden Satire. Geradezu blitzartig erhellen die Streiflichter dieser „G'sangs'l“ das „G'müat“ der Hochlandsbewohner, ihre Sinnesart und Denkweise, ihr ganzes Innenleben.

Das nedische Lebenselement dieser lustigen Kinder froher Stunden liegt durchweg in dem humorvoll-witzigen Gegensatz des vierten Verses der Schnaderhüpfel, die auf nur kleinem Raum dennoch beachtenswerte Spiegelbilder des Volkslebens in den Gebirgsländern darbieten. Zwar sind die Schnaderhüpfel nur volkstümliche „Genrebilder“ in enger Umrahmung, zwar zeigen sie zur Haupfsache nur volkstümliche Typen und Bilder in ihren Einzelheiten, aber — um mit Greinz*) zu reden — „sie verschaffen dem Leser das Gefühl, als sitze er in einer gemütlichen Tiroler Bauernstube auf „Hoamgart“ und höre, wie da gesungen und Zither gespielt wird — gesungen von der Liebe, von den falschen und treuen Dirnen, dann wieder von den Federn, die schneidige Burschen am Hut tragen, vom freien Leben auf der Hochalm, vom Herrn Pfarrer und seiner Predigt, vom Wirtshaus und Fröhlichkeit, woren sich dann oft schlagartige, reizende Naturbilder mischen, in Verbindung gebracht mit dem Empfinden des Menschen“. Unter dem Trifolium: Wit — Liebe — Trutz nimmt der Wit und die humorvolle Nederei zwischen Buab'n und Diandl'n einen hervorragenden Rang ein, denn das Schnaderhüpfel trägt vor allem gern die Maske des Schalkteufelchens, schwingt mit Vorliebe die Schalkspritsche, deren Streiche zwar treffen, aber gerade nicht verwunden und tollt in ungetrübter Lebensfreude übermäßig und ungezwungen einher. Immer wieder von neuem

*) „Tiroler Schnaderhüpfeln.“

offenbart sich in den drolligen Gedächtnisliedern die schöpferische Kraft des Volkshumors und Volksmundes. Zum großen Teil sind die Schnaderhüpfel Wirtshauslieder mit launiger Spize. Als Beispiel diene:

„Zwoa feichtanö Scheit'l, (feuchte Holzstüde)
Dö geb'n nöt viel Hit,
Und's Bier, bal's koan Foam macht, (nicht schäumt)
Kümmt da Wirt mit a Spritz.“

Verhältnismäßig spät erst hat das lebendig und dahinspringende Schnaderhüpfel literarische Anerkennung und Würdigung als Beitrag zur Volkskunde gefunden. So kennen Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ das alpine Schnaderhüpfel noch nicht. Ebenso ist diese duftige Blüte der Alpenflora nur sehr spärlich in „Des Knaben Wunderhorn“ anzutreffen. Erst in dem von Firmenich 1843—66 herausgegebenen Sammelwerke „Germaniens Völkerstimmen“ wird es in breiterem Maße „geduldet“. Rechte Würdigung aber fand die eigenartige Alpenblume erst durch die Dialektforscher Schmeller und Frommann in den „Mundarten Bayerns“ und der „Zeitschrift für deutsche Mundarten“. Nunmehr aber hat das Naturkind der Berge volles Heimatrecht in der Volksliteratur erlangt.

Geht man auf den Ursprung der Schnaderhüpfel zurück, so sind dieselben zweifellos Tanzweisen, Schnitterlieder bei den mittelalterlichen Schnittertänzen am Feierabend gewesen. Schnaderhüpfel = Schnitterhüpfel. Urkundlich ist nachgewiesen, daß dergleichen „G'sangs'l“ bei den Reigentänzen der Schnitter und Schnitterinnen gesungen wurden und zwar zu Trommel, Pfeife und Saitenspiel. Heute sind zwar Tanz und Schnaderhüpfel längst voneinander unabhängig geworden, aber sie treffen sich noch oft zu traitem Verein und decken sich auch heute

noch nicht gar selten, wenn sie auch meistens in der Spinnstube, am Bechttisch des Wirtshauses, in der Brechelhütte, auf der Hochalm, beim Holzschlagen im Wald oder auf dem Anger und Weideplatz in Wit und Weisheit, Lust und Leid erflingen. Das Fauchzen am Schluss aber, der „Fodler“, faßt die übermächtig emporquellende Seelenstimmung zusammen in jubilierende Kopftimmelaute, da sich der Seelenzustand nicht mehr in Worte kleiden läßt. Dieser melodische Aufschrei jubelnder Freude ist ein uraltes und doch ewig junges Ausdrucksmittel übersprudelnder Lebenskraft. Es ist oft „ein Liebeswederruf, der von Alm zu Alm im stillen Hochgebirge das Echo der Täler weckt.“*) Die Talhöcker der Tiefebene kennen den „Fodler“ nicht. Dieser edte Hochlands laut der Almlieder kann auch nur mit Hilfe der Kopftimme zu seiner schwindelnden Höhe emporsteigen.

Die nachfolgenden Proben von Volkshumor in Schnaderhüpfeln stammen zur Hauptsache aus der verdienstvollen Sammlung von Greinz und Kapferer. Wen dieses Gebiet des Volkstums und der Volkskunde in den Alpen besonders interessiert, der sei verwiesen auf Hans Grassbergers „Rix für unquet“, auf Franz von Kobell, Stieler, Kaltenbrunner und auf die Sammlungen von Enzian und Ludwig von Hörmann. Man findet dort manchen schönen Beleg für den urwüchsigen Ton dieses Volkshumors, der sich in seiner Eigenart und Sonderheit so kräftig in den Schnaderhüpfeln der Gebirgler widerspiegelt.

Gleich sehr derb zupackend hüpfen die folgenden Verse einher:

Und's Diand'l hat a Bräzei (große Hand)
Und a G'sichti hat's a

*) Hugo Elard Meier: Deutsche Volkskunde.

Als wenn an Nachbar sei Ochs
D'rüber abö g'rutscht wa.

Das läßt wahrlich an Plastik und Drahtstil des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig; aber je größer die Unverblümtheit des bildlichen Ausdrucks ist, desto mehr werden die spottenden Verse belacht und auf kommende Geschlechter vererbt. Augenscheinlich offenbart sich in diesem „Truhsiedl“ die Nachsucht eines verschmähten Liebhabers.

Durch den überraschenden Kontrast der vierten Zeile in Verbindung mit dem launigen Inhalt wirkt vor allem:

Daß d' Stief'l schö glanz'n,
Desweg'n gibt's a Wicks,
A Pulver für d' Wanzen,
Für's Podagra nir.

Dieses für die literarische Individualität typische Schnaderhüpfel bezieht sich als „Hänselei“ vermutlich auf einen alten gichtgeplagten Gaufaus, der früher ebenfalls seine „Plepperliedl“ im Wirtshaus gesungen hat, oder sie auch jetzt noch voll Galgenhumor und in Selbstironie zu singen versteht.

Auf Selbstverspottung oder — wenn man will — Resignation laufen auch die folgenden „Stüdl“ hinaus:

Auf dö stoanig'n Ader
Wachs'n d' Erdäpfel gern,
Mei Vata sagt allweil:
„Z kunnt nir G'scheid's wer'n.“

Auf's Gass'l bin i ganga,
Hab's Fensterl nöt g'wist,
Bin dorten hinkemma
Wo's Gaufstellerl ist.

Sehr häufig wird in den Schnaderhüpfeln ein Gleichnis aus dem Naturleben verwendet. Aus demselben werden dann in urwüchsiger Weise die Fühlfäden zum menschlichen Leben und Treiben hinübergesponnen. Mit jedem Sprunge hüpfen die „Schleifer“ oder „Schelmeliedle“ von dem Naturgleichnis flottweg auf etwaige Gemütsbewegungen über. Auch das ist typisch für eine große Anzahl von Schnaderhüpfeln, zu denen auch das folgende zählt:

Wenn da Schnee a mal geht
Werd d' Natur wieder wach
Wenn's Räuscherl dahin is
Kimmt do Kas'njammer nach.

Dass sich zu dem physischen auch der moralische Kater gesellt, empfindet auch der Hochlandssohn so gut wie der Bewohner des Flachlandes.

Weitaus die meisten Schnaderhüpfel beschäftigen sich mit den Reizen der Geliebten. Teils geschieht dies mit sinniger Zartheit, wie in den besten Volksliedern, teils aber auch mit sehr derber, frischer und größtenteils gesunder Sinnfälligkeit und Offenherzigkeit. Als ein paar Proben mögen dienen:

I woaz a schön's Dendl
Aber reich is sie nöt;
Was hilft mir der Reichtum
Beim Geld schlafst ma nöt.

A Hirsch hat zwöa G'wichtl, (Görner)
A Jagd zwöa Hund,
Mei Schatz hat a G'sichtl,
Wie a Kugel so rund.

Mei Dendl is kloa
Wie a Muskatnüssei,
Und so oft als i's bussel
So lacht's a bissel.

Oft hat der Gebirgler bei dieser Schilderung den Schalk stark im Nacken, besonders wenn er als wenig begünstigter oder gar verschmähter Liebhaber allerlei erdichtete Sachen zum Ärger des stolzen Diandl's aufs Tapet bringt. Einige Belege dafür sind:

Mei Schätz is a Köchin
A zaundörre Goas (Biege)
Luat alleweil fress'n
Wird dengerschfist net foast.

O du Herz'l, mei Lauerl,
Hast an Kopf, wie a Mauserl,
Und an Herz'l — a waachs —
Krumpi Fuß wie a Dachs.

Die Kleinheit des „Schäzerls“ verspottet der Bierzeiler in recht launiger Weise, wenn es heißt:
Mei Schätz is in d' Schüssel g'foll'n,
Hat nimmer raus gußt,
Und da hat'n mei Vater
Mit'n Löffel eing'schludt.

Ein gut Teil Spottverse bekommen auch Stand und Beruf in den Schnaderhüpfeln mit auf den Weg. Vor allem ist's der „Zaga“, dem nicht selten die rische Lauge des Spottes über den Kopf gegossen
1. Ein Beispiel dafür ist:

Der Zaga hat g'schlossen,
Hat aber's Schießen nöt kennt,
Und hat bei der G'leg'nheit
Sein'n Schnauzer vadrennt.

Von der Anwendung der „ungebrannten Asche“ als ultima ratio reden die humorvollen Verse:

Da Lehra nimmt a Steckarl
Zum Kinderkuriere'n;
Wenn mei Weiberl koa Guat thuat
Wer' i's a no probier'n.

Eine launige Entschuldigung des Fürstes zugleich aber auch eine „Spitze“ auf den Schlächter im Dorf enthält der Bierzeiler:

Mei Nachba, da Mezga
Thuat Salpeta in d' Würst,
Da is' do koa Wunda
Wenn Dan allweil dürst'l!

In drollig scherzender Weise knüpft das folgende Schnaderhüpfel an ein bekanntes Sprichwort an:
Daf's Bussal'n an Bart macht
Dös is ja nit wahr:
Sinst hätt ja mei Dirndl
Schon's G'sicht volla Hoar.

Des Einsiedlers verwahrlostem „Maul“ rückt der nachfolgende Bierzeiler erbzuleibe:

Da Danfid'l hat
Zwoa Zähna an' Maul;
Da vani is hohl,
Da ondri is faul.

Die „Vielseitigkeit“ des Dirnleins beleuchtet der scherzende Vers:

Zithaschlog'n, Zithaschlog'n
Es a scheans G'spiel,
's Dirndl hat Soat'n,
Woafz da Teuf'l wia viel!

Recht schelmisch knüpft das folgende Schnaderhüpfel an die Predigt des Pfarrers an, um die „Liab“ des „Buab'n“ zu entschuldigen:

Da Pforra hat predigt:
„Leut habt's anand gearn!“
Drum fun i von'n Dirndl
Nit wögatrieb'n wearn!

Ganz possierlich wirkt das drollige und interessante Hinüberspinnen weltbewegender Ereignisse in das engste Liebesleben zweier Leute. Davon zeugt das nedische Schnaderhüpfel:

Und da Türk und da Rus
Die zwoa geh'n mi nir o',
Wann i no mit der Gred'l
Koan Kriegshand'l ho!

Witz und Laune in der Geldklemme offenbart das folgende Beispiel:

An Nachbarn sein Birnbaum
Tragt g'wiz koane Rus,
Wenn ma zahl'n soll un koa Geld hat —
Dös is a Badruß.

Doch der „Oberlandler“ auch gern Soldat ist, aber auf besondere Weise, das dokumentiert er in den launigen Versen:

Soldat bin i gern
Und da kenn i mi aus,
Und gern steh' i Schildwach
Beim Dindl im Hause.

Welch schelmischen Triumph spielt hier nicht ganz unerwarteter Weise die vierte Zeile aus! — Komische Selbstverspottung — auch ein typisches Signum mancher Schnaderhüpfel — atmen die folgenden Zeilen:

Und wenn i amal heirat,
So trag i mir's aus:
Wenn's Weib nöt dahoam is,
Bin i Herr im Hause.

Es ist das eine auch im Volksleben der Gebirgler öfter in den verschiedensten Variationen anklingende Saite.

Nicht ohne Mutterwitz und Drolerie sind die nachfolgenden Strophen:

's Echo, dös hat schon
Das sauerste Leb'n,
Weil's jedwed'n Laff'n
An Antwort muaz geb'n.

Und im Berg will i liaba
An Dachkäzel sein,
Als im Lond a Camel,
Dös sollt ma nit ein.

Der Vergeßlichkeit einer ältlichen Magd, die vormals einmal hübsch gewesen ist und gern davon spricht, spotten die nedischen Verse:

Und's Greatl vagiht alles,
Dös macht ihr koa Müah —
Aba daß 's amol schean g'west is,
Dasselb vagiht's nia!

Voll Galgenhumor singt ein Patenkind, dem die Taufpatin keine Erbschaft hinterlassen hat, schalkhaft-resigniert:

Mei God'l is g'storb'n,
Was hat's ma vamacht? —
An Sunnschein beim Tag,
An Mondschein bei da Nacht.

Dem „lumpriichten“ Burjchen liest das mutterwitzige Diandel ganz rechtschaffen die Leviten, indem es singt:

„I kenn schon dein Brauch
„I woaz, wo man di find't
„Im Wirtshaus ganz vorn'
„Und in der Kirch'n ganz hint.

Das nächtliche „Fensterl'ngehn“ entschuldigt ein schelmischer, witziger Bua durch das G'sangsel:

„I han a Baar Schuach
Aus Fuchsleda sein's g'macht;
Drum schlaf'ns beim Tag
Und geahn aus bei da Nacht.

Auf den „sittsamen und trunksfesten“ Pfarrer
stichelte das Lied:

Unja Herr Pforra
Es a kreuzbrava Mann:
Er bet't was er muß
Und sauft, was er kann.

Ein erblich Belasteter entschuldigt sein vieles
Trinken mit den Worten:

Mei Muatter trinkt gearn,
Mei Voter trinkt viel,
Es is so der Brauch
In uns'er Famil'.

Mei Muatter is kropfet
Der Voter is krump,
Mei Schwöster is buggelt
Aber i — bin a Lump.

Eine recht derbe Stichelei auf den „Nichtsnutz“
von Taga enthalten die folgenden Zeilen eines
leden Dirnleins:

Mei Schöz is a Taga,
A Lump a vardrahta
Geht ollweil mit der Büx,
Aber hoam bringt er nir.

Der beim Fensterln verkehrt gegangene Schneider wird durch die Verse gefoppt:

Der Schneider is gang'n
Bur Messerschmiedsdörn,
Hat's Fenster verfehlt
Und zur Goas einig'schriern.

(Bur Ziege hineingesprochen.)

Dem schlechten Sänger kindischer Verse wird
spöttend zugerufen:

Hör af a so singen,
Hör af a so sagen,
Sonst laß i d'r an Zeller
Voll Ziller auftrag'n. (Kinderlutscher.)

Dem als etwas zaghaft und hasenherzig bekannten Burschen klingt es entgegen:

Her af a so singen,
Her af a so sagen,
Du traust die koa Henn'
Aus'm Nest außer zu jagen.

Dies Schnaderhüpfel kann aber auch ebenso gut als Antwort eines rauflustigen Burschen gelten, der auf diese Weise die Anrempelei eines andern Buab'n schlagfertig beantwortet und geschickt die beiden ersten Zeilen des „Trutzliedl's in seiner Antwort aufgreift.

In schalkhafter Weise wird ein herausziehendes Gewitter zur Formung eines „Befehlungsversuches“ in dem folgenden Schnaderhüpfel benutzt:

Leutlen, befehrts Enk
Die Welt hat a End
I hab' scho hör'n Trommelschlag'n
Am Firmament.

Die „Widerhaarigkeit“ des Dirndl's hat zur Aufhebung des „Verprüchls“ geführt. Mit verhaltenem Groll singt der Bursche:

Frische Buam hab'n Hunger,
Können Schuachnäg'l vertrag'n —
Hab di gern g'habt zum Fressen
Liegst mir jetzt no im Mag'n.

Von einer „höheren“ Bildung eines Dirndl's gibt das spaßige Schnaderhüpfel Zeugnis:

An' Wald hun i eihg'schriern:

„Liebt mi mei Wui?“

Der Wald kün französisch

Und hat g'antwort't: „Wui! Wui!“

Eine urwüchsige und durchaus praktische Lebensphilosophie tut sich kund in den Zeilen:

Was nußt diar a Cheasen

Wenn'st nit damit fahrst? —

Was tuast mit dein' Geld, Narr,
Wenn'st alleweil sparst?

Dem falschen Gebiß des Dirndl's — übrigens
eine große Seltenheit im Hochland — sind die
spottenden Zeilen „aufg'wicht“:

's Deandl hat Zahnl'n,
So weiz wia da Schnee,
Sein alli z'samm' eing'setzt
Drum thean's ihr nit weh.

Sennerin und Jagersbua werden angezapft in
den Versen:

In da Almhütt'n oben
Geah't woltern (stark) da Wind
Drum warmt si holt d' Senn'r'in
Beim Jagersbuam g'schwind.

Treffender Witz und rühmenswerte Schalks-
haftigkeit steht in den Worten eines Deandl's, daß
den „Hansl“ folgendermaßen ansingt:

Aus Lumpen, so sagen's
Da machen's Bapiar.
Was weard denn da amal
Mei Hansl aus diar?

Eine sogenannte „Frozzelei“ eines täppischen
Soldaten, eines Tiroler „Klumpadatsch“, haben wir
vor uns, wenn es in einem Schnaderhüpfel heißt:

Da Tiroler Was'l
Mit'n Lschaf . . . o
Fallt in'n Keller abi
Bricht si's G'nad . . . o.

Ein guter Freund des gehänselten Vaterlands-
verteidigers antwortet vielleicht mit dem Trutz-
g'sangsel:

Hear au mit dein' Frozzlen
Hear au mit dein' Sag'n,
Sunst wirf i di aufzi
Beim Krips un beim Kragen.

Aufs „Frozzlen“ ist auch die folgende Nedstrophen eingestellt:

Der Esel hat vier Füaß
Der Esel is dumm,
Esel mit zwöa Füaß
Laf'n a g'nua herum!

Der bei Gebirglern oft vorkommende Kröpf gibt Veranlassung zu dem Schnaderhüpferl:

Die Zeisaln hab'n Kröpfaln
Do singan's darmit;
Mei Muatta hat an Kröpf
Aba singan ku's nit.

Pastoral salbungsvoll hebt das folgende Schnaderhüpferl an, um dann mit jedem Satz der vierten Zeile lustig scherzend in die platte Alltäglichkeit zu hüpfen:

Gegrüßt seist du Bruadar
Da Hear ist mit Diar,
Du bist volla Gnaden —
Geah, zahl a Maß Biar.

Mit drastischer Offenheit, absolut ohne Feigenblatt vor dem Mund, singt ein kecker Bursche die spottende Weise:

Mein' Nachbar sei Tochter
War gar a liaba Schätz,
Wenn's an Buckel nit hatt
Und an Schnauzer wi a Raß.

Von der großen „Verwandtschaft“ der Köchinnen heißt es in launigem Sang:

Die Köchinna bringa
Die Gäns so gearn um,
Denn do gar groaß Batwondshaft
Dös war ihna z' dumm.

Selbst die Buchstaben des ABC dienen zur Bildung von Schnaderhüpferln. So singt das Dirnlein mit schelmischem Sinn:

An „X“ und a „ß“
Studenten sein nett.
A „ß“ und an „X“
Aba taug’n thean’s nir.

Überaus drollig trifft Franz von Kobell den
Volkston in seinen humordurchwürzten Schnader-
hüpfeln. So wenn er singt:

Der Gori so lüg’n
Wie niemd auf d’r Welt
Hat uns nachst von vier
Heilige drei Kini verzählt.

Allerdings spuken die vier heiligen Dreikönige,
sogar einzeln namhaft gemacht, auch schon in „Des
Knaben Wunderhorn“ herum, wie denn auch Goethe
in seinem Gedicht „Epiphania“ davon singt.

Ebenfalls echt volkstümlich singt Hans Gras-
berger sein Schnaderhüpfel:

Das Kazel thuet si waschen
Dö Sau liegt in’ Dreck —
Wer nir af si holt’t
Der wirft si leicht weg.

Ausklingen möge diese Blütenlese des Volks-
humors aus der Alplerpoesie mit der Kennzeichnung,
die Grasberger diesen volkstümlichen Liedern in
seinem „Nir für unguet“ gibt, wenn er sagt: „In
seinem erweiterten Wirkungskreise ist das vielnamige
Schnaderhüpfel nun des Bauern lyrisches Epi-
gramm; es ist sein Liebeslied, seine Humoreske, seine
Aufforderung zum Spiel und Kampf, seine Spruch-
weisheit. Das Schnaderhüpfel ist eine lebensvolle,
gesunde und aufrichtige Poesie; es ist das selbstge-
schaffene Laienbrevier unseres Bauernstandes.“
Der „Hamur“ aber, der in diesem „Laienbrevier“
steckt, macht es doppelt lieb und angenehm.“



Romische Familiennamen.

Zweifellos liegt für manchen ein eigener Reiz darin, sich mit der Entstehung und Bedeutung unserer vielgestaltigen Familiennamen näher zu beschäftigen, zumal auch das *Koboldtum des Volks - humor* bei einer großen Anzahl von Familiennamen eine wesentliche Rolle spielt und ihnen mit dem närrischen Prägestock den Stempel des Komischen und Lachhaften aufdrückt. Dieser Schalkshumor des deutschen Volksgeistes offenbart sich bei der Namengebung in einer Menge komischer *Witz-* und *Spitznamen*, die man auch wohl als „*Ekelnamen*“ oder „*Übernamen*“ bezeichnet hat.

Das demokratische Öl witziger Wortverrenkungen und ursprünglich scherhafter Bezeichnungen humoristisch-satirischer Art, womit der deutsche Volks-humor Personen und Dinge zum allgemeinen Gaudium zu salben liebte, ist bei unsfern Familiennamen in großer Fülle vorhanden und taucht vor allem ganz besonders derb und rücksichtslos in dem überaus grobkörnigen Bauerntum des Mittelalters auf. Diese humorvollen Übermalungen von Menschen und menschlichen Zuständen, diese Witz- und Spitznamen ziehen sich wie rote Einschlagsfäden überall durch das bunte Gewebe deutscher Familiennamen. Selbst Fürsten, wie „Otto der Faule“, „Heinrich der Bänker“, und Herzog Heinrich XI. „Jasomirgott“, bekamen als Signum der wenig zimperlichen Vorzeit unserer Ahnen ihren „*Ekel-*“ oder „*Übernamen*“ fürs Leben angehängt.

Manche der oft sehr verwunderlichen „S a n a m e n“, wie beispielsweise der noch 1648 in Basel vorkommende Name „Dobleibichnicht“ und „Dchwadt“, „Blihimlande“, „Hilfsmirgott“, wie auch die gräßlich beleidigenden „Fekelnamen“: „Saumagen“, „Wanzenknider“, „Kanalgeruch“, „Stinker“, „Säufer“, „Fresser“, „Latschengreifer“, „Groberkloß“, „Galgenvogel“, „Lump“, die als S u d e n n a m e n in Österreich vorkamen und unter Joseph II. (1782—83) den Israeliten zwangsläufig aufgehängt wurden, sind größtenteils heutzutage wieder verschwunden. Aber unsere niederdeutschen: Buttarken, Swinekoben, Bankoken, Rattentit usw. sind auch heute noch lebendig. Dergleichen lächerliche und komische, teils aber auch anstößige und ehrenrührige Familiennamen gibt es noch zu Hunderten, wenngleich auch die „Galgenstrid“ und „Totschläger““, die „Bulverbestandteil“ und „Maschinendraht“ jetzt so ziemlich von der Bildfläche verschwunden sein dürften. In den Werken von Förstemann, Eckart, Heinze, Pott, Abel, Stark, Andrefsen, Cobler-Meier, Vilmar und anderen findet sich aber die schwere Menge von Belegen dafür, wie das Schalksnarrentum der Komik und Satire in unseren aus dem Volkstum stammenden Familiennamen mitunter geradezu wahre Triumphe feiert. Namen wie „Rägenlauf“, „Schietenbübel“, „Blifernicht“, „Schnapser“ sind noch lange nicht als die anzüglich-sonderbarsten zu bezeichnen.

Viele mittelalterliche Familienspitznamen, wie z. B. „Gutschebauach“ = Wadelbauach, entsprangen körperlichen Fehlern und Gebrechen oder entstanden aus der S y n o n y m i k des Lächerlichen in der Bezeichnung der Gewerbe. Die „Schnutenfeger“ und „Mehlhose“ waren Spitznamen des Mittelalters für den Barbier und den Bäcker. Die „Bratengeiger“ und die „Pinkepank“ deuten auf den Musiker und

Schmied hin. Ebenso soll der Spitzname „Rufwurm“ den schmuckig-schwarzen Zyklopen am Amboß oder auch den Schornsteinfeger bezeichnen. „Stredewecke“ und „Suchsbrot“, diese Imperativnamen, deren Zahl überaus groß ist, beziehen sich auf die Bäcker. Und wenn auch der „Enyrim“ aus Eitelkeit ein griechisches Mäntelein umgetan hat, so schimmert dennoch der Schuster als wohlbekannter Meister Knieriem daraus hervor. In dem Familiennamen „Pfeffersack“ hat man zweifelsohne den volkstümlich gekennzeichneten Großkaufmann zu suchen. Auch die „Bindenkübel“ wie die „Binddenreiff“ sind Handwerkernamen, während die „Drischaus“ und „Scheuchdenwagen“ das Bauerntum zum Gegenstande haben.

Die Familiennamen der „Schlapphose“, der „Bodderhose“ und „Lumphose“ deuten ohne Frage auf nicht besonders gut gekleidete Träger dieser Kleidungsstücke hin. Aber nicht nur Gewerbe und Kleidung, sondern auch das ganze Getue und Gehabe der Menschen bot dem Volksgeist im frühen Mittelalter den Anlaß dar, daraus Wit- und Spitznamen zu prägen und dadurch seinem Bedürfnis nach Komik, Drastik und Plastik des Ausdrucks nachzukommen. So hat nachweisbar ein Nürnberger Bürger wegen seines langsam bedächtigen Gangs den Beinamen „Pfauentritt“ erhalten, der später zum Familiennamen wurde. Auch die „Beisetritt“, die „Trampel“, die „Liesegang“ und „Slieker“ stellen Namen dar, die ursprünglich als Spitznamen anzusehen sind.

Lieblingsworte und Beteuerungsformeln, die oft im Munde geführt wurden, verhalfen den „Dusendahler“, den „Warlich“ und „Zur“, den „Götterbarm“ und „Gilsmitgott“ wie den „Lobedanz“ und „Fleischundblut“ zu ihren gewiß recht sonderbaren Namen. Die „Eierküchen“ und „Pfann-

luch", die „Brathering“ und „Blutwurst“ entstammen dem Heer der sehr zahlreichen Speise- und Tranknamen, wovon beispielsweise noch „Süßmilch“ und „Sauerwein“, „Käsebier“, „Sauerbier“ und „Bütter“ anzuführen wären.

Als besondere Kennzeichnung des wenig zart-fühlenden Humors bei der Namengebung im frühen Mittelalter dient die Festnagelung von allerlei körperlichen Gebrechen und Eigentümlichkeiten durch Benennung mit Ekelnamen wie: Bullenhals, Langnese, Katzenwadel, Schweinerüssel, Röhrbein, Schmalbauch, Breithauch, die derbste Rücksichtslosigkeit atmen, genau wie die Familiennamen der Schiefmaul, Kuhmaul, Klumpfuß, Schieler, Kloß und Flegel. Der Träger des Namens „Unmaß“ wird wohl, wie der Frankfurter Heinrich Becherer, ein leidenschaftlicher Trinker gewesen sein. Ebenso haben auch die Herren „Schüttenwürfel“ und „Nüchterentrunk“ gewiß keinen Anspruch darauf gehabt, einen Ehrenposten im Verein der Abstinenzler zu bekleiden.

Manche seltsame Blüte des Volkswitzes spendet ihren komischen Duft in jenen verwunderlichen Familiennamen, die sich teilweise urkundlich nachweisbar als von ehemaligen Häusernamen abgeleitet erweisen. Vergleichene Benennungen haben sich aus praktischen Gründen noch heute bei Gastrohäusern und Apotheken erhalten, kommen aber neuerdings in Großstädten bei Geschäftshäusern auch wieder mehr in Aufname. Vielleicht ist der Name des 1396 in der Bürgerliste aufgeführten ehrsamen Dresdener Bürgers „Wanzennest“ ursprünglich von einem ominösen Haussnamen abzuleiten, genau wie Heinz zur Guldentasche und Johann zum Frosch später durch Fortfall von „zur“

und „zum“ in „Heinz Guldental“ und „Johann Frosch“ umgewandelt erscheinen.

Vielfach gab des Leibes Nahrung und Notdurft, worin man im Mittelalter oft des Guten zu viel tat, Anlaß zu Namen wie „Bauchsorge“, „Stäumdiekann“, „Sufgarus“, „Beerdiekandel“, „Schmeckdie-wurst“, „Rikepott“, „Füllentrüssel“, „Übelgespiest“ und ähnlichen Spitznamen. — Mittelalterliche Rauf-lust ist dokumentarisch festgelegt in den Familien-namen der Zuckseisen, Schüttespeer, Klubbenhädel, Schnapphahn, Brenneshür, Würgenpauer, Stich-denbuben, Tüfelbys, Dusendtüfel, Chlaufersträß, Hackdentüfel und anderen Imperativnamen, deren manche auf die edle Kunst der „Gedenreiter“ hin-deuten.

Die meisten Imperativnamen haben ironisie-rende Beigeschmack. Die „Borgenicht“ und „Wärmsbett“, die „Schimmelpfennig“ und „Fleug-imtanx“, die „Findekeller“ und „Feuerimdaß“, die „Weckdenhahn“ und „Trittherfür“ haben ihre „Familiennamen“ ursprünglich als echte Spitznamen bekommen. Erst nach und nach ist ihr Begriffs-inhalt bei ihren Nachkommen durch den beständigen, gedankenlosen Gebrauch des Namens allmählich verblaßt.

Viele dieser stark satirischen Ekelnamen sind im Laufe der Zeit wieder im Strom des flutenden Lebens versunken; denn bis gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hafteten die Familien-namen teilweise noch nicht genügend fest. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden sie mehr und mehr wurzelsicher.

Noch heute kommt es ja vor, daß der Träger eines wenig schmeichelhaften Namens alle Hebel in Bewegung setzt, um beispielsweise einen Namen wie „Swinekoben“ oder „Saumagen“, „Fettbauch“ oder

„Hühnemörder“ loszutwerden. So hat bereits 1489 z. B. Jakob Teufel in Oschaß laut urkundlichen Nachweises seinen etwas anrüchigen Namen mit sinniger Anspielung in „Sorgenfrei“ umändern lassen, und die Familie „Thunichtgut“ bewirkte ihre Umtaufung in „Thugut“. Ebenso wurde aus „Fleischfreter“ in unseren Tagen „Fleisch“ und aus „Hühneniörder“ der „Hühne“.

Geradezu komisch wirkt die im Laufe der Jahrhunderte vielfach auftretende Formveränderung der Namen und ihre Sinnentstellung. Namentlich die Imperativ- oder Satznamen werden häufig dadurch ganz und gar unsinnig umgemodelt. Aus einem „Buckmantel“ wird im Laufe der Zeit der komische Name „Buckermandel“, und aus einem „Schaffganz“ (Mache ganze Arbeit!) entsteht eine „Schafgans“, also ein Fabelwesen à la Sphinx oder Centauer.

Tatsache ist, daß der weitaus größte Teil unserer Familiennamen ihrem eigentlichen Sinne nach unverständlich und rätselhaft ist, daß aber ein großer Teil deutungsfähig ist und wie ein Heer neidischer Kobolde in komisch-lächerlichem Gewande aufmarschiert. Wenn auch ein Familiennname auf den ersten Blick wesensleer und bedeutungslos erscheint, so hat ihm doch in den meisten Fällen nicht absolute Willkür und eine Laune des neidischen Zufalls zum Dasein verholfen, sei er auch noch so spaßig, wie „Ufffallenbieren“, „Stubenvoll“ und „Untenzu“, „Umundum“ und „Rimmerselig“. — Viele Namen bilden ein wahres Mixtum compositum aus Zeitalter, Mundart und Volkstum verschiedener Sprachen und erschweren dadurch naturgemäß ganz wesentlich ihre Erforschung nach Sinn und Bedeutung, zumal im Mittelalter die lächerliche Großmannssucht dazu führte, gut deutsche Namen zu latinisieren und zu gräcisieren. Das gab selbstverständlich zu allerlei

Entstellungen, Verstümmelungen und Sinnwidrigkeiten Anlaß. Die fadenscheinige Toga des „Enyriem“ für den ehr samen Meister „Enieriem“ ward schon ins rechte Licht gerückt, aber die fremdwortliche Entstellung und Verstümmelung hat es mit sich gebracht, daß dem Namenforscher gar oft die kritische Sonde nutlos entsinkt. Trotz alledem haben wir in unseren Familiennamen einen sehr beachtenswerten Niederschlag des Volkstums, „aus dem wir“ — wie Vilmar sagt — „ein gutes Stück unserer Kulturgeschichte herausbuchstabieren können.“

Eine stark satirische Ader im Strom unseres Volkstums, angeborene, gutmütige Spottlust und Freude an der „Hänselei“ läßt geradezu bei uns Deutschen eine Hochflut von komischen Familiennamen aus den Quellbrunnen der deutschen Volksseele emporsteigen. Als vor etwa 4—500 Jahren jeder Erdenbürger sozusagen von Geburt an in seinem Namen eine gewisse „Abstempelung“ auf die Haut bekam, die er auf seiner Lebensreise zu Märkten tragen sollte, geschah diese Abstempelung oft zum größten Leidwesen des Erdenpilgers. Ist es doch beispielsweise keineswegs angenehm, mit dem Familiennamen „Rötzmaul“ durch die Welt zu wandern. In der Tat führte eine alte Freisassenfamilie in Freysa a. d. Schwalm diesen Namen. Heutzutage hat die Familie ihren Namen längst in „Rötzmann“ umändern lassen. Schon mancher Erdenpilger hat unter dem Fluche seines lächerlichen oder anrüchigen Namens geseußt und mit Eifer darnach getrachtet, mitunter selbst einen Buchstaben daraus los zu werden. Hängt uns doch der Name wie Bech an unser Leben lang! Muß nicht ein wohlbeleibter Herr mit dem widersprechenden Namen „Dünn“ oder „Magerfleisch“ unwillkürlich durch einen derart kontradiktori schen

Namen die Lachmuskeln in Bewegung bringen, wenn er sich in seiner ganzen Rundlichkeit als der vorstellt, der er nicht ist. Ebenso trägt auch eine Frau Schmerbauch, Schmalbauch, Dünnbauch, Breitbauch ihren Namen gewiß nicht mit ungetrübtem Wohlgefallen am positiven oder negativen Fettgehalt des Klanges; gar nicht zu gedenken, daß ein Fräulein sich einem Herrn als Fräulein „Bitendüvel“ oder Fräulein „Ungeheuer“ vorstellen muß. Ebensowenig wird Herr „Klapperbein“, der sehr gut „Wadenstarf“ heißen könnte, von seinem Namen erbaut sein. Auch der vielleicht spindeldürre Herr „Bierbauch“ wird mit der Ironie des Schicksals hadern, das ihm boshafterweise tatsächlich einen negativen Bauch verliehen hat und ihn infolge seines Namens bei seinen Mitmenschen ständig einem ironischen Lächeln aussetzt.

Nomen est omen! Das hat schon mancher Erdenbürger zu seinem bitteren Leidwesen erfahren müssen, wenn ihm nicht Mutter Natur eine gehörige Portion Galgenhumor als Patengeschenk mit in die Wiege gelegt hat, wie jenem Herrn „Haar“, der einen völlig glatten, glänzend polierten Billardkugel-Schädel besaß und dennoch voll Humor meinte, an den Haaren könne ihn zwar dereinst der alte Petrus nicht in den Himmel hineinziehen, wohl aber an dem Handtuche, womit er sich täglich zu frisieren pflege — Scheitel in der Mitte. — Lieber „Plato“ als „Pericles“ in der Welt! —

Wenn es in dem alten Volksliede heißt: „Soldaten müssen sein!“ so kann man ebenfalls sagen: „Namen müssen sein!“ Unsere immer verwinkelster werdenden gesellschaftlichen Zustände erheischen mit Naturnotwendigkeit eine ins Einzelne gehende Namengebung, schon allein mit Rücksicht auf die Ordnung von Rechtsverhältnissen. Zugem haben viele Familien in ihrem Namen ein gutes Stück Familien-

geschichte. Namenkunde und Volkskunde stehen in enger Wechselbeziehung zu einander.

Die — wie schon einmal erwähnt — etwa vor einem halben Jahrtausend allmählich schollensicher gewordenen Familiennamen zeigen oft in ihrem Gewande der Komik eine unendliche Mannigfaltigkeit von Lebenszuständen, von örtlichen und sprachlichen Verhältnissen, von häuslichen und geselligen Veranstaltungen und Gebräuchen, die uns heute zum großen Teil völlig fremd geworden sind. Daher ist die Toga des Namens für den Träger heutzutage nicht selten unbequem und oft geradezu verwunderlich und seltsam. Die „Gripenkerl“ und „Gafkerl“, die „Guckemus“ und „Gupfuf“, die „Hauab“ und „Küßwieder“ sind etliche von diesen humorvollen Sonderlingen. Ihre Schar ist größer als man denkt, und sie beleuchten ein nicht unwesentliches Stück unserer Kulturgeschichte zum Teil mit Brennspiegelstrahlen. Die „Störtebeker“, „Lideleider“, „Machemehl“ und „Springintgut“ (Lüneburger Bürgermeister) haben aus ganz besonderen persönlichen und lokalen Anlässen ihre sonderbaren Namen bekommen.

Wirkliche Personennamen, Eigennamen, die als sogenannte Vornamen noch heute gelten, fremde und einheimische, Wohnstätten und Abstammung, Herkommen, Handwerk und Gewerbe, Eigenschaften besonderer Art, Werkzeuge und Geräte in größter Mannigfaltigkeit, Tiere, Pflanzen, Speisen und Getränke, Kleidung und Gliedmaßen der Menschen und der Tiere nebst den Naturerscheinungen und Befehls- oder Satznamen — sie alle bieten in jeder Gruppe eine ganze Anzahl von Namen, die als Dokumente des Volkswitzes aufzufassen sind. Solche „Haulemännerchen“ tummeln sich überall unter den Familiennamen umher. Doch ist — wie bereits

erwähnt — oftmals der Sinn und die Bedeutung sehr vieler Familiennamen leider vollständig ent-schwunden, da das Alter mancher Namen in den Mythennebel grauer Vorzeit zurückreicht. Trotz aller Forschung wird mancher Name rätselhaft und dunkel bleiben.

Aber nicht nur das Alter macht so viele Eigen-namen hieroglyphisch und runenhaft „tunkal“; auch die mancherlei Dialekte der deutschen Zunge ent-stellen den ursprünglichen Sinn in arger Weise. Sehr viele plattdeutsche Namen wurden erst nach Luthers Bibelübersetzung dem hochdeutschen Laut-system angepaßt. Das führte aber oft zu allerlei humoristischen Kapriolen und brachte Namen her-vor, die halb hochdeutsch, halb plattdeutsch in der Form waren. Dahin gehört z. B. „Cassebaum“, d. i. Kirschbaum (vergl. „Cafbeer“ und „Cafboom“).

Bei der Verdunkelung und Sinnentstellung der Familiennamen spielen auch die mancherlei Redewendungen und Eigentümlichkeiten in der Bezeichnung der Gewerbe eine große Rolle; denn von ihnen sind viele Namen entsprossen und im Lauf der Jahrzehnte ganz bedeutend umgemodelt worden. Ebenso machen sich die vielen fremden Einflüsse auf deutschem Kulturboden — ehemals ein Tummelplatz fremder Völker — ganz wesentlich bei den Eigennamen bemerkbar. — In erster Linie ist der slawische Einfluß erwähnenswert. Infolge des Zuges nach Westen fand dieser Prägestock auch bei deutschen Familiennamen weitgehende Verwendung, ward doch der ganze Osten Deutschlands von den Völkerwanderungszeiten an durch den Slawen-Flutstrom überschwemmt. Dieser Flutstrom der slawischen Völkerwoge düngte bis zur Elbe und Saale den Boden deutschen Volksstums in der Namengebung mit dem Senfslamm sprachlicher

Ablagerungsschichten. Polen und Littauer, Eschen und südliche Romanen sind im Kranze unserer Familiennamen mit manchem Blättlein vertreten. Und da wirkt es entschieden komisch, wenn sich der ursprünglich biedere deutsche „Schulze“ und „Meier“ in slawischem Gewande zeigen. Dasselbe ist der Fall, wenn die leidige Großmannssucht der „Gräomanie“ den „Kistenträger“ aus Dunkelhaftigkeit veranlaßt, seinen Namen als „Chesnecophorus“ weiter zu führen.

Alter der Namen und Entwicklung der Sprache, trübender Einfluß der Mundart und Mischung mit fremden Sprachelementen, Missverständnisse und willkürliche Entstellungen, das sind die Elemente, welche sich einer sicheren Deutung der Familiennamen nach ihrem Sinne erschwerend in den Weg stellen oder gar eine Erklärung gänzlich verhindern und auf das schwankende Gebiet der bloßen Vermutung hinüberspielen. Doch die Neckbolde des Humors kommen bei den mancherlei dunklen Familiennamen trotzdem doch zu ihrem Rechte.

Ist es nicht neidisch und niedlich, wenn das zierliche „Nöldechen“ von dem großen und kraftvollen „Arnold“ seinen Ursprung herleitet und der Herr „Doll“ oder „Dolle“ zweifellos seinen Namen von „Berthold“ ableiten muß. Er braucht darum noch garnicht einmal ein waschechter Sachse zu sein, dem „b“ und „p“ in seiner „Sprachkiepe“ wie Kraut und Rüben durcheinanderkugeln. Der lächerliche Name „Ochsentunk“, den im 16. Jahrhundert ein berühmter Musiker trug und ebenso eine bis 1584 in Ersdorf in Hessen erbgesessene Bauernfamilie, leitet seinen Ursprung von Konrad-Konrad-Kunz, d. i. der Kühne im Rat. — Demnach bedeutet Ochsentunk der Kühne im Rate der Ochsen. Übrigens

heift ab 1584 die vorhin erwähnte Bauernfamilie wieder schlechtweg „Ochs.“

Familiennamen, welche von der Wohnstätte ihren Ursprung genommen haben, dürften unzweifelhaft mit zu den ältesten Geschlechtsnamen gezählt werden. So hat die adelige Familie derer „von Lüder“ nachweisbar nahe an 1000 Jahre denselben Namen geführt, während andere Sippen, z. B. die „Schenke von Schweinsberg“, die ursprünglich „von Marburg“ hießen, wenig konservativen Sinn besaßen. Höchst sonderbar mutet uns der präpositionsgespickte Name der fränkischen Freiherrnfamilie derer „von und zu Uffseß“ an. Drei Verhältniswörter auf einmal! Das ist ähnlich stark lächerlich, wie „Freiherr auf von und zu Knyphausen.“ Ebenso erweckt es Lächeln, wenn sich die vormals holländische, jetzt hessische Familie der Freiherrn „Verschür“ nun auch „von Verschür“, also eigentlich „von von der Scheuer“ nennt.

Aus dem ursprünglichen Namen „am Thor“ macht der skrupellose hessische Pastor im Kirchenbuche nach der dialektischen Färbung der Aussprache des Namens einen „Amthauer“ und aus „am Main“ entsteht sogar „Amrhein“ — also ein geographischer Lapsus auf volksetymologischer Grundlage. Aus dem niederdeutschen „Utermöhlen“, hochdeutsch „aus der Mühle“ — dieser Ortsbezeichnung —, macht der Herr Pfarrer im Kirchenbuche einen „Austermühler“ oder gar einen „Austermüller“. — Von „auf dem Berge“ entsteht die Entstellung „Uffenberg“ und „Affenberg“, welch' letzteres Wort entschieden eine urkomische Modulation volksetymologischer Wortassimilation klanglicher Natur mit begrifflichem Widersinn in sich schließt. Das Begriffliche hat dem Klanglichen bei der Ummodelung vollständig den Rücken gekehrt. — Manche eigenartige Namen haben

tatsächlich eine fast wunderliche Geschichte. So sind beispielsweise die Namen „Sarrazin“ und „Soldan“ (Sultan) in der Tat sarazenischer Abkunft. Auch der Name „Türk“ ist seinerzeit verschiedenen Kämpfern in den Türkenkriegen laut urkundlichen Nachrichten beigelegt worden. Den Namen „Ahsbahs“ aber wird man vergeblich zu erklären suchen. Die „Augentweid“ und „Ausderau“ wie auch der Karlsruher merkwürdige Familiennname „Altergott“ stammen von den Haßnamen ab, ebenso der Zürcher „Brotkorb“. Familiennamen, die von Wohnstätten abzuleiten sind, haben wir ferner vor uns in den Namen: „Dahinden“, „Daoben“, „Daobnan“, „Auginsland“.

Ganz ungeheuer groß ist das Heer der Gewerbe- und Ständenamen. Auch bei ihnen hat in der Taufhandlung oft der Humor Rade gestanden. In der Zeit, als die Familiennamen entstanden, hatte man für den verhältnismäßig seltenen Geschlechtsnamen „Schuhmacher“ in Mitteldeutschland die Benennung „Schuhwörchte“ oder „Schuhwürchte“, d. i. Schuhwirker oder Schuhverfertiger im Gebrauch. Daraus entstand später „Schuchhart“, „Schuchard“, ja „Schuhwirt“ und das komische Wort „Schuhwicht“. Später leitete man aus den vorgenannten Namen auch „Schubert“ und „Schubart“ ab. Auch die „Gütscher“, Hölscher, Hilscher, Gilcher, Gilger usw. haben ihre Vorfahren bei der ehrsamen Kunst der so genannten „Holzschuher“ oder Holzpantoffelmacher zu suchen.

In Erinnerung an das Sprichwort „Ne sutor supra crepidam“ — Schuster bleib bei deinem Leisten — darf erwähnt werden, daß die oberrheinische Bezeichnung „Suter“, Seuter, Sautner von dem lateinischen Namen „sutor“ ihre legale Ableitung gefunden hat. Die „Harnisfeger“ und „Schildwächter“

haben heutzutage weder Harnische zu nutzen noch Schilde zu bewachen. Höchstens, daß etwa der Bonner Nachtwächter „Schildknecht“ aufzupassen hätte, damit nicht durch Studentenulf den Kaufleuten die Ladenschilder vertauscht werden. So haben viele Träger eines Gewerbenamens heutzutage absolut nichts mehr mit dem durch den Namen ursprünglich angedeuteten Stande oder Gewerbe zu tun.

Der bekannte Dreschgraf „Büdler“, d. i. Buckler oder Buckelhauer, würde lieber seinen vielgeliebten intimen Feinden vom Stämme Israels den Buckel vollhauen, als etwa Buckeln in die Schilde klopfen, wie seine Vorfahren taten. Die „Platner“, „Armbroster“ und „Bünger“ haben als Waffenschmiede und Trommelschläger heute nichts mehr zu tun, ebensowenig wie die „Trümper“ oder „Trümpler“ noch die Trompete zu blasen haben. Und der „Bogner“ macht höchstens noch Bogen auf der Straße, wenn er auf seinem „Kreuzzuge“ nach Hause wankt, weil er durch andauernde Sittsamkeit im Wirtshause zu viel Ballast in schiefer Ladung bei sich hat. „Sic transit gloria!“ heißt es auch von manchem alten Gewerbe, das nur noch als Familienname fortlebt. Der latinisierte „Scultetus“ heißtt heute umsonst und ganz zwecklos „Schultheiß“. Ebenso kann der „Kampffschulte“ ein sehr sinniger friedliebender Mann sein, den seine Lampffrohe Frau wie weiches Wachs zwischen den Gardinenpredigerfingern zu kneifen versteht. Wiederum freut sich der „Mannshaupt“ vielleicht nicht wenig, daß er des Weibes Haupt ist, nach Wunsch und Willen des Apostels Paulus, und daß ihm der „Weibezahn“ (wohl Wackelzahn) nicht wehtut.

Die „Pferdemenger“ und die „Ziegenmenger“ haben längst ihr Handwerk niedergelegt und nur die

„Weinmenger“ und „Mehlmenger“ betreiben auch heute noch ihr unlauteres Gewerbe als „Panscher“ und „Manscher“. Doch das Auge des Gesetzes wacht, und der Staatsanwalt steigt ihnen gleich dem „Leimdecker“, alias Schieferdecker aufs Dach. Der „Landschade“ darf nicht mehr auf Räubereien ausgehen und dem „Lämmermann“ die Erstlinge seiner Herde stehlen. „Leidecker“, „Ochsenhüter“ und „Schweineschneider“ waren früher das, was ihr Name sagt, und der „Grapengießer“ befasste sich als Töpfer mit der Anfertigung solcher Gefäße.

Merkwürdig sind auch die Geschlechtsnamen wie „Hühnerjäger“, „Krähenvänger“, „Hundemann“ und „Widemark“. Es sind Namen, die sich auf Weidewerk und Waldwirtschaft beziehen.

Ergötzlich sind oft die mit Bauer, Meier, Schmied und Bäcker zusammengesetzten Familiennamen. Da gibt es einen „Matzbed“ und einen „Eichelbed“, einen „Ližebauer“ (Kleinbauer) und einen „Ledebr“ (Heidbauer), einen „Doppelmeier“ und einen „Bodenmeier“, ja gar einen „Dreckmeier“ und „Piepmeyer“ (Meier an der Piepe, d. h. am Röhrenbrunnen). Man findet einen „Wurstschmidt“ und sogar einen „Wurstschmidt“ mit und ohne „t“. Dabei hat man allerdings zu bedenken, daß im frühen Mittelalter schmieden und verfertigen gleichbedeutend waren, so daß auch der Name „Wurstschmidt“ und „Döppenschmid“, d. h. Löffelschmied, durchaus zurecht besteht.

Gerade auf dem Gebiete der Gewerbe- und Ständenamen sind die Spott- und Spitznamen recht stark vertreten. Die „Angstmann“, „Speckfräter“, „Fleischfräter“, „Kindsfraß“, „Herrenschwager“ und „Teufelskind“ erklären sich aus diesem Gesichtswinkel heraus als Ekelnamen. Recht sonderbar ist der Name eines schlesischen Adelsgeschlechtes, das sich „Pfortner von der Hölle“ nennt und bei Großglogau

erbgesessen ist. Die vormals bei Homburg vorhandenen Namen „Gingant“ und Gaugengigl“ nebst „Giegengad“ bei Allendorf a. d. Werra waren ursprünglich ganz sicher Spitznamen für Bierfiedlerfamilien. Ebenso muß man wohl den Namen „Mägdefrau“ und den Familiennamen „Leichnamschneider“ unter die Spott- oder Etelnamen zählen. Im Jahre 1775 gab es z. B. zu Wien einen Hof- und Burgpfarrer, der den sonderbaren Namen Joseph Leichtenfelschneide r führte. Ob ein Vorfahr von ihm Anatom oder Schinder war, steht dahin.

In Zahl wesentlich kleiner als die Gewerbe- und Ständenamen sind jene charakterisierenden Familiennamen, die sich auf besonders herbortretende körperliche oder geistige Eigenschaften beziehen, auf sittliche oder geistige Gebrechen und Fehler, sowie auf allerlei auffällige Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten ihrer ersten Träger. Bei mancher Namensbildung dieser Gruppe hat ebenfalls Scherz und Spottsucht des Mittelalters mitgewirkt. Andererseits liegen vielen dieser aus persönlichen Eigenschaften abzuleitenden Namen auch volksetymologische Umdeutungen zugrunde, die in allerletzter Linie — wie Kleemann in seinen „Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend“ meint — auf altdeutsche Noseformen zurückzuführen sind.

Schaut man auf Statur und Glieder, so gibt es da einen Kuhfuß, Hinkefuß, Langbein, Breitrück, Dolenvot, d. h. Klumpfuß, Schweinefuß, Smerbfuß, Roggenfuß, Pausenbad usw. Der Wittekopp, Grotkopp, Hartkopp, Mohnkopf, Rähle, Krause, Strube, Gelhaar, Krummhaar sind nach Haupt und Haaren benannt. Dagegen beziehen sich Wurmstich, Pimpel, d. i. Schwächling, Frankchwager auf Gebrechen. Von Charaktereigenschaften sind entnommen die Familiennamen

der Wahnschaff, Unbehaun, Unbefugt, Frommknecht, Guthsmuths, Klause, Schnuphase, Schimmelpennig, Bucherpennig, Theuerkauf, Quesebarth, d. i. Schlemmer u. dgl. m. Tageszeitennamen, wie Mittag, Langenacht, Feherabend, Vesper kommen häufig vor. Bettermann, Bräutigam und Kindervater sowie Tochtermann sind Verwandtschaftsnamen. Eine seltsame metronyme, d. h. von der Mutter hergenommene Zusammenstellung liegt in Susenbeth (Susanna-Elisabeth) und „Susterdene“ vor. Zu den Seiten des Mittelalters waren auch die Saßnamen als Ekelnamen sehr beliebt. „Alles was in Spott und Hohn, in wilder Rauflust und frohem Begehrumte unsere Vorfahren sich gegenseitig vorwarfen, ist uns in ihnen erhalten.“

Merkwürdige Bildungen sind „Motepape“, (Triff den Pfaffen), „Medefindt“, Treffe den Feind, „Kapsilber“, „Betebil“, „Schneidewind“, „Schützendübel“ u. s. f.

Die Namen „Spannuth“, „Schmedebier“ und „Slukebier“ sind wohl als ehemalige Hausnamen und zwar Wirtshausnamen anzusehen. Ebenso kommen „Sydekum“ (Siehe dich um) und „Kerdichumb“ als Ortsbezeichnungsnamen öfter vor. „Balzweite“, „Wißkott“, „Leidenfrost“ sind auf Ausrufe zurückzuleiten. Charakterisierende Spottnamen sind Fornefest und Fornefett, Hindenquek und Hindenweiz, Untenzu und Hallwachs (Halbwachsen). Auch Oberstolzer, Frechen, Ungeheuer, Unslad, Uffallenbieren und Schmutziger waren ursprünglich nichts anderes als Ekelnamen.

Bei manchen sonderbaren Familiennamen haben die Zahlwörter bei der Bildung Pate gestanden. Es gibt Familien, die „Drei“, „Dreizehn“, „Sechzehn“ und „Tausend“ heißen; auch Dreierlei und Dryschilling kommen vor. Noch pužiger sind die

Namen „Zweifleisch“, Vierheller, Siebenhaar, Siebenhühner, Siebenbeutel, Siebenkees und Siebentritt. Auch die Zahlwortnamen Hundertstund, Behnaltekind, Dreißigmark, Hundertmark, Tausendschön, Tausentüfel, Dreißigader sind gar nicht so selten anzutreffen.

Spaßig klingen auch die Namen mit adverbialen Suffixen, wie Butenschön, Mornhinweg, Mornzenacht, Tuseele, Tuseorge, Bald hinweg, Halpabe, Vollinshaus, Hindennach und Sübhengut. — In der Stadt Bern gibt es heute noch den sonderbaren Namen „Leibundgut“, wie es früher in Lüneburg den Bürgermeister „Springintgut“ und in Rotenburg a. d. Fulda den Namen „Fleischundblut“ gab. Die Greifdrauf, Gottbehüt und Gottseigeert nebst Chlaufiestraß sind Zürcher Familiennamen, ebenso der ungewöhnliche Name Schladoth und Schöndusster, Kammallein, Lochstampfer und Kenn-gott.

Vielfach zeigen auch diejenigen Namen ein komisches Gesicht, welche von Geräten und Werkzeugen hergeleitet worden sind. Vor allem treten viel Küchengerätschaften als Familiennamen auf. Besonders häufig sind die Dreifuß, Feuerhake, Fett-hake, Schaumlöffel, Kesselhut und Gosewisch. Ebenso oft findet man auch die Kastenbein, Tischbein, Stuhlbtein, Badehorn (Kriegshorn) und Bosse (Büchse). Seltener ist schon der Wachtelsack und Schwedler (Zagdtasche). Auch Milchsack, Pfeffersack, Biersack, Buttersack, Bauchsack, Strohsack erscheinen auf der Bildfläche. Der „Nagel“ macht sich bemerkbar in Binkernagel, Binkernagel, Stülpe- und Wackernagel.

Zur Rüstkammer der Geschlechtsnamen steuern vor allen Dingen die Namen der Haustiere bei. In dieser Reihe marschieren die komischen Namen

der Ziegenkopf, Ziegenhahn (!), Zicklam und Schlachtshäp auf. Letzterer war ein berüchtigter Wiedertäufer in Münster. Drollige Belege liefern ferner Namen wie Lammerschwanz, Ossenkopf, Kuhfuß, Kuhfittich (!) und Kindsmaul, ein Name, den ein österreichisches Grafengeschlecht führt. Bekannt sind auch Ochsenstieren und Sonnenkahl, Kohlhaas und Wiethaas (Waldhase). Auch die Namen Trielhaas, Hasenpoth, Hasenclever und Hasenfraß mögen aus der überaus großen Zahl von Hasennamen-Zusammensetzungen angeführt werden.

Den komischen Namen „Käzenbiß“ führt eine hessische Adelsfamilie. Auch „Maushund“, „Schweintrüde“, „Niedesel“ und „Hundebiß“ kommen häufiger vor. Ein Spottname ist „Lutenesel“; ebenso der Marburger „Schlauraffe“, d. i. Schlauder-aff = Nichtsnutziger Affe. Unter den hessischen Adelsnamen kommen auch „Geekat“ und „Meerkat“ vor. — Ferner sind Hahn und Huhn aus der Tierwelt recht häufig bei Familiennamen vertreten und zwar in unendlichen Zusammensetzungen. Zinkhahn, Spedhahn, Hinkelbein und Haunergrieber seien hier genannt. Daneben erscheinen Kükenbieter, Wilgaus, Kiewitt, Spätzl auf dem Plan. Selbst Vogelei und Dotterweich, Schwanenflügel und Kaulbars, Kittlaus, Floh und Bogge, Scharnweber (Mistkäfer) Schelm und Raib (Nas) sind als Geschlechternamen in Hessen zu finden.

Hunderte von Familiennamen entstammen der Pflanzenwelt, doch sind Namen wie Tulpenbaum und Lilienstengel, Tannenbaum und Birkenbusch höchstens 200 Jahre alt, weil man früher derartige Zusammensetzungen nicht kannte noch übte. Fruchtbäume als Geschlechtsnamen sind älteren Ursprungs. Die Namen „Pfraumberbaum“ und „Kerschbaum“ sind gut 300—400 Jahre alt, ebenso die „Plüimke“. Bei

den von Speisen und Getränken entlehnten Namen erscheinen am häufigsten die Zusammensetzungen von Bier, Wein, Brot und Fleisch mit „sauer“. Namen wie Sauerbier, Sauerbrei, Sauermilch, Sauermost, Sauerwin treten häufig auf. „Gossenbrod“, das ist warmes mit Fett begossenes Brot, ist man heute nicht mehr, aber der Geschlechtsname lebt noch. Ebenso ist's mit dem Speisennamen „Moros“. Seit dem 15. Jahrhundert weiß man von dieser Speise nichts mehr zu melden. Die Familiennamen Sittenfleisch und Rottfleisch bedeuten beide gesotenes Fleisch und haben mit „sicken“ oder „kürg“ nichts zu tun. Geusfleisch und Sötesfleisch nebst Sötebier sind allbekannte Namen. Romisch klingt der Name „Buttkuchen“ und „Weinundbrot“. Sonderbar ist auch der Name „Aierstoc“, der aber mit „Eier“ und „Stoc“ nichts zu tun hat, sondern wahrscheinlich als Korrumplierung aus Locco, Sohn des Tring, abzuleiten ist, genau wie etwa Abendanz aus Danzo, Sohn des Abo entstanden ist und „Muggensturm“ weder mit „Müden“ noch mit Sturmwind in Verbindung zu bringen ist, sondern sich als eine Ableitung von Sturm, Sohn des Muggo erweist.

Unter den Getränknamen sind Dünnbier, Kösebier, Dotenbier (Patenbier) nebst all den anderen Bieren nicht gerade selten. Ja, im Darmstädter Dorfe Höringhausen führt der größte Teil der Dorfbewohner den Namen „Schlückebier“. — Die Milch- und Mehlspeisen nebst Fisch, Braten und Wurst liefern ebenfalls eine erkleckliche Zahl von Familiennamen. Ziemlich häufig sind „Brathering“, „Bratfisch“, „Blutwurst“ und „Wurststumb“ vertreten. Auch der Name „Rappesser“ kommt in Franken öfter vor.

Von den Familiennamen, die den Gliedern des menschlichen Leibes und den Bestandteilen unseres Körpers entnommen sind, mögen „Haar“, „Kopf“, „Fungleib“ und „Heidenblut“ genannt werden. Selbst „Mollenkopf“, das heißt Grillenfänger taucht auf. Ein Bart, Schuddekopf, Stutzkopf, Grotkopf usw. sind ebenfalls vorhanden. Halb hochdeutsch halb plattdeutsch präsentiert sich der komische Name „Danzfuß“. Jedenfalls aber war es kein „Dirschadel“ oder „Thumshirn“ (Dummkopf), der 1648 als sächsisch-ernestinischer Gesandter bei den Unterhandlungen zur Herbeiführung des Westfälischen Friedens mitzuwirken hatte, wenn er auch den zuletzt angeführten Namen „Thumshirn“ trug.

Der Träger des heutzutage ehrenrührigen Namens „Schust“ hat seinen Namen ursprünglich von Schöps oder Haarbusch erhalten, wie denn auch „Guldenzopf“ und „Gelhaar“ auf Grund der Haarfarbe dem Urahnen den Namen prägten, genau wie „Rotbart“ und „Weißbart“ nebst allen derartigen Zusammensetzungen aus der gegebenen Tatsachenreihe heraus ihren Ursprung genommen haben. — Kufzmaul, Lachzmaul, Schmutzmaul, Rokzmaul, Kinnback und Spiznas, Langbein und Klapperbein, sie alle haben ihre Entstehung ganz bestimmten körperlichen Gebrechen zu verdanken.

Von Kleidungsstücken ist vor allem der Hut als Lieferant zahlloser Familiennamen zu nennen. Die Keppler und Mützenbeder, Wittkogel (weiße Gogel = cucullo), Linnenkogel und Reiffkogel stehen mit Kopfbedeckungen in engster Verbindung. Auch die Hose muß vielfach zur Namengebung dienen. Allerdings wird sie vorwiegend zur Prägung von Spott- oder Ekelnamen verwendet. Mehlhose = Müller.

Der Träger des Namens „Mau“ weiß in den seltensten Fällen, daß sein Name von einem Über-

ziehärniel herstammt. Man hat aber noch heute das Wort „Maugen“ im Dialekt der hannoverschen Elbmarsch und sagt beispielsweise bei heftigem Wellengang der Elbe im Hinblick auf die weißen Schaumspitzen der Wellen: „De Elb hett Hemdmaugen an.“ Heute ist aus dem „Mau“ ein Muff geworden und der Name „Müffelmann“ hängt vielleicht noch damit zusammen.

Zahlreich sind auch die Zusammensetzungen mit „Röck“. Der Name „Rödrock“ ist der Zeitzeit in seiner Bedeutung fast ganz entchwunden. Im steirischen „Röfaid“, d. i. Hemd, hat er sich noch erhalten. Es war der „Röfaidrock“ nämlich ein linnener Überwurf. Auch der Familienname „Lepperod“ deutet ebenfalls auf einen Röcküberwurf in „Tabardform“ hin. Den Rucksack, die Ruck- oder Rückentasche finden wir wieder in den Namen „Ruckdeschel“ oder „Ruckteschell“. „Maultasch“ ist auch als Familienname gerade nicht selten.

Wer heute den Namen Mangold liest und spricht, denkt nicht daran, daß „a“ lang zu sprechen. Und doch hängt der Name mit „Mondgold“ zusammen und verdankt seine Entstehung wahrscheinlich der Spottlust früherer Zeiten, wie dies von den von Naturkörpern abgeleiteten Namen in vielen Fällen der Fall ist. Namen wie „Kiesewetter“, „Brausewetter“, „Mondschein“ und „Hauschein“ (Decolampadius!) sind diesem Sinn unserer Vorfahren entsprungen. Schneemilch und Nebeltau, Kältschnee und Unwetter, Stoffregen, Sausewind und Hagelstein fallen in dieses Gebiet der Namengebung. Der sonderbare Name „Aha“ bezieht sich auf fließendes Wasser, „Blixen“ auf Gewittererscheinungen.

Auch die Tages- und Jahreszeiten fehlen nicht in der Vorratskammer zur Familiennamenprägung.

„Pfingst“ und „Fastelabend“, Mittag und Vormittag, Morgenrot und Abendschein fehlen nicht. Selbst Ausrufe wie „Kirieleis“ und „Alleluiah“ sind als Familiennamen anzutreffen, wie denn auch der Name „Herrgott“ und „Himmelsgeist“ vorkommen. „Öhrschall“, „Boller“ und „Kumpel“ sind Geschlechtsnamen, die von Lönen und Tonbezeichnungen hergenommen sind.

Von den bereits vorhin erwähnten eigenartigen Imperativ-Familiennamen sonderbarster Art muß noch nachträglich bemerkt werden, daß Namen, wie z. B. „Fressenteufel“ in Wirklichkeit gar nicht so sonderbar in ihrer Bildung waren, da die noch nicht durch Büchertreue verdorbene lebendige Sprache in älteren Zeiten die Fähigkeit ausgebildet hatte, aus jedem Imperativnamen sofort ein Substantiv zu bilden. Diese Handlungsfähigkeit der Sprache ist seit etwa 300 Jahren so ziemlich erloschen. Derartige Neubildungen sind „Wagehals“ und „Vergizmeinnicht“, „Saberecht“ und „Störenfried“, die als Familiennamen vielerorten bekannt sind.

Der aus dem 14. Jahrhundert stammende Name „Burneschur“ = Scheunenbrenner, soll sich wahrscheinlich auf einen Brandstifter beziehen, kann aber auch auf die Spottsage bezug haben, wonach der Bauer meint: „Dat helpt för de Müs, wenn de Schün brennt.“

Der komische Name „Findekeller“ deutet wahrscheinlich auf einen guten Zechbruder hin. Und der Herr „Füllekrus“ war jedenfalls auch nicht im Verein für Verarmung der Gastwirte, sondern im Gegenteil. Beweglichen Leibes müssen die „Gangauf“ und „Fuhrinsland“ gewesen sein, und den Herrn „Guckemus“ darf man zweifelsohne für einen sogenannten „Pöttkenkieker“ halten. Für den

straßenden Arm der weitgreifenden Gerechtigkeit war mit Recht der Name „Griepenkerl“ angebracht, wie auch der Waffenfächmied früherer Zeiten seinen Namen „Flickenschild“ mit vollem Zug und Recht führte.

Wenn ein „Heddenreiter“ als „Haltauferheide“, ein fauler Bauersmann als „Haßdenpfug“ und ein strenggläubiger Herr Pfarrer als „Haßdenteufel“ benannt wurden, so ist das zwar höchst komisch, aber ganz erklärlich. Gab es doch im Jahre 1580 in Weimar tatsächlich einen Hofprediger mit dem sonderbaren Namen „Tagenteufel“. Ganz bekannte und weitverbreitete Familiennamen sind „Hauto“, „Haudenrand“ und „Hauschild“. Ebenso gibt es Familien mit den Namen „Kloppedran“, „Klubenschadel“, „Kochwohl“, „Lachleben“, „Lachenicht“, „Liebetreu“, „Leberecht“, „Schlagintweit“, „Sparbier“, „Sparfäse“, „Springinsfaß“, „Röllwagen“ und „Bicken-draht“, wobei zum Teil der geschäftige Volkswitz Patz gestanden hat, als die Namengebung vollzogen wurde.

Eine reine Namenmaskerade entstand im 16. Jahrhundert, wo im tollen Faschingstreiben aus Gelehrtendünkel viele gute, deutsche Namen in lateinische oder griechische Maskenanzüge gehüllt wurden. Aus dem Bäcker machte man „Pistor“, aus dem Müller entstand der „Molitor“ oder „Mylius“. Aus dem „Mittelmüller“ entstand ein „Mesomylius“. Der Familiennname „Koch“ wurde in „Magirus“ oder „Majerus“ umgewandelt. Der ehrsame „Kannengießer“ nannte sich „Stannarius“, der Kaufmann ließ sich „Merkator“ nennen. Der Schreiner mußte „Ascularius“ heißen, der „Holzmann“ = Zylinder, der Böttcher „Vietor“. Und wer Habermann hieß, nannte sich lieber Avenarius. Ja, die „Gefenträger“ zu Fritzlar in Hessen schrieben

sich im 16. Jahrhundert aus Dunkel „Erygophorus“. Ob der Familienname „Chesneophorus“ Kistenträger bedeuten soll, mögen die Götter und Germanisten wissen.

Wie albern und kindisch ist es beispielsweise, wenn ein „Lonzer“ sich aus leidiger Eitelkeit ein „ius“ anhängt und sich später gar „Lonizerus“ schreibt. Er hat damit das Gesicht seines Namens gänzlich griechisch-lateinisch entstellt und in der Bedeutung des Namens eine völlige Umgestaltung vorgenommen. In Wirklichkeit wird man „lonicera“ sowohl im griechischen als auch im lateinischen Wörterbuche vergeblich suchen, da das „Heckengeißblatt“ nachweisbar nach dem Professor Adam Lonicerus in Marburg seinen Namen bekommen hat.

Ebenso läppisch und albern ist die Umtaufhandlung der Familie „Cimer“, die sich später „Euhimerus“ nannte. Und geradezu borniert ist es, wenn der Herr „Hose“ sich umgräzifizieren will und sich den melodischen Namen „Dissander“ beilegt oder sich etwa Dessenius nennt. Ein Herr „Roch“ heißt auf diese Manier „Coccejas“. Später kehrte man von den lateinischen und griechischen Schrullen der Großväter und Vätern, denen ein Plautarius, Sartorius und Pistorius lieber war, zu den gut deutschen Namen „Wagner“, „Schneider“, „Bäder“ zurück. Dennoch tragen noch heute manche Gebatter Schneider und Handschuhmacher die Narrenjacke aus griechisch-lateinisch gepuktetem Flitter. Obwohl sie ihr Brot gut deutsch backen und ihr Holz gut deutsch hauen, laufen etliche dennoch als Pistorius und Zylander durch diese Welt des Scheins und der Schellenkappen.

Wie ganz anders muten dagegen altgermanische Namenklänge an! Die uralten Namen deuten im Heroenkultus auf Wehr und Waffen und zeugen von Kampf und Krieg und Sieg. Sie bergen in sich die

erhabene Poesie des Kämpfens und Ringens um Ruhm und Sieg, um Haus und Herd. Eine derartige volksmundliche Namengebung ist aus dem innersten Kern und Lebensmark des Germanentums hervorgewachsen. Daher die zähe Lebenskraft und Unverwüstlichkeit unter den Gewitterstürmen der Völkerwanderungszeit und unter den Zeiten zunehmender Kirchenmacht. Unter der ziemlich durchsichtigen Schleierhülle christlicher Benennungen lebt das altgermanische Heidentum in tausend und abertausend Namen fort. Auch die starke Hochflut fremdsprachlicher Namen, die im 16. Jahrhundert das Zeitalter der Reformation brachte, hat sie nicht zu dämpfen vermocht.



Komische Straßennamen.

Bei der Deutung und Beurteilung von volkstümlich entstandenen Ortsnamen, Flurbezeichnungen und Straßennamen bilden innige Vertrautheit mit dem Volksmunde und zugleich Feingefühl für die Besonderheit topographischer Verhältnisse, an die sich der topographische Volkswitz und Volkshumor anlehnt, die wesentlichsten Vorbedingungen und unerlässlichen Voraussetzungen. In der Art und Weise eigenartiger Namenbildungen und Ortsbezeichnungen zeigt sich zumeist ganz nachdrücklich das Wesen und Walten des Volksgeistes, der vor allem volksetymologisch mundgerechte und zugleich bezeichnende Namen mit großer Treffsicherheit zu schaffen weiß und dabei nicht selten das gelentlich recht derb- und grobdrächtige Fähnlein gesunden Volkshumors lustig im Winde flattern läßt.

Des harmlos kreisenden Drehstromes Getriebe im breit rauschenden Bett der volksetymologischen Umdeutungen ist meistens so offensichtig und häufig, daß man auf besonders drastische Verbitterungen der Quellenwerke gern verzichten kann und dennoch des humorvoll erheiternden Materials in Hülle und Fülle vorfindet. Wenn im weiteren Verlauf der Darlegungen der Versuch gemacht wird, auf die ohne Frage interessante Beurteilung und Deutung von mancherlei volkstümlich entstandenen Straßennamen, sowie von sonderbaren Orts- und Flurbezeichnungen aufmerksam zu machen, da sich auch aus dieser komischen Namengebung zweifellos ein gutes Stück Volkskunde herausbuchstabieren läßt, so muß vor

allem auf die sehr schäkenswerten und gründlichen Arbeiten von Oberstleutnant z. D. Heinrich Meier: „Die Straßennamen der Stadt Braunschweig“, erschienen 1904 bei Julius Zwifler in Wolfenbüttel und auf die nicht minder interessante Arbeit des Rostoder Stadtarchivars Karl Oppermann: „Die Straßennamen Rostocks“ (1902, Rostock, Stiller'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung) hingewiesen werden. Ebenso sollen die außerordentlich dankenswerten und sehr fleißigen Arbeiten von Rudolf Schnitter über „Hamburger Straßennamen“, veröffentlicht in mehreren Jahrgängen der Hamburgischen Schulzeitung (1896 und 1897) nicht unerwähnt bleiben.

Wie jeder Altertumsfreund und Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde weiß, ist die Art und Weise der Namengebung durch den Mund des Volkes, zumal wenn topographischer Volkswitz dabei eine wesentliche Rolle spielt, so außerordentlich verschieden und die Schreibung der Namen in den verschiedenen Stadien einer geradezu ungeheuren Willkür und Wandlungsmöglichkeit unterworfen, daß die Namen fast in jedem Jahrhundert ein anderes Gesicht zeigen. Es kommt demnach vor allem darauf an, daß urkundlich erste Vorkommen des früheren und jetzigen Orts- oder Straßennamens festzustellen, besonders wenn die topographische Bezeichnung auf volkstümliche Weise im Munde des Volkes entstanden ist, wenn sie sich auf die Beschaffenheit des Bodens oder der Bewohner bezieht, oder wenn sie auf deren Gewerbe hinweist oder sonstige historisch eigentümliche Reminiszenzen enthält und volksetymologisch mehrfach umgemodelt ist. Naturgemäß geht dadurch sehr oft die ursprüngliche Bedeutung völlig verloren oder sie wird durch die Modulation und das fortwährende Schwanken des Wechsels zu

einem unlösbaren Rätsel, dessen anekdotenhafte Erklärung dem Kenner der primären Vorgänge bei der Namensaufhandlung nicht selten ein stilles Lächeln über die *sancta simplicitas* gelehrt hat. Unsinn entlockt.

Sowohl in Rostock als auch in Altona gibt es eine „*Papagoienstraße*“ — im Volksmund „*Papageienstraße*“ —, die ihren Namen nachweisbar durch Umdeutung und Verdrehung erhalten hat; denn im 18. Jahrhundert führten diese Straßen den auf örtlichen Verhältnissen beruhenden Namen *Pädagogienstraße*. Es liegt nun wahrlich kein kleines Quantum unfreiwilligen Humors darin, wenn aus „*Pädagogien*“ ein „*Papageien*“ sich im Volksmund dreht und modelt. Ebenfalls recht lustig und interessant erscheint die Bonner Neubildung „*Vivatstraße*“, wenn man aus den alten Grundbüchern der Stadt Bonn erfährt, daß diese schmale Gasse in früheren Zeiten ein „*Büad für das Vieh*“ — ein Viehpfad — gewesen ist. Vom „*Viehpfad*“ zum „*Vivat*“; wahrlich, ein tüchter und lustiger volksetymologischer Clownsfall!

Ein stark anzüglicher Humor steht in der alten Rostocker Straße „*Sieden Büdel*“, zumal wenn man weiß, daß diese Gasse im Jahre 1785 „*Ganreihstraße*“ hieß und gewiß „Damen der Halbwelt“ beherbergte. Heutzutage wird diese Straße „*Seidenstraße*“ genannt. Der alte Name „*Sieden Büdel*“ gibt zu allerhand schalkhaften Kombinationen Veranlassung, gerade wie die „*Ribbenibberstraße*“ in Rostock und die Hamburger „*Ribbeltwiete*“, was auf das Ribbeln und Kabbeln der Weiber, die sich in hitzigem Wortgefechte dort öfter zankten, zurückzuführen sein dürfte. Die Stralsunder „*platea hybenibbe*“, entstellt und umgemodelt in die heutige

„Kiebenhieberstraße“, zeigt, daß es der leifenden Weiber auch am Strelasund nicht wenig gab.

Daß man aber die Rostocker Straße „Rammelberg“ (vergl. Goslar) auf alten Stadtplänen „mons rammelorum“, mit „ram“, ramboe = Widder; rammen=stoßen usw. in Verbindung bringen will und annimmt, auf der Gegend des „Rammelberg“ hätten früher Freudenmädchen gewohnt, erscheint ziemlich gewagt und rein willkürlich angenommen zu sein aus Lust zum Fabulieren, zumal wenn man an den gleichnamigen „Rammelberg“ bei Goslar denkt. Sollten auch dort vielleicht derartige Huldinnen die Tannhäuser-Junggesellen in den „Venusberg“ gelockt haben? Meines Erachtens erscheint die Ableitung von einem Personennamen weit mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu haben. Übrigens ist die Hamburger Straßenbezeichnung „Venusberg“ eine lustige volkstümliche Verdrehung und Entstellung aus „Vendsburg“ = Feindesberg. Die Rostocker Straße „Specula“, alias „Speekuhl“, verdankt ihren sonderbaren Namen einem dort früher vorhanden gewesenen Observatorium.

Der eigentümliche Straßenname „Biergelinddamm“ in Rostock weist auf eine frühere Mühle mit vier Mahlgängen = Biergrinden, hin. Der Rostocker „Schilt“ bedeutet einen dreieckigen Platz. Die „Stackerei“ ist auf eine dort früher befindliche Abdeckerei zurückzuführen. „Katthagen“ als Katerfeld oder Katerstieg, „Am Bagel“ als bogenförmig, bucklig und „Am Gege“ als an der Hecke erflären sich mühe-los, genau wie das „Badstübertor“, da dort die früheren „Bader“, die heutigen Barbiere ihre Bade-stuben hatten.

Den sonderbaren Hamburger Straßennamen „Cremon“, der zuerst als „crimin“ auftaucht, wird man wohl schwerlich anders als anedotenhaft leicht-

fertig mit der italienischen Stadt Cremona in Verbindung bringen, noch weniger aber auf die aneldotische Erklärung von dem „krummen Mond“ hinweisen dürfen; ebensowenig wie man das flandrische Lehnwort für Ballast, was man in Rostock in dem Straßennamen „Große Lastadië“ findet, völlig einwandfrei als einen Ort deuten kann, wo man Schiffe baut. Für diese sonderbaren Namen soll die Erklärung noch erst gefunden werden, ebenso für „Rattrepel“ mit seinen verschiedenen Varianten.

Nachweisbar ist, daß die Rostocker „Eselspföterstraße“ nach der dort früher ansässigen Familie „Eselbot“ ihren sonderbaren Namen führt, während die Braunschweiger Straße „Hutfiltern“ auf die ehemals dort wohnenden Hutmacher zurückzuführen ist. In der Braunschweiger „Sedoutenstraße“ haben wir eine Verkürzung des alten Kriegsrufes „thiod ute!“ oder „diot ut“, d. i. Volk heraus! vor uns. Während diese Straße 1720 auf dem Braunschweiger Stadtplan als Sedoutenstraße verzeichnet steht — aufgetaucht ist der merkwürdige Name zuerst im Jahre 1552 — finden wir sie sonderbarerweise im Jahre 1731, d. i. 11 Jahre später als „Gertrudenstraße“ wieder. Seit 1822 führt sie dann abermals ihren alten Namen, der 1798 in jetziger Form, 1813 aber wieder als „Sedoutenstraße“ aufgezeichnet ist.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen hinreichend, wie wunderlich und teilweise auch stark komischer Natur die mancherlei Straßennamen sind, die im Volksmunde auf die verschiedenste Weise zum positiven Leben erweckt wurden, wenngleich sich bei der Um- oder Rücktaufe zuweilen Sinn und Unsinn ganz merkwürdig vermischte. In sehr vielen Fällen läßt sich, wie schon erwähnt, die ursprüngliche Bedeutung des im Volksmunde umgemodelten Namens absolut nicht mehr mit Sicherheit feststellen, da eben

die dokumentarischen Nachweise über das erste Auftauchen des Namens fehlen. Daher wird denn auch, abgesehen von vielem gelehrten „Unfinn“, wie beispielsweise Kathedraltreppe für „Kattrepel“, manches einfach à la Hamburger „Bür stäh“ auf dem sehr bequemen Wege der Sage, Schnurre oder Anecdote zu „erklären“ versucht.

Von sonderbaren Pariser Straßennamen seien beiläufig erwähnt: Straße der guten Kinder, Straße der Frauen ohne Kopf, Straße Cherche midi, Rue de l'enfer, Ci git le coeur, Rue de jeûneurs, Rue de pet au diable. Letzterer Name setzt allen Sonderbarkeiten auch in bezug auf Drastik die Krone auf. In unserer Reichshauptstadt gibt es eine Straße mit dem sonderbaren Namen „Moabiterland“. In Nürnberg ist ein „Herzgässel“ und „Cappadozien“. In Wien hat man die komischen Straßennamen: Stoß im Himmel, Ofenloch, Rühsuß, Elend, Sauerkraut, Süßlocherl, Sechsschimmelgassel und die „Hundsfottgasse“. In der Stadt Kopenhagen hatte man bis 1818 sogar eine „Skidenstraße“, die aber jetzt den schönen Namen „Kristallstraße“ führt und damit alle Unrüchigkeit früherer Zeiten verloren hat.

Fast alle auf volksetymologischem Wege durch lautliche und teilweise auch begriffliche Assimilation entstandenen Straßennamen haben einen Stich ins Humorvolle, wenngleich der Humor bei der Sache der Umtaufe sehr oft auch ein unfreiwilliger sein dürfte und oft im Kontrast von Namen und Sache seinen lustigen Auflösungsgrund findet. So ist beispielsweise außer der „Bibatstraße“ auch die Bonner „Sternenstraße“ aus „Pisternenstraße“ umgestaltet. Urkundlich nachweisbar ist, daß dort in älteren Zeiten ein „Pistorium“, d. i. ein B a c h a u s , gestanden hat. Auch die Bonner „Giergasse“ hat ihren

jetzigen Namen von einer ehemaligen Ziehbrücke (Gierponte) erhalten.

Der Bremer „Kattenpad“ (Kätenpfad?) und der Hamburger „Kattrepel“ (Kattremel? Kattregel?) sind vermutlich vor alten Zeiten schmale Gänge, sogenannte Schleichwege oder Kätenpfade gewesen, Orte, wo sich die Käten umherbalgten. Lokale Ausspielungen sind ja der volksetymologischen Namengebung, Deutung und Umdeutung ganz besonders unterworfen. So hat die Kölner „Drususgasse“ mit dem alten Römerführer Drusus durchaus nichts zu tun. Noch im 18. Jahrhundert hieß diese Gasse nachweisbar die Drusen Johannesgasse. Auch hat die Kölner „Römergasse“ in früheren Zeiten „Reimersgasse“ geheißen. Ja, in den ältesten Zeiten war es sogar eine „Rheinbachsgasse“, was sich aus örtlichen Umständen durch Vorhandensein eines Baches ergeben haben mag. Aber in Köln liegt es ja sehr nahe, derartige Römerbeziehungen bei ähnlich klingenden Lokalbegriffen anzuwenden. Dergleichen Volksmeinungen und Bezeichnungen ergeben sich oft aus den lokalen Verhältnissen ganz ungesucht von selber.

Die Baseler „Malzgasse“ muß nach Wackernagels Darlegungen fraglos mit der „Gasse der Aussätzigen“ identifiziert werden. (Mhd. = malâz, malât = aussätzig.) An Malz und Hopfen, als Bieringredenzen, ist absolut nicht dabei zu denken. Ebenso wenig hat die Hamburger Straße „Venusberg“ das allergeringste mit dem römischen Namen der Liebesgöttin Aphrodite zu tun. Durch volkstümliche Umdeutung aus Beesdebarg = Berg des Feindes, korrumptiert und lautlich assimiliert, ging die begriffliche Struktur des Straßennamens vollständig in die Brüche. Nur das klangliche Moment und etwaige sonstige kleine Nebenumstände waren

bei derartigen volksetymologischen Wortassimilationen maßgebend. So ist beispielsweise die Aachener „Trichterstraße“ eine verstümmelte „Mastrichterstraße“. Ebenso hängt der komische Name der Aachener „Marschierstraße“ und des „Marschiertors“ nicht etwa — wie behauptet ist — mit der französischen Stadt Mézières zusammen. Es läßt sich nämlich urkundlich nachweisen, daß eine Platea und eine Porta Porcetenfis, eine „Vorschierstraße“ und ein „Vorschiertor“ vorliegt, was zweifellos dialektisch auf das benachbarte „Burtscheid“, das alte „Porcetum“, wohin Straße und Tor tatsächlich führen, hinweist.

Wie bereits gesagt, hat man bei volksmündlichen Verkürzungen — die liebe Bequemlichkeit der Sprachorgane spielt dabei eine nicht geringe Rolle — und bei volkstümlichen Umdeutungen die größte Vorsicht walten zu lassen, wenn man sich auf die eventuelle Deutung derartiger Namen-Glatteisbahnen begibt. Es kommt sonst gar leicht ein gelehrt klingender Unsinn zutage. Ja, wenn das Um- und Rütaufen im Volksmunde nicht wäre! So hieß die Aachener „Edelstraße“ 1845 noch „Eselsgasse“. Aber nach einer Feststellung des Archivrats Pid in Aachen lautete der ursprüngliche Name „ayßgasse“. (ayß = Aßje.)

Aus dem, von dem Namen des Bürgermeisters Dahmen zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgeleiteten „Dahmengraben“ machten die höflichen Herren Franzosen 1792 einen „Quai des dames“. Und seitdem heißt die Straße ganz natürlich „Damengraben“ ohne „h“. Jedoch ist in jüngster Zeit das „h“ wieder eingeschaltet worden und so der Laufunsinn verständigerweise ausgemerzt. In Trier wurde die uralte Straße „Ad nudas“ in „Zum Hemde“ umgetauft und dann wieder in

späterer Zeit als Straße „Ad canes“ von neuem lateinisiert. Porta alba ward gar in Altport verbösert und daraus wieder Porta alta gemacht. Vicus arctus benannte man statt „Enge Gasse“ ohne Skrupel mit dem schönen Namen „Engelgasse“.

Die jetzige „Schornsteinfegergasse“ in Frankfurt a. M. hieß früher komischherweise „Petersiliegasse“. Dieser Name ist korrumptiert aus dem Namen des dort früher ansässig gewesenen Bürgers „Peter Gilge“. Die sonderbare Hamburger Straßenezeichnung „Kaffamacherreihe“ hat ihren Namen von dort wohnenden Leuten, die „Kaffa“, d. h. eine Art Taffet bereiteten. Heinrich Heine macht aus dem Straßennamen eine volkstümliche „Kaffemacherei“, ob mit oder ohne Absicht, bleibe dahingestellt. Die Lübecker „Engelsgrube“ ist nicht etwa eine Grube für die gefallenen Engel, sondern hängt mit Engländern zusammen, die sich hier angesiedelt hatten. Von ihnen hat auch die „Engelwisch“ den merkwürdigen Namen erhalten. (Pratum anglicum.) Der sonderbare Name „Herzengrube“ in Lübeck stammt ab von „fossa ducis“, der früheren „Hartogengrove“. In Heidelberg gibt es eine „Ingramstraße“, die nach ihrem ursprünglichen Bewohner „Ingram“ ihren Namen erhalten haben dürfte. Die Heidelberger „Semmelgasse“ ist nach ihrem Anwohner „Simmel“ so benannt. Der Halberstädter „Titusplatz“ wird im Volksmunde mit dem ungewöhnlichen Namen „Tittenflapp“ belegt. (R. G. Andresen, S. 208.) Die Langensalzaer „Rebellengasse“ hat von einem Manne namens Rebil ihren verdrehten Namen bekommen. In Mühlhausen in Thüringen gibt es eine Straße mit dem komischen Namen „Wochenbett“. Vermutlich ist dieser sonderbare Straßename aus „Wackenbett“ = Steinbett entstellt. (mhd. wadē = Stein.) Die heutige Linzer

„Salatgasse“ hieß früher Schlotgasse. Die Danziger haben aus ihrer „Professengasse“ eine neuzeitliche „Professorgasse“ gemacht. Aus der Rostocker „Oldeböterstrat“ (Altbüßer = Schuhflicker) ist die komische „Altebuttelstraße“ und „Altebettelmöchstraße“ hervorgegangen. In Stralsund wurde komischerweise gar eine „Altböttcherstraße“ daraus, während die Hildesheimer aus der ursprünglichen „Altebüßerstraße“ eine „Altepeterstraße“ haben entstehen lassen. Die komische Straßunder Bezeichnung des „Blünnmarkt“ ist in den sonderbaren Namen „Apollonienmarkt“ verwandelt worden. Und doch hat auf seinen Gefilden niemals ein Apollo auf dem Postament gestanden. Die Nürnberger „Luder- oder Lottergasse“ hat nach den „Lodern“ oder Luchbereitern ihren sonderbaren Namen; ebenso der Hamburger „Wandbereiterbrook“. In der Nürnberger „Frerergasse“ haben in früherer Zeit die „Frer“ oder Weißgerber ihren Wohnsitz gehabt. Bremen hat den sonderbaren Namen „Kurze Wallfahrt“ aufzuweisen. Mittelalterliche Prozessionen sollen bei schlechtem Wetter sich durch diese Straße den Weg zur Ansgarikirche abgekürzt haben. Die Münstersche „Geiststraße“ hat mit dem „spiritus“ nichts zu schaffen, sondern entlehnt ihren merkwürdigen Namen von Geest, d. i. trockenes, sandiges Land. In Königsberg gibt es eine „Bullengasse“. Der Witz bei der Sache ist der, daß diese Bezeichnung im Volksmunde durch Entstellung aus „Bullatengasse“ entstanden ist. Laut Frischbiers Wörterbuch I, 117 a, haben hier nämlich in alten Zeiten die Mönche der Bullatenbrüder ihr Kloster gehabt. Lustig ist ferner, wie die Dresdener „Bahngasse“ durch Umbildung im Volksmunde aus einer „Sanitätsgasse“ entstanden ist. Ebenso ist aus dialektischen Gründen der Breslauer „Hintermarkt“ aus „Hühnermarkt“ hervorgegangen,

da der Schlesier „Ginder“ statt „Gühner“ sagt. Ob der durch den letzten Wahlkrawall wegen der „Schopenstehlerei“ berühmt gewordene Hamburger Straßennamen „Schopenstehl“ oder „Schopenstel“ mit den Wörtern „Schöpfen“ und „Stiel“ zusammenhängt, muß mit einem Fragezeichen versehen werden. Völlig einwandfreie Deutungen existieren zurzeit wohl noch nicht. Ebenso ist dies bei dem Hamburger Straßennamen „Raboisen“ und „Klingberg“ noch nicht der Fall.



Gomische Ortsnamen.

Um eigenartige Ortsbezeichnungen mit humoristischem Beigeschmack aufzusuchen, braucht man gar nicht weit südwärts bis zu den bekannten Kriegsorten „Schweinschädel“ und „Hühnerwasser“ zu gehen. Auch die nördlichste Provinz Preußens, Schleswig-Holstein, hat allerlei topographischen Volkshumor aufzuweisen. Da haben wir beispielsweise im Kreise Stormarn den komischen Ortsnamen „Büchsenhinken“, „Fleischgaffel“ und die merkwürdige Imperativbezeichnung „Bacaff“. Da ist im Kreise Segeberg der komische „Fuhlenpott“, im Kreise Plön „Bibat“ und „Graps“, im Kreise Kiel „Fürfil“. Bei Idestedt finden wir „Ratt und Hund“, bei Hamburg-Horn den Namen „Lechter Heller“.

Aus der Reihe komisch gefärbter Imperativ-Ortsnamen sind zu nennen „Buddelhoch“ bei Kapeln, „Holbi“ zwischen Flensburg und Apenrade, „Tappup“ zwischen Uetersen und Altona. Bei Eckernförde und Husum ist der komische Ortsname „Kiekut“ vertreten. Im Lande Angeln hat man ein „Kiekinsdorf“, bei Tondern, im Christian Albrechtskoog ist ein „Kiekindiese“. Bei Eckernförde gibt es ein „Krupunder“, bei Husum, Windeby und bei anderen Orten ist ein „Kurup“ zu finden. Auch der Ort „Passup“ ist mehrfach vertreten. Bei Lübeck existiert ein „Padan“; bei Seestadt im Kreise Rendsburg liegt ein „Spannan“. Bei Lübeck ist ein „Schlutup“ zu finden, das in ältesten Zeiten „Slukup“ geheißen hat. Bei Offenbüttel liegt

„Stahfäß“, bei Haffkrug und bei Pinneberg findet sich der merkwürdige Ortsname „Stahlwedder“. Bei Lükenburg in Holstein ist ein „Schwartbuß“ und ein „Wittschaap“ zu finden, bei Kogel gibt es ein „Schlaput“. Auch der Hamburger „Fehrwieder“ fällt in das Gebiet der komischen Imperativ-Ortsnamen, in denen sich durchweg etliche Strahlen des Volkshumors widerspiegeln. Bitterer Ernst aber ist es mit dem bekannten Namen „Nimmersatt“, dem nördlichsten Orte in der Provinz Ostpreußen, während uns „Schweinfurt“ schon ein Lächeln ablocken kann.

Vor allem hat der Volksmund vielen Wirtshäusern und Tanzlokalen allerlei komische Spitz- oder Ekelnamen gegeben. Der Name „Blauer Lappen“ im Kreise Steinburg, die Bezeichnung „Bültenkrug“ bei Wiemerskamp, sowie der „Scheebe Stebel“ und der „Süze Kringel“ bei Bahrenfeld sind einige Zeugen dieser volkstümlichen Laufhandlungen im Zeichen des Volkswitzes. Mancher spätere Ort hat auf diese Weise von einem einzelnen Hause, das vermutlich zuerst ein Gasthaus war, seinen sonderbaren Namen erhalten. Das trifft ohne Zweifel zu bei „Holstil“ (Halte still) auf der Insel Nordstrand und „Augenhandschen“ bei Lensahn.

Wie viele Namen von Burgen, Dörfern und Städten sind nicht im Volksmunde aus Schalkheit oder aus Unkenntnis und sprachlicher Nachlässigkeit — die bekanntlich eine sehr große Rolle spielt — einem komischen Umbildungsprozeß unterworfen worden! Neben bewußter Absichtlichkeit oder auch purer Nachlässigkeit sprachlicher Natur kommt vor allem bei diesem volksetymologisch interessanten Umbildungsprozeß bei der Umtaufung die lautliche Wortassimilation in Frage. So, wenn aus dem dänischen „Roeskilde“ auf Seeland durch vollstän-

dige begriffliche und teilweise lautliche Assimilation das „Rotschild“ entstand. Ebenso hat man bei dem Orte „Winkel“ im Rheinland vermutlich an den „vini cella“, den Weinkeller, zu denken. Durch derartige Strukturveränderungen infolge lautlicher oder auch begrifflicher Assimilationen bekommen die volkstümlich geprägten Namen sehr oft einen Stich ins Humoristische. Das assimilierend Klangliche veranlaßte auch den Bischof Dietrich von Trier nach seiner Rückkehr von Palästina im Jahre 1217 den Ort Humbach in Anlehnung an den mons Tabor in „Montabur“, heute „Montabaur“ umzutaufen, wie Rehrein S. 238 in seinem „Nassauischen Namenbuch“ angibt.

Romisch mutet es an, wenn Zaniće in den „Niederdeutschen Elementen“ S. 34 darlegt, daß „Burzehude“ aus den drei Wörtern „buck“, „Este“, „hude“ zusammengesetzt sei. Wenn man auch geneigt ist, ein großes Fragezeichen dahinter zu machen, so klingt es doch ganz annehmbar und plausibel, daß Buckstehude Landungsplatz (Hude) der Fahrzeuge (buck) auf der Este bedeute. Förstemanns „Bocsetahude“ gibt dem vielleicht lächelnden Leser wiederum eine andere Gedankenrichtung.

Der merkwürdige Ortsname „Königswinter“ am Rhein hat so gut wie sicher mit „Winter“ gar nichts zu tun. Vermutlich deutet der Name auf den Weinbau und Weinstock, heißt doch im Gotischen der Weinstock „veinatrin.“ Romische Patronymialbildungen sind die Ortsnamen „Geiselhering“ und „Steinhering“, die von Gieselher und Steinher abgeleitet sind. Die Orte „Hundstall“ und „Drechenbach“ hießen früher „Hunoldstal“ und „Drachenbach“. Aus „Kaisermankt“ entstand der romische Ortsname „Käsmark.“ Der Ort „Feuchtwangen“ leitet seinen Namen her von „Fichtenkamp“. (Fichtin-

wanc.) Tigerfeld in Württemberg hat niemals einen blutdürstigen Tiger beherbergt. Es leitet seinen Namen von dem plattdeutschen „deger“ = groß ab.

Ein verwunderliches Schütteln des Kopfes könnte der Name des Dorfes „Eßig“ bei Bonn hervorufen. Auch dieser Name erklärt sich — wie so viele — durch Patronymik und steht im Zusammenhang mit „Eßingovo“, d. i. „Gau des Eßo“. So ist auch der merkwürdige Ortsname „Buttelstedt“ bei Weimar abzuleiten von der ehemaligen „Stätte des Baldo.“ Der Ort mit dem anrüchigen Namen „Bissenheim“ bei Bonn leitet seinen Ursprung vom Heim des Biso oder Bisinheim ab. Der Ort „Besenhausen“ ist niemals ein Ort gewesen, an dem etwa eine hervorragende Besenindustrie zu finden war; vielmehr hieß der Ort früher „Bisihusen“. Die seltsam benannten Orte „Hühnhahn“ a. d. Haun und „Hellenhahn“ hießen ursprünglich „Huniheim“ und „Hildenhagen“. Der Ort mit dem sonderbaren Namen „Ehrlich“ gründet sich wohl mit Bestimmtheit auf Erlaha, d. i. Erlenbusch.

Die Altenburger Dorfnamen „Schwanz“ und „Katersberg“ hießen früher „Schwandis“ und „Karsdorfsberg“. Der Name des Dorfes „Nuzloch“ bei Heidelberg ist aus „Nuzloh“ (Nuzwald) entstanden. Ob des holsteinische Dorf „Willenscharn“ ursprünglich „Villa Ansgarii“ geheißen hat, muß mit einem sehr großen Fragezeichen versehen werden, ebenso wenn behauptet wird, „Boggenbarg“ habe seinen Namen von einer dort früher stehenden Bogelschuhstange und zwar in Unlehnung an „Papagoienbarg“. Daß die Altonaer bereits früher erwähnte Straßenbezeichnung nach dem „Gohenſchēten“ oder Bogelschießen erhalten haben

soll, wie Schützes *Sđioticon* anführt, erscheint auch recht fraglich.

Wie die „Willenschorn“- und die „Poggenborg“-Erklärung m. E. zu dem gelehrten Unsinn gezählt werden müssen, so auch die Zurückführung des ursprünglich keltischen Namens „Bacharach“ auf „Bacchī ara“, d. i. „Altar des Bacchus“. Die Namenssonderlinge „Sterbfritz“ und „Merkfritz“ gehen zurück auf „Starefrides“ und „Erchinfridis“. Ja, der Ortsname „Gethsemane“ ist aus dem Personennamen „Götzmann“ abgeleitet. Das eigenartige „Leihgestern“ präsentiert sich ursprünglich als „Leitcastrum“. Der sonderbare Ortsname „Lämmerspill“ entwickelt sich ganz eigenartig assimilatorisch in flanglicher Beziehung aus „Limars bühel“, d. i. Anhöhe des Limar. Aus Hermannsbühel wird sogar „Hermannsspiegel“ und aus Marienau wird „Morgenau“ bei Breslau und „Morgentau“ in Hessen.

Der Thüringer Ort „Magdala“ an der Madel hat mit dem biblischen Magdala durchaus nichts zu schaffen. Er fußt vielmehr auf dem alten Ortsnamen Madahalahā, wie Förstemanns Namenbuch 2, S. 965, ausführt. „Tannebrunn“ entstand aus St. Anna-Brunn, „Samarienkirchen“ aus St. Marien-Kirchen. Für das bereits erwähnte „Slutup“ bei Lübeck weist Mantels Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung nach, daß der noch ältere Name als „Slukup“ urkundlich „Tretup“ geheißen habe. Gewiß ist dabei an ein ehemaliges Wirtshaus mit diesem scherhaftesten mittelalterlichen Namen zu denken.

Der bekannte Ort „Fröschweiler“ hat nichts mit einem Ruhesitz der Frösche zu tun, sondern er ist vielmehr aus dem Namen Frotsindis umgemodelt. Ebenso hat der andere Schlachtenort „Elschhausen“

eine interessante und belustigende Wandlung aus Ezzilo über Eselshausen, wie es früher hieß, durchgemacht. Der Schweizer Ortsname „Untwillen“ entstand aus dem Namen Obile. Der Tiroler Ort „Tannberg“ aus Fontanaberg. Beide Ortsnamen sind demnach lateinischen Ursprungs mit ganz besonders ausgeprägter Umdeutschung. Aus dem Slavischen stammt der komische Ortsname „Himmelwitz“. Er ist abgeleitet aus der slavischen Benennung für Mispel (jemela). Ebenfalls aus dem Slavischen umgedeutet sind „Schweinebraten“ und „Mehsac“. Dahin gehören auch die sonderbaren Ortsnamen „Dürrmaul“, „Filzlaus“, „Rottwurst“, „Untwürde“ und „Derehzig“, die Milosich in seiner Schrift über „Slavische Ortsnamen von Appellativen“ in eingehender Weise behandelt hat. „Olmüß“ und „Stolzmüß“ sind ebenfalls Namenssonderlinge, die aber mit einer „Mütze“ keine Beziehungen haben, sondern mit der slavischen Bezeichnung für Brücke zusammenhängen. Ebenso ist der komische Ortsname „Dummerwitz“ kein dummer Witz, sondern er existiert tatsächlich und ist abzuleiten aus Dumbravice. Höchst sonderbar ist der Ortsname „Mannpferd“, aus „Mons fortis“ entstanden; wiederum ein Beweis dafür, daß im Volksmunde das begriffliche Element der fremden Sprache bei der Umwandlung die klangliche Rippenstruktur behält, aber diese sprachlichen Rippen mit einem ganz anderen Sprachinhalt gefüllt werden, um volkstümliche Verständlichkeit zu gewinnen. Das Wort ist dem Manne aus dem Volke durchaus kein leerer Klang. Und wo es das ist, füllt er diese Leere nach seinen Begriffen mit lebendigem Wortinhalt aus, der dadurch häufig einen Stich ins humoristische erhält.

Land und Leute im Volksmunde.

Wie über Stand und Beruf im besondern, so schwingt der Volkshumor auch über Land und Leute im allgemeinen seine schalkhafte Britsche, um lächelnden Mundes der Wahrheit eine Gasse zu bahnen oder seine harmlosen Neckereien und lustigen Wortspiele im nachbarlichen Geplänkel und den kleinen Scharmützeln des beliebten Neckfrieges anzubringen. „Lassen wir den Schalk die Britsche schwingen,” sagt M. Blaut in seiner reichhaltigen Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten, die er als Beitrag zur Kunde des deutschen Landes und Volkes herausgegeben hat*), „lassen wir den Schalk die Britsche schwingen, die Schläge verwunden nicht, und vergessen wir nicht, daß die Wahrheit oft nur aus solchem Munde uns offenbar wird.“

Zwar klingt uns aus dem Volksmunde gar manches recht derbe und auch wohl manches oft recht unangebrachte Wort entgegen, das keine Verallgemeinerung erträgt, sondern auf einen speziellen Fall gemünzt war, aber wenn es im Gewande des Humors auftritt, so wird uns auch ein solches Wort keinen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge zurücklassen. Da in den Ausßerungen des Volksmundes „Anschaungen, Urteile, Ansichten, Irrtümer, Erfahrungen, Lehren der früheren Geschlechter aller Bildungsstufen und Berufsklassen“ niedergelegt und wiedergegeben sind, so geben auch die grobdrächtig derben und teilweise durchaus ungerechten Hänseleien und Redensarten über deutsches Land und

*) Ferdinand Hirt, Breslau 1897, „Deutsches Land und Volk im Volksmund“.

Volk dennoch die ergänzenden Striche zu dem Wesen — und Charakter der einzelnen deutschen Volksstämme. Volksmund und Volkshumor rücken deut-sches Land und Volk unserem Herzen näher, und manche mitunter recht scharf und boshaft scheinenden Auslassungen sind oft gar nicht so böse gemeint, wie es auf den ersten Blick erscheinen will.

So dürfen wir beispielsweise die Sache nicht zu tragisch nehmen, wenn wir im 5. Band von Wanders Sprichwörterlexikon die satirischen Worte lesen: „Der Deutsche liebt das Bierglas, der Franzose das Weinglas, der Russe das Schnapsglas. Der alten Deutschen Böllerei, der Italiener Verräterei, der Spanier Dieberei sind unfehlbar alle drei“. Oder wenn es in Verdenmehers Sammlung „Bemehrter curiöser Antiquarius“ heißt: „Für der Deutschen Saufen, der Spanier Staufen, der Italiener Liebestreiben lassen sich keine Gesetze schreiben“. Das sind eben Urteile, die nur in bedingter Weise Geltung haben und mit „Humor“ betrachtet sein wollen, gerade wie jenes humorvoll verlängerte Sprichwort aus Simrocks Sammlung: „Gott verläßt keinen Deutschen, hungert ihn nicht, so friert ihn doch.“ Die deutsche Vorliebe für Knödel und Sauerkraut, wie sie namentlich in Süddeutschland, vor allem in Bayern anzutreffen ist, wird dokumentiert in den Zeilen: „Wenn's nicht geht an's Sauerkraut, ist Deutschlands Ruhe nicht bedraut.“ Oder: „Der Deutsche nichts lieber kaut als Bratwurst und Sauerkraut.“ „Will man keine Brügel han, muß man dem Deutschen Knödel und Sauerkraut lan.“ Drollig nimmt sich die Außerung eines Böhmen aus, wenn er sagt: „Was sein de Deitschen für dumm Volk, bin uf zehn Jahre hier un verstehen sie mir no nit.“ Ja, die Deutschen sind gar eigene Räuze. Sagt doch ein alter Spruch:

„Ein Mann von guter deutscher Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt,
Und friert's dann noch und kommt noch Schnee,
So trägt er'n auch bis Barthol'mä.“

Was Sachsen, Bayern, Schwaben, Franken und
Hessen vor allem lieben, kündet der Volksmund in
den Sprüchen:

„Drei Dinge liebt der Franke wie der Hesse:
Lange Bratwurst, kurze Predigt, schnelle Messe.“

„Sachs, Bayer, Schwab und Frank
Lieben allesamt den Frank.“

Etwas weitere Kreise umfaßt der Reimspurh, den Auerbach in seinem Volksbuch anführt. Er lautet:

„Einen Schwaben, da man Sträubele hat (Mehlspieße)
Einen Walen zum Salat,
Einen Schweizer zu einem Räss,
Einen Tiroler zu Nudeln und Noden (Klöfje)
Einen Agäuer zu süßer Milch und Brocken,
Einen Sachsen zu Speck und Schinken
Darfst nit viel bitten und winken.
Zulezt wollen alle saufen und nit trinken.“

Derartige Reime zeigen, wie Volksmund und Sprichwort es lieben, daß in beschränktem Sinne Wahre in unbeschränkter Weise auszusprechen, weil volkstümliche Äußerungen weit davon entfernt sind, sich mit lästigen Ausnahmen und Bedingungen abzugeben.

Außerordentlich groß ist das Gebiet der so-nannten „Lokalspöttereien“. Jede preußische Provinz liefert umfangreiches Material zu dieser Art von Hänslelei. Weil beispielweise die Stadt Allenburg am Einflusse des Schweinebaches in die Ille liegt, sagt der Volksmund, wie Frischbier in

seiner Sammlung preußischer Sprichwörter berichtet: „On Allenborg wäre de Kinder möt schwinschen Wäter gedépt.“ Um die Dummheit der Kässuben zu verspotten, heißt es im Volksmund: „Ein einäugiger Pommer sieht mehr als drei Kässuben.“ Raucht einer schlechten Tabak, so wird der „Wohlduft“ dieser Sorte aus der Uckermark gekennzeichnet durch die volkstümliche Redensart: „Das riecht wie der Knaster vom pommerschen Pastor.“ Eine ganze Blütenlese gegenseitiger Ver-spottung pommerscher Orte führt Schmidt in seiner Jubelschrift zum 25jährigen Stiftungsfest der Friedrich-Wilhelmschule in Stettin an. Aus dieser Schrift: Die Bedeutung der pommerschen Städtenamen, erschienen in Stettin 1865, mögen als Beispiele für Lokalspöttereien angeführt werden: „In Stettin is't nett un fin, doch in Penkun hängt de Hunger up'm Tün. Up'm Rieth is he nich wit, in Warp is he scharp, in Wehr lang dürt he en Sohr lang.“ Die Wolliner sind Stintköppe, die Camminer Flunder- oder Blunderköppe, die Gollnotwer Pomuffelsköppe (Dorsch). Um ein langes oder mürrisches Gesicht zu verspotten, wird die Redensart gebraucht: „Er macht ein Gesicht, wie der Weg von Rummelsburg nach Stolpe“. Zudem haben die Kreise Bütow und Rummelsburg gemeinsam nur eine Verche, die morgens in Bütow, nachmittags in Rummelsburg singt, und „Stolpe ist eine Stadt, Lauenburg noch wat, Bütow is en Fleck, Leba is ein Dred“ und „Massow was so, is so un bliwnt so“. Zu den Sprüchen, mit denen sich die kleinen pommerschen Städte gegenseitig zu necken pflegen, gehört auch die volkstümliche Antwort auf die Beschwerde eines Camminer Kaufmannes über Wein, den ihm ein Stettiner geliefert hatte. Sie lautet: De Herrn von Cammin ät' kes tum Win,

un de Win von Cammin schmeidt so god as de Win
in Stettin. Oder: De Win von Cammin is vor
de Swin. Von den Anklamern gilt im Volksmund
der Spitzname „Schwinetrekker“, weil sie einem
pommerschen Herzog, der Schwäne von ihnen haben
wollte, Schweine brachten.

Aus der Provinz Posen sei als Beleg für
die überall üblichen Ortsniedereien der Vers ange-
führt:

„Vor Schröda, Wreschen, Bleschen, Schrimm
Bewahr mich Gott in seinem Grimm.
Schönlante — schrecklicher Gedanke;
Samter ist noch verdammter;
Aber Rogasen — das ist zum Ratsen.“

Ziemlich bekannt dürfte sein, daß die Schlesier
den Ekelnamen „Eselfresser“ führen, weil nach einer
alten Sage eine Eselin von ihnen für einen großen
Hasen angesehen und verspeist worden sein soll. Von
dem hochgelegenen Schreiberhau sagt der Volksmund
launig: „In Schreiberhau ist noch kein Winter ver-
dorben.“

Sind die Schmiedeberger Höhenzüge frisch be-
schneit, so heißt es im Hirschberger Tal: „Der
Schmiedeberger Bleicher hat wieder frisch aufge-
breitet.“ Auf das Dorf Zätschau bei Glogau stichelt
die Redensart: Vor der Ernte haben zwei Zätschauer
auf einem Stuhle Platz, nach der Ernte braucht ein
Zätschauer zwei Stühle“. Ein drolliges Scherzwort
sagt: „Strehlen hat 18 böse Geister“. Es gab näm-
lich ehemals in der Diözese Strehlen drei Lehrer mit
den Namen Achtzehn, Böse, Geister. Ein ähnlicher
Volkswitz kursiert von Militsch. „Wer in Militsch
einen Prozeß gewinnen will, muß sich hinter den
Strauch stecken, Luchsaugen haben und bar bezahlen“.
Der Stadtrichter hieß nämlich Strauch und zwei
Justizräte führten den Namen Lux und Bahr.

Die Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die Provinz Brandenburg, kennzeichnet der Volksmund, wenn er sagt: Kartoffeln und Grüze, Kieselstein und Sand, das sind die vier Elemente im Brandenburger Land. — De märkische Sand, dat ös good Land, dat lätt söd licht handteern, dat plögt söd good, dat öggt söd glatt, wenn't good gerät, gewt doch nech wat, dat wat mi keene lehren. — Staub, Sand, Heide sind des Märkers Freude; Staub, Heide, Sand, sind sein Vaterland, führt Hummel in seinem Hilfsbuch für den Unterricht in der Erdkunde an. Weil das Gloden-spiel in Potsdam die Mahnung: Üb immer Treu und Redlichkeit erflingen lässt, heißt eine scherzhafte Redensart: „In Potsdam kommt kein Pferdehandel zu stande.“ Als Gottfried Kinkel 1850 bei Nacht und Nebel aus Spandau entflohen war, ward die sprichwörtliche Redensart geprägt: „Vor Spandau nimm dich wohl in acht, dort kommt man fort nur bei der Nacht“. Auf ein früher tatsächlich bestehendes Missverhältnis zwischen Rock und Schürze hinzuweisen, sagt der Volksmund: Die Schürze ist länger als der Rock, das Mädchen kommt aus Güterbogk. In der Sprichwörtersammlung von Steinsberg-Düringsfeld findet sich hierzu die Variante: „Das Mädchen kommt aus Güterbogk, das Hemd ist länger als der Rock.“ — „Die Stiebeln von Rale — sagt der Volksmund von dem bekannten Ralau, wo viel Schuhmacher wohnen — von der Weichsel bis zur Saale. Oder: die Schuster von Rale sehen auf die andern schale (scheel). Vom Spreewald heißt es recht anzugänglich: „Wer in den Spreewald fährt, sucht eine Umme“, da die Ummen in den Städten der Mark Brandenburg tatsächlich ein vielbegehrter Artikel sind. Besonders in Berlin findet man viel echte und „nachgemachte“ Spreewälder-Ummen. Von Peitz,

einer kleinen, in sumpfiger Gegend gelegenen Stadt des Rottbuser Kreises, geht der Redvers: „Zu wohnen in Peiž — selbst Gott gereut's.“ — Für Seelow und Zernikow, zwei hochgelegene, wasserarme Orte, hat der Volksmund den Vers bereit: „In Seele und in Zerniko löst' Füer man med Strau un Stroh.“ — Vom Kreis Rossen sagt man: „Knödel-land, nichts als Sand.“ — „In Schwiebsen — mehr Rübsen als Wiebzen (Weiber).“ — Der armen, aber zufriedenen Bevölkerung des Kreises West-Sternberg gilt das lobende Wort: „Biel Singen, wenig Schlingen, das ist die Art von Ziebingen.“

Auch die Provinz Sachsen ist nicht arm an volksmundlichen Äußerungen über Land und Leute, die zum Teil des Witzes nicht entbehren. So hat beispielweise Halle drei Arten von Einwohnern, nämlich: Hallenser, Halloren und Halunken.“ Von den Bewohnern behauptet der Volksmund ferner noch: „In Halle saufen sie alle.“ — „Hall' hat die Schönen überall.“ — Zu Halle in dem Sachsenland und Montpellier im französischen Land ist der schönste Weibertand“, sagt ein altes Sprichwort. — Wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens in der Umgegend von Wittenberg geht das Sprichwort: „Ländiken, Ländiken, du bist ein Sändiken, wenn ich dich arbeite, so bist du leicht, wenn ich dich egge, bist du schwach, wenn ich dich meie, so find ich dich nicht.“ Von dem Städtchen Aken im Regierungsbezirk Magdeburg sagt der Volksmund: „In Aken is nix tau maken as Bündholz und Staken“, da der Holzhandel hier die Haupterwerbsquelle der Bewohner ist. Auf die rechte Elbseite des Regierungsbezirks Merseburg ist das Wort gemünzt: „Hier ist das gelobte Land: Weht der Wind, so stiebt der Sand.“ Auf das Dorf Pfingsten bei Erfurt bezieht sich die rätselhafte Scherzrede: „Die Erfurter Ostergloden hört man bis Pfingsten.“

Oder: „Wenn die große „Susanna“ ihr Osterlied singt, es bis zu Pfingsten dringt.“ Die Urmlichkeit auf dem Höhenzug „Die Finne“ kennzeichnet der Volksmund durch den Spruch: „Auf der Finne gibt's große Schüsseln und wenig drinne. Das klingt ähnlich jenem Sprüchlein: „In Hessen gibt's große Schüsseln und nichts zu essen.“ — In Polen ist nichts zu holen als ein Paar Stiefel ohne Sohlen.

Um anzudeuten, daß fast alles in dem einen Orte ist wie im anderen, gilt von Göttingen und Einbeck das Sprichwort: „Sau as in Einbeck de Hunne bellt, so bellt in Göttingen de Lewen (Gündinnen).“ Derb draftisch ist der Spruch von dem Goslarischen Bier, welches nach dem Flüßchen „Gose“ seinen Namen erhalten hat und früher von durchschlagender Wirkung gewesen sein muß. Der Volksmund prägte darum den Vers: „Es ist fürwahr ein gutes Bier, die gostrarische Gose, doch wenn man meint sie sei im Bauch, so ist sie in der Hose.“ Auf zwei Ortschaften südlich von Aurich bezieht sich die Redensart: „Zimmel liggt midden under dem Himmel, Tell liggt midden hoven der Hell.“ Einem sogenannten „Dösbartel“ oder „Döskopp“, womit man den Dummkopf bezeichnet, ruft man in Schleswig-Holstein zu: „Ga hen na Hostrup un lat di de Dös utschniden.“ Die Eulenspiegeleien und gegenseitigen Neckereien mancher Dörfer in Schleswig sind besonders durch die launigen Gedichte von Kopisch bekannt geworden. Von Pinneberg berichtet Schütze im 3. Band seines Holst. Idiotikons: „Wer gern stelen mag un will nig hangen, de ga na Pinnebarg un lat sic fangen.“

In Westfalen spottet der Volksmund der Sauerländer über die Christlichkeit der Attendorner, denn es heißt von diesem kleinen Städtchen: „Der einzige Christ in Attendorn ist der Jude Moses.“ Auf die

unergiebigen Verleburger Bergwerke beziehen sich die Spottverse: „Auf der Linden war nichts zu finden, vor der Lause, da blieb's auf'e, in Verlebach, da kriegt's den Krach, auf der Löffe, da blieb's össe.“ — Ironisch sagt der Volksmund von Dortmund: „Westfalens schönste Ecke ist Dortmund an der Leckenbede.“ — Die Grobheit des Westfalen kennzeichnet das Wort: „Der Westfale spricht nicht, wo er schlagen kann.“ Von Bigge im oberen Ruhtal sagt man: „Die Leute von Bigge essen mittags Schlippermilch, danach stehen sie an den Türen und stochern sich die Zähne, als ob sie Fleisch gegessen hätten.“ Weil es keiner in Brilon aushalten kann, sagt der Volksmund: „In Brilon stirbt kein Bürgermeister oder Pfarrer, es sei denn, daß er durch die Bodenluke falle.“ Da es in Hessen-Nassau recht ärmliche Gegenden gibt, so sagt der Volksmund sehr bezeichnend: „Im Lande Hessen gibt's hohe Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauren Wein, wer möchte wohl in Hessen sein. Wenn Schleck'n und Holzäpfel nicht geraten, haben sie nichts zu sieden und zu braten.“ — „Ist in Hessen nichts mehr da, ziehn wir nach Amerika“, beleuchtet die Auswanderungslust der Hessen. Etwas dunkel sagt der Volksmund von dem Frankfurter: „Der Frankfurter ist ein Christ, wenn er im Dusel ist.“ Vielleicht bezieht sich das Sprichwort auf den großen Wohltätigkeitsfond der Frankfurter und ein nicht seltenes „Angefäuseltsein“ von „Äppelwein“.

In der Eifel sagt der Volksmund: „Wenn die Eifler den Hafer rupfen, essen die Moselaner Weinsuppen.“ — Einem etwas knidrigen Menschen gilt das rheinländische Sprichwort: „He is van Cleb, he hätt lever, als dat he geef.“ Cleve und kleben, festhalten wird hier volksetymologisch verwendet. Von dem rauhen Klima des Westerwaldes berichtet der

Volksmund: „Im Westerwalde brauchen die Kirschen zwei Jahre zum Reifen: Im ersten Jahre werden sie auf dem einen, im zweiten auf dem andern Backen reif.

Vom Reichtum des Mecklenburger Landes zeugt das Sprichwort: „Mecklenborg is en Mehlsack, je duller man klappt, desto duller stööft dat“. Vom Schilda Mecklenburgs, von Teterow, sagt der Volksmund: „De Teterower Stückchen darf man in Teterow nich vertellen“. — Ein stolzes Wort sagt der oldenburgische Marschbauer in seinem Dünkel, wenn er spricht: „Süh Jung‘, hier is de Masch, un de ganze annere Welt is man Geest.“ Von Bremen heißt es in einem alten Lorspruch: „Bremen, wäs bedächtig, lat nich mehr in as du büsst mächtig.“ — Das bekannte Braunschweiger Bier „die Mumme“ wird verherrlicht in:

Dat Brunswykesche Mummelet. (1718).
Brunswyk, du lebe stat vor vel dusent steden,
De so schone mumme hat, dar ic worst kann freten.
Mumme schmeckt noch mal so sijn as Lokay un
Moslerwyhn,
Slackworst fullt den maghen.
Mumme settet nyrentalch, kann de winne ut dem balch
As ehn snaps verjaghen.
Wenn ic gnurre, kybe, brumm, slepe mid mit sorghen
Ey, so gefst mid gute mumme bet tom lechten morghen.
Mumme un ehn stumpsel worst kann den hungher
un den dorst
Of de Venusgrillen, kulf, podal un tenebyn
Sup ic tehn halfstobeken in.
(Alleballe) Albedelle stillen!
Ginrik mach de voggel vanghen, droflen, artsen,
vinken,
Lopen mit der lymerstanghen: ic will mumme
drinken.

Vor de slackworst lat ic stan synen besten uerhahn.
Kann ic worst ghenehten, hñt ic mich na nist mer
um,

Lat darup vhf stoveken mumm durch de Kehle fleyten.

Auf ärmliche Verhältnisse deuten die Verszeilen:

„Wer in Wirkbach sich will nähren,
Der muß suchen Heidelbeeren,
Kann er sich darein nicht finden,
Muß er lernen Besen binden.
Wer dazu besitzt kein Reis,
Stiehlt's in Hainberg. — Kyrie Eleis!

Von der Nette, einem Zufluß der Innerste, sagt der Volksmund: „Wenn de Nette werd wie 'ne Giüs,
dann bleiw'n jeder de Giüs.“

Die Thüringer werden wohl Heringssnäsen genannt, denn: „Dem Thüringer der Hering gefällt,
weil er'n für einen Schinken hält.“

Ein Spottvers auf die Mädchen der Hesberger
Gegend bei Hildburghausen lautet:

„Die Hesberger Mädle troagen Beaden (Spitzen)
onn Frisur
ENN fressen die Erdäpfel mit soammet der Montur.“

Den Jungfern in Jena wird übel mitgespielt,
wenn der Volksmund sagt:

Wißt ihr nicht wo Jena liegt?
Jena liegt im Tale.
Sind so viele Jungfern drin,
Als Walfisch in der Saale.

Ebenso liest man bei Hesekiel (Stadt und Land im Volksmund) von den Jenaer Mädchen das Wort:
„Wenn's Kirschküchen regnet und Bratwürste schneit,
Dann werden die Jenaer Mädchen gescheit.“

Und wiederum: „In Jena lebt sich's bene!“ —
„In Jena preßt man Trauben aus und macht sogar

noch Wein daraus.“ — „Jena's Schönheiten liegen vor den Toren.“

Zum volkstümlichen Sprichwort ist jener Vers aus dem alten reußischen Gesangbuch geworden, der in seiner Verlängerung den Partikularismus und die Engherzigkeit der kleinen „Vaterländer“ ver-spottet, wenn es heißt:

„O Herr, gib Regen und Sonnenschein
Für Reuß-Greiz-Schleiz und Lobenstein!
Wollen die andern auch was ha'n,
So mögen sie's dem Herrgott selber fa'n.“
Ein Spottspruch auf mehrere kleine Ortschaften des Orlagaus und Vogtlandes lautet:

„Durch Adams Fall is Triptis verderbt
Und Auma liegt daneben,
In Weida ist kein Heller Geld
Und Neustadt kann nichts geben.“
„In Ziegenrück ist große Not
In Ranis ist kein Bissen Brot,
Und Pausa ist die Schwester.
Sind das nicht leere Nestter?“

Von der bekannten sächsischen Mundart handelt die sprichwörtliche Redensart: Ist einer aus Sachsen, so ist ihm auch der Schnabel darnach gewachsen. — Die üppigen Schwelgereien unter den sächsischen Königen in Polen bezeichnet das Wort: „Unter den Sachsen laß dir den Bauch wachsen.“ Im Erzgebirge, sagt der Volksmund, kocht man dünne Suppen. — Geithain (im Kreis Leipzig) hat zwei Seiten, in der Mitte einen großen Plan, und hinten und vorn ist nichts dran. — „Wenn die Wurzener zur Kirche gehen sollen — lautet ein Sprichwort — laufen sie zum Tor hinaus,“ denn die Kirche stand außerhalb der Stadttore. Ein altes Volksrätsel besagt deshalb: Rat, wenn du raten kannst: Wo ist solche Stadt, die weder Schmied, noch Schul, noch

Kirch, noch Pfarrer hat? — Alles war nämlich außerhalb der Stadtmauern.

Bayerisches Phlegma kennzeichnet das Sprichwort: Wenn man dem Bayer nicht auf den Bauch tritt, röhrt er sich nit. — Drei Dinge hat der Bayer in seinem Panier: Paternoster, Würstel und Bier. — „Der Bayer ohne Bier ist ein gefährlich Tier“, denn in Bayern ist das Bier gleichsam „das fünfte Element“, wie man denn auch vom „Münchener Element“ spricht. Von den Franken sagt der Volksmund: „Wir guten Franken, wir loben und danken, daß wir nicht sein wie die Groben am Rhein.“ Auf der Rhön ist's $\frac{3}{4}$ Jahr Winter und $\frac{1}{4}$ Jahr kalt. Deshalb wird dort am Tage vor Johann zum letztenmal und am Tage nach Johann zum erstenmal geheizt. Von Weingartsgraben am Ostabhang des Steigerwaldes sagt der Volksmund im Hinblick auf den dort gebauten Wein: „In Weingartsgraben muß man die Hosen in Händen haben.“ Von einem bayrischen Eulenspiegel gilt das alte Wort: „Einfach wie Bamberger Zwiebel.“ Ein humorvolles Wort besagt von dem Charakter der Bayern: „Was der Bayer an Höflichkeit zu wenig hat, das hat er an Grobheit zu viel“. Als die drei Wahrzeichen Bayerns gelten: „Schlegel-, Brust- und Nierenbraten.“

Um auf die Verschiedenheit des Dialektes bezüglich e und a in dem kurmainzischen und würzburgischen Spessart hinzuweisen, heißt es im Volksmund: „Bis Lohr (am Main) geht der Nebel, dann fängt der Nabel an.“ Die als grob verschrieenen Frankenhäuser haben das Sprichwort: „Es muß uns Gott gnädig sei', sonst schläge mer mit Brügel drei!.“ Wegen der vernachlässigten Schulbildung auf den Weilern und Einzelhöfen des südlichen Berglandes von Mittelfranken sagt der Volksmund:

„Af'n Weilern gibt's scheane Kinder, aber dumme Kinder.“ Eine gute Kennzeichnung dreier bayrischer Städtchen liefert der Volksmund durch den Spruch: „Wer durch Gundelfingen geht und sieht keinen Holz tragen, wer durch Lauingen geht und sieht keinen Mistwagen, wer durch Dillingen geht und hört nicht läuten, der erlebt bessere Zeiten.“ — In Lauingen ist auch das Wort gang und gäbe: „Wer über den Kirchhof geht ohne Wind, durch die Marktstraße ohne Kind, an der Mezg vorbei ohne Spott, der hat große Gnad vor Gott.“

Um Zusammenfluß des großen und kleinen Regens liegt im bayrischen Wald die Stadt Zwiesel (gegabelter Ast = ahd. zwifila). Von dieser Stadt sagt der Volksmund: „Zwiesel ist ein klein Parisel.“

Von der durch ihren Hopfenbau bekannten Landschaft Hallertau, die zwischen Ingolstadt und der Ampermündung liegt, sagt das Sprichwort: „Die Holladau fängt da an, wo die gescheiten Leute aufhören“. Vermutlich soll auf die mangelnde städtische Bildung in dortiger Gegend hingewiesen werden. Da der alte Straubinger Stadtturm fünf Spitzen hat, sagt das schalkhafte Sprichwort: „Die Straubinger lassen fünf gerade sein.“ „Im Allgäu hat das Brot ein Ende“, sagt der Volkswitz. Es wächst dort nämlich, Hafer ausgenommen, kein Getreide mehr. An einen alten Brauch in Berchtesgaden knüpft der Volksmund, wenn es heißt: „Die Berchtesgadener muß man preisen, sie fressen den Esel bis aufs Eisen, und aus dem Eisen haben sie's Opfer gemacht.“ Man opfert nämlich dem Schutzpatron der Vieh- und Pferdezucht, dem heiligen Leonhard, die Hufeisen der franken Pferde, die er heilen soll in natura oder in Wachs. So hängt die Leonhardskapelle auf dem Schellenberge in Berchtesgaden voll von diesen Opfereisen, an die der Volkswitz anknüpft.

Ein alter Spruch sagt von Nürnberg: „Wer einmal nur in Nürnberg war, der käm gern wieder jedes Jahr.“ Ebenso: „Nürnberger Land (Spielzeug) geht durchs ganze Land.“ Ein niederdeutsches Sprichwort, das nach Schütze in Hamburg scherhaftweise bei Regenwetter gebraucht wird, lautet: „*It mak et as de Nürnberger, id gâ darünner weg.*“ „Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor“, ist ein sehr bekanntes Sprichwort. Veranlassung dazu soll der Ritter Eppelin von Gailingen gegeben haben. Er sollte gehenkt werden, durfte aber vorher noch eine Bitte aussprechen. Da bat er um die Erlaubnis, sein treues Ross noch einmal bestiegen zu dürfen. Raum war das geschehen, so setzte er mit gewaltigem Sprunge über den Burggraben und entkam glücklich. Infolgedessen entstand das bekannte Sprichwort. Auf die vormals in großartiger Weise betriebene Bienenzucht der Nürnberger weist der Volksmund hin durch das Wort: „Nürnberg ist des heiligen römischen Reiches Bienengarten.“ Von München, dieser schönen Stadt, die auf einer unfruchtbaren Fläche des Alpenvorlandes liegt, sagt der Volksmund: „München ist ein goldener Sattel auf einem mageren Pferde.“ Früher sagte man auch: „Wenn man in München gut essen will, muß man nach Augsburg fahren.“ Den ziemlich starken Lokalpatriotismus des Münchener kennzeichnet das Wort: „Das Münchener Kind kennt keinen höheren Turm als den Frauenturm.“ Die Bierliebe des Münchener wird drastisch Kund getan in den Worten: „Wenn der Münchener morgens aufsteht, ist er ein Biersäß, wenn er abends zu Bett geht, ein Fäß Bier.“ Von den Bürgern zu Speyer in der Pfalz heißt es: „Sie taumeln auf dem Gänsefuße.“ So heißtt nämlich ein dort in der Nähe wachsender Rotwein. „In Speyer ist alles teuer“, sagt der Volksmund. „In

der Hardt sind auch die Schubkarren närrisch", spottet der Volkswitz infolge mancher Eigentümlichkeiten. Das Wort: „In Eggelheim weiß der Beßte nicht wie sich der Elste ernährt", bezieht sich auf die Armlichkeit dieses Ortes.

Auf den ausgedehnten Schuhwarenhandel in Birmensdorf weist der volkstümliche Vers hin:

„Das Schlappemensch von Birmensenz
(Schuhwarenhändlerin)

Des last noch iwig die derlich Grenz."

Um die Wanderlust der Schwaben zu schildern, heißt es im Schwabenspiegel, einer lateinischen Handschrift des 13. Jahrhunderts:

„Wenn der Schwab das Licht erblickt,
Wird er auf ein Sieb gedrückt,
Spricht zu ihm sein Mütterlein
Und der Vater hinterdrein:
So viel Löcher als da sind
In dem Siebe, liebes Kind,
So viel Länder sollst du sehn,
Dann magst du zu Grabe gehn.“

Ein auf der sonderbaren schwäbischen Aussprache beruhender Volkswitz sagt: „Die Württemberger haben den Himmel (Hammel) im Stalle, und die Engel im Hemmel (Engel im Himmel).

Vom großen Durst der lieben Schwaben redet der Volkspruch:

„Supten (tränken) die Schwaben nit so sehr
Die Rheinleut wären längst nit mehr.
Sehr boshaft bemerk't ein Spruch:
„Wenn dem Schwaben die Frau am Churfreitag stirbt, so heiratet er noch vor Ostern wieder.“

Bon Stuttgart heißt es:

„Wollten die Stuttgarter ihre Trauben nicht lesen, so wären sie im Wein längst ertrunken gewesen.“

Da die Stadt Ludwigsburg früher nur aus einer Reihe von Häusern bestand, hieß das Sprichwort:
Zu Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken.

Den Reichtum der badischen Landschaft kennzeichnet der Spruch:

„Wenn der Markgräfler zehn Jahre Frieden behält,
So fährt er mit silbernem Pfluge ins Feld.“

Ein schalkhaftes Wort verkündet von Heidelberg:
„In Heidelberg lebt sich's angenehm, wenn man nicht dort ist.“

Von Ladenburg bei Mannheim sagt der Volksmund:

„Reest mer durch die Welt derdorch,
's gibt keen zwetes Laddeborg.“

„Mannheim hat sieben Wunder“, beruht auf einem Volkswitz. Es sollen nämlich dereinst sieben Männer dieses Namens in Mannheim gewohnt haben.

„Die Schötter sind Spötter“, heißt es von den Bewohnern des Städtchens Schotten im Vogelgebirge, wo nach dem Volksmund der Tag dreierlei Wetter hat.

„Im Dorfe Heldenheim im Vogelberg gehören drei Mann zu einer Pelzmütze: einer, der sie trägt, und zwei, die sie halten“, sagt der Volksmund von dieser überaus windigen Gegend, wo es bekanntlich dreiviertel Jahr Winter ist und man das andere Vierteljahr auch wenig Wärme spürt.

Ein bösartiges Sprichwort behauptet vom Lothringer, daß er Gott und seinen Nächsten verrät.
„Der Elsässer Wein macht den Kopf schwer und den Beutel leer.“

Infolge des ungeheuren Holzreichtums des Landes versteht man das Sprichwort:

„In den Vogesen ist das Holz so teuer wie Wasser aus dem Fluß.“

Die schöne Lage Straßburgs röhmt der Volksmund, wenn er sagt: Wäre Straßburg vom Himmel gefallen, es hätte nicht besser können zu liegen kommen.“

Über die schmalen Appenzeller Straßen spottet der Volksmund: „Die Appenzeller Straßen sind so schmal, daß eine Kuh mit zwei Hörnern nicht durchkommen kann.“

Die Redensart: „Er kommt wie der Appenzeller“, nämlich hintennach, bezieht sich darauf, daß der Kanton Appenzell der letzte war, der in den Schweizer Bund aufgenommen wurde. Sehr bekannt ist der Schweizer Spruch:

„Bei dreien Städten ging zu Grund
Dein' Pracht, Fürst Carol von Burgund:
Murten fraß die Leut', Granson das Gut,
Bei Nanzig lagst du selbst im Blut.“

Ein launiges Wortspiel besagt: „Zwischen Zug und Schwyz sterben die meisten Menschen.“

Weil auf dem Portale der Wiener Hofburg die Vokale A. E. I. O. U. stehen, die etwa gedeutet werden: Alles Erdreich ist Österreich untertan, so sagt der Volksmund: „Auf dem Wiener Portale stehen nur Vokale.“

Von den Wiener Gesetzen verkündet der Volksmund: „Wiener Gesetze dauern von 11 bis Mittag.“

In Mähren ist man nicht gut auf die Böhmen zu sprechen, sagt doch der Volksmund in Mähren: „Von Böhmen kommt kein guter Wind, geschweige denn ein gutes Kind.“ „Böhmishe Lieb' und Treu' zerstiebt in der Luft wie Spreu.“

Ein drolliges Wortspielrätsel steht in dem volkstümlichen Säze: „Krems und Stein sind drei Orte.“

Zwischen Krems und Stein liegt nämlich das ehemalige Kapuzinerkloster „Und“.

Von der Pinzgauer Bäuerin sagt Fischart: „Hätt' eine Binger Bäuerin keinen Kopf, so glaubte ihr Mann, er sei an einen Gänsekrallen verheiratet und sie habe nit alle Glieder.“

Da es in Salzburg so häufig regnet, ist der Stoßseufzer wohl zu verstehen, in welchem es heißt: O Salzburg, wunderschöne Stadt, wenns einmal ausgeregnet hat.

Wenn der Österreicher bei Laibach über die Sau nach Krain kommt, so sagt er: „Mit der Sau beginnt die Sauerei.“ Das konservative Element des Ungarn in bezug auf seine Sitten kennzeichnet der Spruch: „Der Ungar tritt nicht einen Schritt aus seiner ungarischen Sitt.“

Als gegen 1730 ganz plötzlich die Schiffssbohrwürmer aufraten, die Wände der Schiffe und die Pfähle an den Dämmen durchbohrten, herrschte große Besorgnis, denn man kannte kein Vertilgungsmittel gegen diese Blagegeister. Man befürchtete, sie würden die Pfähle angreifen, auf denen Amsterdam ruht. Doch nach einigen Jahren verloren sich die Würmer in einem strengen Winter. Daran knüpft das ostfriesische Sprichwort:

Amsterdam, du grote Stadt
Büst gebaut up Bahlen,
Wenn du nun ins umme fallst
Wer fall dat bitalen?

Mit Stolz verkündet der Volksmund von Antwerpen: „Die Welt ist ein Ring und Antwerpen der Diamant darin.“

Von Schöppenstedt, dem allbekannten Abdera Braunschweigs, gilt das Wort: „De Dummen wërt nich alle; in Scheppenständde het se all wedder en Morgen esaiet.“

Ein arger Vers sagt von den Frauen zu
Räbke i. B. böswilligerweise:

„Wer ne Frü ut Räbke hat
De brüket feinen Hund
(Un wenn de Frü nich bellen deit
Denn is se nich gesund.)“

Ein lobender Zusatz zu diesen Reimpaaren be-
zieht sich auf die Frauen aus Lelm und besagt:

„Un wer ne Frü ut Lelm hat,
De koret guen Klump.“

Die Einwohner von Heedepe gelten als „Heper-
sche Grötsnützen“.

Die Esbeder galten bei den Büddenstedtern als
„Mauskempen“, weil in der zwetschenreichen Ort-
schaft viel Zwetschenmus gegessen wurde.

In diesen Dorfneckereien gilt für Scheppau die
Redensart: „Et geit up de rē'e as in Scheppau et
Gausemelken.“ Gemeint ist die vergebliche Aus-
führung von etwas Unmöglichem.

Bekannt ist auch die Redensart: „Dörch de
Emmerstedter Blaume.“ Ein Gastwirt soll nämlich
in Emmerstedt bei Helmstedt den Bauern „sein durch
die Blume“ zu verstehen gegeben haben, daß sie die
Regelbahn verlassen sollten, damit Helmstedter Stu-
denten dort kegeln könnten. Dabei habe er die
Worte gebraucht: „Bengels, schert jich herut.“

Spottverse und Dorfneckereien wie: „Wahle un
Cramme, Lesse un Lamme, dat sin de ruchloesten
Dörper im brunswidschen Lanne“, hat O. Schütte
eine große Anzahl für Braunschweig gesammelt und
im Braunschwg. Magazin 1898, S. 94 u. f., 1900,
S. 126 veröffentlicht, doch ist in diesen öden Reime-
reien wenig Geist und Witz zu spüren. Auf's
Reime kommt dabei fast alles an. Man urteile:

In Schandeln is nich tau handeln.
In Lesse da sin der Schelme sesse.

Scheppau löppt kein Hund up tau.
In Drütte da frät't se vel Grütte.
In Bechela da is de Weg tau smål.
In Wendeburg da sin de Mäkens fnurr'g, (!)
In Wendezelde da sit de halwe Hölle.
In Denstorp da backet se guen Corp.
In Wedtlenstedt da sin de Mäkens nett.
In Thune sin se dûne.
In Wenden het se dicke Wenden usw.

An Scherz- und Spottreimen auf verschiedene Stände leben im Bauerntum der niedersächsischen Landschaft noch allerlei Überreste aus vergangenen Zeiten. Bekannt ist beispielsweise der Abzählvers niederdeutscher Kinder:

„Edelmann, Bädelmann, Käster, Pastor,
Krämer, Kanditer, Soldatenmajor.“

Vom Fuhrmann singen die Dorffinder:*)

„Johann, spann an,
De Ratten vöran,
De Müse vörup
Nah'n Blocksbarg hen'up.“

In einem derb-spaßigen Singsang wird der Schäfer angefungen:

„Schaper, Schaper dudeldei
Söök Schapsrosinen ut de Heil
Söchst du se nich rein herut,
Krigst du keene Jungfer Brut.“

Oder es tönt dem „Schaapmester“ entgegen:

„Uße Schaper het dat god
Krigt up't Sohr en neen Hot,
En Poor hölten Schoh
Un en linnen Büx dorlo,

*) Vergl. G. Müller, Suderburg: „Sang und Klang in der Lüneburger Heide“, Niedersachsen, 11. Jahrg., Nr. 16.

En Himpften Qin in'n Feld
Un sin tein Dahler Geld;
Het sin Slapstä in'n Raben,
Sinen Lehnstohl bi'n Aben
Un sin Bank vör de Dör —
Wat will en Schaper mehr?"

Vom griesgrämlichen Bauern heißt es in einem
bekannten Verse:

„Worüm führt he so sur ut, so sur ut, so sur?
So führt he von Natur ut, Natur ut, us' Bur!
Kantüffelsupp, Kantüffelsupp,
Den ganzen Dag Kantüffelsupp
Un Sünndags is se noch nich up.“

Dem Schuster Hans, der im (am) Schornstein
sitzt, erklingt die Weise:

„Hänsken seet in'n (an'n) Schosteen
Un slide sine Schöh,
Keem ent waker Mäken
Un seeg so nippe to:
Hänsken, wollt du frien, so frie du nah mi,
Ich heff en blanken Dahler, den'n will ic
geben dir! —
Hans nimm se nich, Hans nimm se nich
Se hett en scheetwen Foot! —
Hans, nimm se man, Hans, nimm se man,
De ward woll wedder god!“

Ein altbekannter Spottreim auf den Müller
lautet:

„Möller, Möller, Maler
Sin Deerns köst en Dahler,
Sin Jungens köst en Sadelpeerd,
Dat is keen dree Gröschen wert.“

Das Bum, bum, bum bei des Böttchers Hammerschlag gab Veranlassung zu den spottenden Zeilen:

„Dat Böttjerwiew, dat Böttjerwiew,
Dat fritt den suren Kohl in't Lief.“

Der Hammerschlag des Schmiedes klingt parodistisch in den Versen wieder:

„Pinkpinkpank, Pinkpinkpank!
Dree Gröschen de Nagel, dree Gröschen de Nagel
Un en Dahler dat Rad, en Dahler dat Rad:
De ohle Pintersmed is pidenswatt.“

Dem Küster gelten die Spottverse:

Bimmel bammel beier
De Köster mag keen Eier.
Wat mag he dann?
Speck in de Pann!
Ss en ollen Ledermann.

Vom Orgeldreher lautet die Variante des Singsangs:

„Lierendreher mag keen Eier
Mag anners nix as Speck in de Pann
Ss en olen Ledermann.“

Dem schlechten Anstreicher und Maler gelten die Worte:

„Gaken un Staken kann he woll maken,
Uhlen un Kreihen kann he woll dreih'n.“

Den kühnen Besenbinder kennzeichnen die Verse:

„Bessenbinner schöw sin Wor
Rin nah Hamborg up sin Kor.
Het sick up'n Marktplatz stellt:
„Hier sind Bessen, hier sind Bessen!
Hamburg, hest du Geld?“

Bu dem sehr umfangreichen Thema „Land und Leute im Volksmunde“ mögen auch noch aus der 1869 von W. G. Kern und W. J. Willms herausgegebenen Sammlung „Ostfriesland, wie es denkt und spricht“, einige Beispiele angeführt werden. So heißtt es dort beispielweise:

„Hest du Dörft?

Denn gäh nah Collenhörst,

Dar is'n lütjet Hundje

Dat p di wat in't Mundje.“

Collenhörst ist durch volksetymologische Umwandlung aus „Colonie Horst“, jetzt „Collinghorst“, entstanden, und mit dem kleinen Hundje ist wahrscheinlich ein Brunnen gemeint.

„Dat was een sünder Steen“, sä de Fehling (Dummling aus Westfalen) do harr he 'n Snigge daalslaken vor 'n Blum.

Geerd, hebben de Bluumen of Been? Unners hebb ic — straf mi Gott — en Pogge daalslaken, harr de Feling seggt.

N.B. Die „Felings“ spielen in ostfriesischen Sprichwörtern und Erzählungen die Rolle der Schildbürger.

Auf die schräge Fläche der Felseninsel Helgoland bezieht sich das niedische ostfriesische Sprichwort:

„Et hangt in de Kant
Us't Gilgenland.“

Stark satirisch kennzeichnet das ostfriesische Sprichwort die Wasserscheu des Jüden, wenn es sagt:

„Wenn de Jüd up't ßs geiht, denn möten dor all Pierappel up liggen.“

Ein allerdings sehr verb-draftisches Beispiel für viele sogenannte apologetische Sprichwörter, in denen eine allgemeingültige und tiefernde Wahrheit auf einen in der Situation ganz besonders komischen Fall

angewendet wird und dadurch das Gepräge einseitiger Bedeutung und den Stempel derbster Realistif erhält, ist die ostfriesische Redensart:

„Elf Ding hett sien Wetenschap“ (Wissenschaft) sä Engelmö, do pußde se't Lücht mit de Neers ut.“

Übrigens spielen die Posteriora auch in Ostfriesland im volkstümlichen Sprichwort keine geringe Rolle, wenngleich Ostpreußen — wie man sich aus der Sammlung Frischbiers überzeugen kann — ihm darin den Rang abläuft.

Oft wird durch unerwarteten Schlußreim — gerade wie bei den Schnaderhüpfeln — auch im VolksSprichwort die komische Wirkung hervorgebracht. Derartige Schluß-Platzpatronen wendet der Volksmund sehr gern beim humoristischen Vogelschießen an. Als Beispiel diene:

„All mit der Tied,
Dar könt je drieſt up reken
Kummt Jann in't Wamms
Un Gretje in de Welen.



Stand und Beruf im Volksmunde.

Im Hinblick auf Stand und Beruf der lieben Mitmenschen ist im Volksmunde gerade kein Mangel an humoristisch-satyrischen Äußerungen und mancherlei drastischen Derbheiten. Will der Volksmund beispielweise den „Giftmischern“, d. h. den Apothekern eins anhängen, so behauptet er stracks: „Apothekerflaschen geben dem Tode zu naschen.“ — „Se mehr Apotheken, desto mehr Leichensteine.“ Ferner heißt es: „Dei Apteiker hett den richtigen Slötel tau de Achterpoort.“ — „Apotheker sind die größten Wucherer. Sie geben ein Abführmittel für eine Mark und nehmen die Wirkung nicht für einen Pfennig.“ Das sind einige wenige Apothekerhänseleien. Ihre Zahl ist aber noch recht groß. —

Ebenso müssen die „Rechtsverkehrten“, d. h. die Advokaten stark herhalten. Auch sie dienen dem Humorbolzen des Volkswitzes als sehr beliebte Zielscheibe. „Up de Vigelin lett sif goed spälen“, säd de Aßkat — heißt es im Volksmunde — doar kreeg hei en Schinken.“ Zweifellos hat das „Donatus“ dem „Zus“ bei den Richtern in früheren Zeiten sehr häufig den Hals gebrochen, und die Söhne Elis sind nicht die ersten und auch nicht die letzten Rechtsbeuger infolge von annehmbaren Geschenken. — „Das Gedränge der Advokaten zum Himmel“, sagt der Volksmund, „ist so groß, daß die meisten „auf den breiten Weg“ kommen. Ein altes Sprichwort sagt ferner: „Juristen han Odem warm und kalt, können reden, wie's ihnen eben gefällt.“ Mönche und Pfaffen kommen im Volksmunde infofern schlecht weg, als

sie gar vielerlei Reibflächen für den Volkshumor darstellen. „Die Mönche“, heißt es, „studieren mehr in Bechern als in Büchern.“ Und: „Wer'n Papen brüden will, mutt'n Papen mitbringen. Die Pfaffen bebauen den Acker Gottes, die Ärzte den Gottesacker. Folgt der Arzt dem Leichentwagen seines Patienten, so geht die Wirkung der Ursache voraus. Ferner sagt der Schelmenmund des Volkshumors:

„Pfarrerfinder und Müllerfüh'
Geraten selten oder nie. —“

„Probst und Bader
Lassen heid' zu Ader.“ —

„Küster und Pastor
Rauchen einen Kanaster.“ —

In derb-draufischem Chnismus schreiten die folgenden Heimpaare einher:

„De Bur, de Os un de Preester
Dat sünd de gröststen Beeester.“ —

„Pfarrer, Bauern und Schweine
Bilden eine Gemeine.“ —

Vom Maurerschweiz sagt der Volksmund, daß ein Tropfen davon zehn Taler gilt. Ein Merkspruch über Zimmerleute und Maurer aber lautet:

„Die Zimmerleut' und Maurer,
Das sind die ärgsten Laurer.
Während sie essen, messen und sich besinnen,
Ist der halbe Tag von hinnen.“ —

Die größte Anzahl von Aussprüchen des Volkshumors über „die Helden der Nadel“ haben durchweg Hohn und Spott zu ihrem Gegenstande. Schalkhaft harmlos, aber sehr bezeichnend ist der Ausspruch: „Gottseligkeit is to allen Dingen nütze, seggt de Snieder, aber en Mantel lett sic nich dorut

maken.“ Stark ironisierend ist das dem Schneider in den Mund gelegte Wort: „Wenn’t kümmt, denn kümmt’ up’n Huupen, seggt de Snieder, doar kreeg hei zwei Woar Strümp up’n mal tau flicken.“ Ebenso: „Et tredt sic all na’t Lief seggt de Snieder, doar sett’ e hei den Ärmel in’t Taschenlock.“ — „Den Snieder frust noch Bingsten up’n Dicke!“ — „Schneider und Scher (Barbier) lügen sehr, aber die Schuster lügen noch mehr.“ — „Dat sammelt sic as bi’n Sniederjungen de Ohrfiegen.“ Dem „Knierieminialrat“ alias „Bechhengst“ gilt das Wort: „Jede Bechhengst (Schuster) schelt up sienen Bechdraht.“ — Der Schornsteinfeger ist im Volksmunde mit dem Sprichwort vertreten: „Schosteenfeger mußt warden, Jung, denn brukt di nich tau waschen.“ — „Min Dochter will hoch rut mit ehren Mann, seggt de Mudder, doar heirat’ dei Dochter en Schosteenfeger.“ — In ähnlichem Sinne äußert sich der Volksmund, wenn er sagt: „En Graf mutt et sien, seggt dat Mäken, wenn’t of man en Photograph is.“ —

Den allgemeinen Satz: „Feder bleibe bei seiner Arbeit, drückt der Volksmund in ganz konkreter Denkweise folgendermaßen aus:

„Der Schreiner führe den Hobel,
Und der Kürschner verarbeite Zobel.
Der Zimmermann führe die Säc’,
Und der Müller fülle den Sack.“ —

„Der Häßner (Töpfer) so den Lehnm nicht tritt,
Verfertigt keinen Töpf damit.“

Ein etwas „blutiger“ Humor liegt in dem volkstümlichen Ausspruche über das bekannte Weberelend, von dem es heißt:

„Handwerk hett goldenen Bodden, seggt de Weber, doar schient em de Sünn in den’ leddigen Brotbüdel“. — „Die Leineweber nehmen keinen

Zungen, der nicht sechs Wochen hungern kann." — „Ein Weber und ein Has ist ein unglückselig Has.“ Das sind Volksprüche, die leider mit bitteren Wahrheitsfarben in den grauen Grund der Wirklichkeit gemalt sind.

Auf ein lustigeres Gebiet bringt uns der volkstümliche Spruch, der dem vergeßlichen Zimmermann gewidmet ist. Er lautet:

„Datt 's en Meisterstück! säd de Zimmermann, hat en Hunnenhütt bugt un datt Lock vergeten.“ —

Die gänzliche Nebensächlichkeit von rein äußerlichen Dingen kennzeichnet der volkstümliche Spruch: „Wenn't up Boart ankem, wör de Zegenbuck König.“

Einige der nachfolgenden Sprichwörter mögen vor allem als Illustration dazu dienen, daß dem Volksmund in ganz erheblicher Weise plastische Denkart und Ausdrucksweise entströmt. So heißt es von jemand, der ratlos und betrübt dasteht: „Hei führt ut as Moder Marie, dei datt Gold afkleit is.“ — Eine oft geübte Kunst wird treffend gekennzeichnet, wenn der Volksmund sagt: „Datt kann dei Käster utwendig, as de Hahn datt Kreigen.“ — Sehr plastisch und drastisch heißt es ferner im VolksSpruch: „Datt is so dichting bi, as Hochzeit un Kinnelbier.“

— „Datt is nich all Bodder, watt de Rauh gift! seggt jenet Mäken, doar peddt se in'n Sünnbadskauken.“ — „Wat gahn den' Buck de Lämmer an! säd de Bur, as hei dat Kind weigen süll.“ — „Wat doh ich mit de Mannsbüx, säd de Deern, wenn doar nix in is.“ — Dieser letzte Ausspruch steht schon auf der Seite jener sehr verbreiteten aber stark bedenklichen Äußerungen des Volkstums, die sich fast immer auf den ziemlich ungenierten Verkehr beider Geschlechter auf dem Lande beziehen. Aus der Unzahl derartiger Sentenzen mag als ein Zeugnis der humorvoll trockene Ausspruch angeführt werden:

„Dat Bieslaapen deiht et nich, sjä de Deern, sünner dat Biewaaken.“ — Harmlos drollig heißt es im Volksmunde: „Mit leddigen Darmen is nich goed larmen.“ — Sehr bezeichnend ist die Redensart: Dörch de Kehl kann vēl, säd de Schipper, doar harr hei en Dreimaster versapen.“ — Der Betrunkene wird uns leibhaftig vor die Seele gemalt, wenn der Volksmund von ihm sagt: „Hei swemmt dörch 'n Maanschien.“ Das Sprichwort: „Watt wet de Buur von Gurkensalat! Hei frett em mit de Mehfsork!“ hat heute bereits völlig seinen realen Hintergrund verloren. Der mit einer bösen Frau „beglückte“ Ehemann wird vorzüglich gekennzeichnet durch eine Redensart, die in Mecklenburg dem Schäfer in den Mund gelegt wird. Sie lautet: „Frieg man ierst, säd de Schêper tau sienen Röter, nahsten fast 'n Stert woll hängen laten.“ — „Dei smitt dat Huus tau'n Finster rut!“ sagt das Volk von einem Menschen, der in blindem Wüten nicht weiß, was er tut. So beweist jeder Ausspruch die absolut konkrete volkstümliche Denk- und Ausdrucksweise, in der Drastik und Plastik sich in schönster Mischung paaren.



Volkshumor in Volksetymologien.

Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor.

Digitized by Google

Gräbt man auf dem Boden des Volkstums nach ethmologischen Findlingen, die von der schmückenden Patina des Humors umhüllt erscheinen oder gar funkelnde Wizfunken sprühen, so findet man vieler Orten oft gar seltsame und zum Teil recht scherzhafte Namenverdrehungen und Namenverrenkungen. Jedoch stehen die literarischen Volksetymologien in einem starken Gegensatz zu den sogenannten vulgären. Der reiche Quellstrom der letzteren sprudelt sorglos und belustigend, zumeist mit unfreiwilligem Humor, während die sogenannten literarischen Volksetymologien in bewußt witziger Absicht erzeugt und erdacht sind. Vulgäre Volksetymologien — Wortassimilationen lautländlicher Natur mit direkt begrifflicher Verrenkung und Verdrehung, wie sie vor allem die Synonymtabellen der Apotheker auf dem Lande zeigen — sind meistens aus Nachlässigkeit oder harmlos dumum aus dem Unverständnis hervorgeprossen. So wird das „Oleum petrae“ zum Olen Peter oder Peteröl, die bekannte Salbe „Unguentum Neapolitanum“ zum umgewe-wen-deten Napoli um; Salmiakgeist verwandelt sich im Volksmund in Saengergeist, Ochsenkrautpflaster, Ochsenkreuzpflaster, ja sogar Ochsenkreditpflaster wird von dem Land-apotheker gefordert, wenn „Emplastrum oxy-croceum“ gemeint ist. Statt Arkebusade — Arnikatinktur — wird Aderpussade oder gar Aderposaune verlangt. Auch alte Pussade

findet man wohl angeführt. Aus Chloralhydrat wird das scherhaftes Cholera-Draht. Für Goulardsches Wasser wird Lulatschwasser oder Kuhlatshenwasser reklamiert. Durch sonderbare Verdrehung entsteht Eiteressig aus Essigäther, Silberbalsam aus „Balsamum sulphuris“. Eine recht scherhafte Wortassimilation ist Galoppulver für Salappenzpulver, wofür der Pharmaz. Kalender für das Deutsche Reich auch Lappenzpulver angibt. Aus dem „Extractum Saturni“ macht der gemeine Mann den Extradrorn oder auch starken Saturn. Das drastisch wirkende, stark durchnählende Gummigutt wandelt sich witzig in Kommhurtig; Mercurialsalbe wird zu Materialsalbe. Enzianwurzel entpuppt sich als Arzneiwortel oder Indigowortel; Betonicatee wird zu Antoniussee, Resina Salappi in Rosinengalapulver umgemodelt, Koloquinthen wird in Alte Quinten verdreht *). Die von H. Schrader in „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“ angeführten „Umgewend'te dicke Stiefel“ für Unguentum digestivum, und gar das „Doppelsohlenfauende Nashorn“ für „Doppelsohlenfaures Natron“ muß man wohl als Volksetymologie mit einem großen Fragezeichen versehen. Ähnlich ist es mit der scherhaften Verdrehung für Sassafras Sarsaparilla in „Säß und fräß“ oder „Satt un fratt und Aprilwurzel“. Die Scabiosa wird lustig in Schapsöhse verwandelt und ösländisch Moos wird zu Ausländisch Moos. Sanikel verwandelt sich in Saunikel, Rajaputöl in Kaputöl oder Habakuköl und Hagebuttenöl. Anstatt Unguentum griseum wird Unkenrieges gefordert und Spiegelglanz wird in Spießglas ver-

*) Vergl. R. G. Andresen: Deutsche Volksetymologie. S. 142—144.

dreht. Statt Ammonium — Hirschhornsalz — wird Harmonium gefordert, statt Katechu wird Käufen schuh verlangt. Stanniol wird öfter zu Sangenöl und die Salpetersäure oder Spiritus nitri wird zu Spiritus niedrig gemacht. Melilotenpflaster wird in Lottenpflaster umgetauft. Aus Species lignorum, dem Holztee, entsteht die scherhaftste „Spie Venore“. Für Stincus marinus erfand der Volksmund als Namengeber die „Stinkmarie“, Stolze Marie, Stelzenmarie oder Stenzelmarie. Das Karlsbader Salz tritt sogar als Kalbsledersalz auf. Bergamottöl wird entstellt zu Perlmutter, Myrrhen-tinktur wird verdreht in Myrentinktur und Ricinusöl zum Hinzerösöl oder „Ritigem Öl“.

Überall tritt bei diesen Entstellungen das Bestreben zutage, die unbekannten Begriffe nach dem bloßen Klange an bekannte Wörter anzulehnen. Wenn der Niederdeutsche den Drogisten den „Drogaptheke“ nennt, oder wenn für Lymphe wohl Impe gesagt wird, so zeigt sich, daß dem „Volke“ in seinem meist ganz konkreten Denken das „Wort“ kein leerer Klang ist. Sein kindliches Sprachbewußtsein sträubt sich sozusagen vor allem leeren Wortwerk, bei dem es sich nichts denken kann. Es interpoliert häufig eine besondere „Bedeutung“, wo oft gar keine ist, um so viel als möglich eine zweifellose Verständlichkeit anzustreben. Auf diese Weise sind gleichsam die instinktiven und naiven Kräfte der Volksseele sprachschöpferisch in der Brunnenstube des Sprachgeistes tätig und zwar ohne lange Reflexionen über Art und Weise des Schöpfens. Diese Ausschaltung reflektorischer Kräfte der Seele beim naiv empfindenden Mann, der, durch sprachliche Sachkenntnis völlig unberührt, einen Neolo-

gismus gebiert, ist in der Natur der Sache begründet. Fast könnte man sagen, daß oft der Zufall und launige Naturanlage beim Manne des Volkes die Geburtshelfer oder auch die Gevattern am Taufstein ethmologischen Volkshumors darstellen.

In geradezu sorgloser Hingabe begnügt sich die volkstümliche Assimilationskraft sehr oft durchaus mit dem sprachlichen Gleichklang oder der lautlichen Ähnlichkeit bei der Vornahme der Neubildung oder Umbildung. *) Allerdings muß die wissenschaftliche Sprachforschung und Sprachgeschichte mit ihren glänzend scharf geschliffenen Sonden und Klingen Ausschreitungen oder Täuschungen und „gemachten“ Dingen scharf zu Leibe gehen; denn es ist lange nicht alles „Gold“ des Volkshumors, was anfangs lebhaft glänzend so zu scheinen sucht. Auch auf diesem Gebiete gibt es der Talmitware gar viel.

Spricht man von vulgären Volksetymologien und betrachtet sie vom Gesichtswinkel des kaustischen Witzes oder dem Sprudelquell des Humors, so muß man sich immer vergegenwärtigen, daß der Begriff „Volk“ nicht etwa wegwerfend auf einen niedrigen Standpunkt eingeschäkt werden muß. Zeugnisse für die kindliche Anschauung des Volkes über die Sprache, harmlose Äußerungen humorvoller Natur, die unmittelbar aus dem Volksmunde entsprossenen sprachschöpferischen Zeugnisse verlangen Beachtung, denn diese naiven Äußerungen der Volksseele bieten dem kundigen Fachmann und Sprachforscher willkommene Bausteine um — wie Firmenich wünscht — einen Stein nach dem andern zu dem stolzen, himmelanstrebenden Dombau der deutschen Wissenschaft und Sprachforschung hinzuzufügen. — — —

*) Siehe: Magnesiumpulver = Polonäsenpulver.

Magnum bonum = Manle Bohnen.

Mercurialsalbe = Graumarloralsalbe.

Vergl. Niedersachsen. VIII. S. 120.

Und wenn einerseits der Fachmann willkommene Stoffe für seine Folgerungen und teilweise zweifellos wertvollen Schlüsse in Äußerungen des Volkshumors auf Grund von Volksetymologien, Rätseln, Wortspielen, Scherzfragen usw. vorfindet, so legt diese Seite des Volksstums durch die reiche Fülle seiner Äußerungen unzweifelhaft davon Zeugnis ab, daß bestimmte, im volkstümlichen Sprichwörterstaat gleichsam kristallinisch geschliffenen Kundgebungen der Volksseele trotz mancher „Stammeseigentümlichkeiten“ weit verbreitete fundamentäre Ansichten über Sitte und Brauch, über Land und Leute, Stand und Gewerbe in unseren deutschen Stämmen dokumentieren und dadurch das Interesse jedes Gebildeten wachrufen, doppelt wachrufen, wenn sich im Volksmund Wit und Humor als Naturanlage offenbaren.

Was aber unter „Volk“ und „Volksmund“ sowie „Volkstümlichkeiten“ zu verstehen ist, das hat Professor Bolle in seinem lebenswerten Buche: „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ in eine recht glückliche Definitionsform gegossen. Er sagt: „Wer das Wort ‚volkstümlich‘ gebraucht, versteht unter Volk denjenigen Teil der menschlichen Gesellschaft, der im Gegensatz zu den sogenannten Gebildeten nicht eine berechnete, nach Grundsätzen geregelte oder gar wissenschaftliche Bildung genossen hat.“ Damit kann man sich völlig einverstanden erklären, wie auch der Satz Bolle's unbedingt richtig ist: „Wer keine fremde Sprache kennt, weiß nichts von seiner eigenen“, vorausgesetzt, er gehört nicht zu jenen eminent spekulativen Köpfen wie der Nürnberger Schuster und Poet Hans Sachs und sein ehrsame Handwerksgenoss, der Philosoph Jakob Böhme. Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. So auch in diesem Falle.

Dem naiven Manne aus dem Volke, der volkstümlich redet, fehlt im Gegensäze zu dem sogenannten Gebildeten die gewisse Schulung des Denkens, die mitbestimmend für das menschliche Wollen und Handeln ist und wovon unser Fühlen und Empfinden suggestiv beeinflußt, ja geradezu oft beherrscht wird. Die qualitativ und quantitativ unendlich verschiedene Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften und Künste beeinflussen die Art der Betätigungsweise des Gebildeten in den verschiedenen Lebenssphären des Menschengeistes ungleich weit mehr und intensiver nach anderer Richtung, während die Natur und die Umwelt in erster Linie richtunggebend für den einfachen Mann des Volkes ist und bleiben wird.

Daz aber in jedem Kreise der Betätigung des Menschengeistes originelle Köpfe ihre eigenen „Sonderwege“ gehen, weitab von der gewöhnlichen Heerstraße unseres leider so stark nivellierenden modernen Lebens, dazu braucht man nicht lange Beweise vorzubringen. Ohne Zweifel beruht das Denken des Mannes aus dem Volke zum größten Teile auf seinem ihm angeborenen Mutterwitz, der in Bürgers „Hans Bendix“ eine so kostliche Verkörperung gefunden hat. Das Leben ist bekanntlich die beste Lehrmeisterin — auch dem mit Mutterwitz und Humor begabten Manne aus dem Volke, der mitunter sogar — auch Goethe erkennt es an — im wogenden Rhythmus des in Dalkthen dahinhüpfenden Hexameters redet und dessen „Weisheit auf der Gasse“ sich nicht selten epigrammatisch geschlossen im klassischen Lakonismus unter ganz prägnanter Form offenbart.

Nicht nur in niederen Schichten des Volkes, nicht nur in dem erbgesessenen Bauern- und dem Bürgerstande kleiner Städte ist „Volkstümlichkeit“ zu

finden. Auch in den Kreisen der Oberschichten hört man gelegentlich echt volkstümliche Äußerungen; wie denn auch unsere Dichter — je nach ihrer Naturanlage und Umwelt — es nicht verschmäht haben, volksetymologische Wortassimilationen in flanglicher Beziehung zu gebrauchen, um humoristisch-satirische Wirkungen dadurch zu erzielen. In dieses Gebiet des Literaturgartens fällt auch das wortspielerische Epigramm Schlegels auf Grillparzer. Es lautet:

„Wo Grillen mit den Bärzen sich vereinen,
Da müssen graue Trauerspiel erscheinen.“ —

Auch Rückert bewegt sich auf diesem öfter betretenen Pfade, wenn er in einem literarischen Wortspiel sagt:

„Ich kost' im Rosegarten
Schon matt von Matthisson“

Die „Millionärrin“ des großen Spotters Heine gehört ebenfalls als literarische Volksetymologie hierher, ebenso seine „famillionäre“ Behandlungsweise von Rothschilds Diener. Eine literarische Volksetymologie ist auch die witzige Bemerkung Heines, daß in Hamburg besonders der Geist „Bancos“ umgehe. Und wenn man — wie Leo Halle — einen Demokraten nach seiner Gesinnung als „demokräzig“ bezeichnet, so ist diese ethnologische Verdrehung à la Heine eine scharfsinnige Bemerkung, genau wie durch die Neubildung des Wortes „Aufkläricht“ für Aufklärung nach dem Analogon „Auskehricht“ die verächtlich heruntersehende Seite in den Arbeitsergebnissen und Darbietungen der sogenannten „Aufklärungsapostel“ gekennzeichnet werden soll.

Als literarische Volksetymologie historisch interessant und zugleich lehrreich in bezug auf Zeitgeist und Zeitströmung ist die Anmerkung bezüglich Herweghs, der 1848 den berüchtigten „Krakehler“ herausgab und als „Dr. Herr — weg“ unterzeichnete.

Diese Wortumformung wirft zweifellos ein gretles Schlaglicht auf Zeit und Menschen des „tollen Jahres“.

Das umformende Wortspiel Klaus Groths als Entgegnung auf das uralte: Frisia non cantat oder Holsatia non cantat, woraus er launig und treffend den scherhaften Dialektspruch: Holsteen kann datt! bildet, trägt m. E. den Stempel volkstümlicher Prägung und scheint blitzartig geboren zu sein. Fast niemals oder doch nur in seltenen Fällen artet die Sprudelkraft des Volkshumors, wie z. B. bei Heine und Rousseau, in bloße Wortwitzeleien und spitzfindige Listeleien aus. Der „Mutterwitzige“ findet gleichsam blitzartig für seine Ideen den passendsten Ausdruck und die humorvoll schicklichsten Bilder in treffsichereren Worten.

Meistens sind sogenannte „Witzblätter“ nur in seltenen Fällen eine Fundstätte für „Volkshumor“. Sie liefern durchweg keinen Charakterspiegel für Volks- und Stammeigentümlichkeiten, zumal wenn sie auf niedere Instinkte spekulieren und Pornographie und Zootologie in Bild und Wort sich darin volksvergiftend breitmachen. Leider ist das eine Tatsache, die im Interesse der Charakterbildung des heranwachsenden Geschlechtes auf das Tieffste bedauern ist. Das Wort: „Aliud legunt pueri, aliud viri, aliud senex“ Anders lesen Knaben, anders Männer, anders der Greis — bleibt ewig wahr und unanfechtbar. —

Zwar offenbart sich auch in sogenannten vulgären Volksetymologien der Volkshumor bei seinen sinnentstellenden Wortverdrehungen sehr oft recht grobdrähtig und auf gewissen Gebieten geradezu „faumäßig“, zumal wenn er aus längst entchwundenen, derberen Seiten stammt. Wer wollte das leugnen! Über andererseits fehlen neben der Kesselpause und

dem Brummbaß auch nicht die feinen und zartabgestimmten Glockenspieltöne in den Ausßerungen des Volkshumors. Im Hinblick auf Witzbolds, die nur die „Sauglocke“ am Schwungseile des Mutterwitzes schwingen lassen, schrieb der alte Kästner in das Stammbuch eines Literaten, das fast nur Sauglockentöne des Humors erklingen ließ, den treffenden Bibelspruch: „Herr erlaube mir, daß ich unter die Säue fahre.“ —

Um übrigens läßt sich leider die Tatsache nicht wegleugnen, daß die vulgärsten Ausßerungen des Volkshumors bei sehr vielen Menschen, die durchaus den Anspruch auf „Bildung“ machen, die bereitwilligste Aufnahme finden und verständnisinniges Schmunzeln erregen, wenn sie sich — wie so häufig — auf erotisch-teruellem Gebiete bewegen. Doch soll man, unter Berücksichtigung von Ort, Zeit und Umständen etwaige „Bierbankferkeleien“, die der Lust am cynischen Sarkasmus entsprangen, weiter nicht tragisch nehme, denn die Sauglocken- und Glöckchen, die Boten und Bötchen bilden nur eine der vielen klingenden Saiten, aber keilebe keinen Grundakkord in dem Melodienreichtum des Volkshumors. Manchem elend verlobderten Cynisten gebührte allerdings mit Recht die Grabschrift:

„Hier liegt ein Mensch, der, eh' er starb,
Unmenschlich viel Papier verdarb.

Er war ein Lump; er schrieb auf Lumpen
Und sog sein Gift aus vollen Humpen.

Nun liegt er hier.....

Das Glück ist schuld daran, daß man

„Hier baumelt!“ leider Gotts, nicht sagen kann.“

Weder faumäßig grobe Eindeutigkeiten noch feinausgeklügelte Tisteleien und Spitzfindigkeiten offenbaren die wahre Seele des Volkshumors. Sie spiegelt sich aber volksetymologisch natürlich und

ungekünstelt wider, wenn uns p. e. in älteren Schriften der Bischof als Beißchaf oder Beischaf oder Bißschaf entgegentritt, und Luther den Bischof oder Beischaf als denjenigen bezeichnet, der bei den Schafen sein soll; oder wenn der Berliner „Ziehjarn“ (Zigarren) raucht und radikal mit „rattefahl“ bezeichnet. Die Unbefangenheit, mit welcher das schöpferische Sprachgenie des Volkes in dieser Beziehung arbeitet, ruft nicht allein unser Erstaunen hervor, sondern entzündet in uns, wie jeder echte Volkshumor, geradezu oftmals ein wärmendes Gefühl von Gemütlichkeit und Behaglichkeit. Viele Wörter und Ausdrücke der vulgären Volksetymologie haben kulturhistorischen Wert und bergen häufig einen eigenen Lachreiz in sich, zumal wenn sie unfreiwillig humoristisch klingen. Beispiele dafür sind Frizgar für Fiskal, Süßgarüs (Sauß ganz aus) für Suffraganeus, Postbort für das französische passeport und Knopflauch für Knoblauch. Aus den einleitenden Worten: „in nomine domini“ entstand nach Wadernagels Wörterbuch nummerdumen oder nummerdumm als Ausdruck der Verwunderung. Der Kapaun (capo) verwandelt sich volksetymologisch in Kapphahn und die Vaganten des Mittelalters in Bacchanten. Aus Golgatha macht der Volksmund ganz unbekümmert Galgenberg und der Ellbogen wird zum Enkelbogen. Aus dem zungenbrecherischen Namen des Steuer-Peraequators in der Wetterau entstand der anheimelnde Steuerbater oder Steuerquaker. Lustig klingt auch, was Handelmann in seinem Topographischen Volks-Humor anführt (S. 16), daß nämlich in einem nord-schleswigschen Liede die Bucco (Mühkuh) von Halberstadt in einen „Kuckuck“ von Halmstadt in Schweden umgemodelt wird.

Scherhaft klingt es ferner, wenn für „zu Bette gehen“ gesagt wird: „Nach Bethlehem gehen“, nach „Bettingen“ gehen (Dorf bei Basel), nach Stuhland gehen, nach Bosen reisen (Federposen). Ebenso ist es volkstümlich, wenn man von einem Geizhals sagt: „Der ist aus Anhalt, vom Stamme Nimm, der stammt nicht von Schenckendorf ab; der ist aus Greifswald.“ — Einen Aufdringlichen läßt die Volksetymologie aus Anklam sein. Das auf den Freiersmann wartende junge Mädchen sitzt nach dem Volksmunde „auf der Wartburg“. Der dumme Mensch stammt aus „Borneo“ oder „Dummsdorf“ in Sachsen. Der braune Kohl muß nach Blankenburg, d. h. er muß so gefettet werden, daß er blank aussieht.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde führt Dr. Wossidlo eine ganze Reihe von Volks-ethymologien an, die von den Mecklenburgern gebraucht werden, wenn sie von Tod und Sterben sprechen. So sagt man z. B. von einem Todfranken: „De kümmt of bald na Frdmannsdörp.“ „De kümmt of bald na Madenhof.“ „De het all lang bi Badder Frdmann slapen“, heißt es, wenn von einem längst Verstorbenen die Rede ist. Eine sonderbare Ethymologie ist der „Livlandsche Ap“ für „Licentiat“. So pflegte der Hamburger Böbel nämlich nach Handelmann in seinem „Topogr. Volksh.“ (S. 35) früher die Licentiaten zu nennen.

Drollig ist, wenn in Aachen, wo das Butterbrot, wie auch sonst in der Rheinprovinz, „Botteram“ genannt wird, die Knaben ihre Botanisierbüchse, in der sie auch ihren Mundvorrat mitnehmen, die „Botteramisierböz“ nennen. — Als man sich seinerzeit in Hessen für die Bolen begeisterte, pflegte man dort, wie Prof. Crecelius in Elberfeld behauptet, zu singen: „Bolen macht sich frei, bricht die Türen

ei(n)" anstatt „Thrannei“. „Nozebues Werke herausgeben" ist eine bekannte Bezeichnung für das Erbrechen, ebenso „Balbuz" oder „Barbuz" für Barbier. Durch scherhaftes Buchstabenversetzen entsteht der Sladöt aus Soldat und aus Mirakel oder Wundererzählung wird ein „Schmirakel". Für Regen gebraucht der Volksmund scherhaft den Ausdruck „Nassauer". Derselbe Ausdruck wird aber auch für einen Menschen gebraucht, der gern auf anderer Leute Kosten trinkt.

Nach Richey, Hamburger Idiotikon S. 139, führten die Currentknaben im vorigen Jahrhundert den Namen „Krintenjungens", auf Hochdeutsch „Corinthenjungen". Manche Leute, die an „treten" denken, sagen Trittoir für Trottoir. Bekannt ist auch die Berliner „Banktippe" und der „kategorische Imperativ" wie die „Mehlkutsche" für „mailcoach" und die „Patronatsdamen", nämlich Frauen, die „Patronen" anfertigen. Auch „Ziehbod" für das türkische „Tschibuk" gehört hierher. Das begrifflich-klangliche Element und das Suchen nach einem „verständlichen" Ausdruck, nach begrifflichem „Wort - in - h a l t" bildet das wesentliche Moment bei der Bildung derartiger Volksetymologien.



**Niederdeutsche Volksreime und
Volkslieder.**

Fast alle Volkslieder, die heutzutage einzeln oder im Chor gesungen werden, sei es in Stadt oder Land, sind durchweg hochdeutsch. Man muß annehmen, daß sie als ursprüngliche Fremdlinge von außen eingewandert sind, wenngleich sie vielfach örtliche Färbung angenommen haben und in mancherlei Varianten auftreten. Im 15. und auch noch im 16. Jahrhundert ist das Volkslied, besonders das historische — so sagt Hassebrauk, Volkslieder des braunschweigischen Landes, im Braunschw. Magazin 1897. No. 9 — noch fast rein niederdeutsch; im 17. Jahrhundert überwiegt schon das Hochdeutsche, im 18. und 19. ist dies fast Alleinherrscher. Es ist natürlich, daß bei dieser Entwicklung die niederdeutschen Volkslieder leichter der Vergessenheit anheimfallen und Neubildungen immer spärlicher werden, ebenso, daß die letzteren sich mehr und mehr dem Charakter der dialektischen Kunstdichtung anpassen. Da nun diese von Lauremberg bis zu Klaus Groth vorwiegend humoristisch ist, so beschränken sich auch die betreffenden Volkslieder im wesentlichen auf das humoristische Genre. Ein Knecht, der die Ziehharmonika spielt, begleitet den Gesang. Die Pausen zwischen den gesungenen Liedern werden durch Neckreden und Neckreime zwischen Burschen und Mädchen ausgefüllt. Ein Beispiel dazu führt Andree S. 477 an.*)

*) Braunschweigische Volkskunde.

Die Nedverse lauten:

„Dit un dat is ûte,
Lât't üsch mal na Greithen gân,
Dat mât' ne dicke snute,
Da lât't üsch mal upslân.“

Die allerdings nur noch in Neksten erhaltenen
Tanzweisen werden fast immer niederdeutsch
gesungen. Z. B.:

Hans hett 'n dicke, Hans hett 'n dicke,
Hans hett 'n dicke Pietschensiel.
Greeten hett ne ruge, Greeten hett ne ruge
Greeten hett ne ruge Müük up'n Kopp.
(Hannover.)

Oder:

Mit den Fäuten geiht dat trapp, trapp, trapp,
Mit'n Hänn'n geiht dat flapp, flapp, flapp.
Passe mal up, passe mal up
Wat du noch slä'e kri'en wut.

Weitere Proben sind:

Dat mine Fru nich danzen kann,
Dat mât' ehr Lahmen Beinen.
Un wenn se mit mi danzen fall,
Denn fangt se an tau weinen.

(Mecklenburg.)

Sehr bekannt ist:

Lott is dod, Lott ist dod,
Zule lie't in'n Keller,
Hat en lütjen Jungen kre'n
Up en hölten Teller.

Variante: Lott is dod, Lott ist dod,
Zule liggt in'n Starben.
Dat is good, dat is good,
Denn kann ic noch wat arben.

(Büddenstedt.)

Aus Helmstedt stammt:

Danzbodden hat 'n Loeß,
Timmermann hat 'n Blod.
Wi wilt na 'n Timmermann schiden,
De fall usen Danzbodden flicken.

Tanz mit mir, tanz mit mir,
Hab 'ne feine Schürze für.
Mit mi öft, mit mi öft
Mine is von Kämmerdöf.

Unter den Volksreimen und Tanzliedern ist sehr weit verbreitet das in den verschiedensten Versarten gesungene Lied: „Vom Pastorn siner Kau“. Auf hannöverschen Dörfern dürfte die folgende Versart viel gesungen werden:

G i n g e l n :

Kennt ji all dat nei'e Leed, nei'e Leed,
Wat dat ganz Dörp all weet, von'n Pastorn sin Koh.

C h o r :

Hollala, hollala, von'n Pastorn sin *) Koh ja, ja,
Hollala, hollala, von'n Pastorn sin Koh.

Gistern wör se dicke un prall, dicke un prall,
Hüt, do liggt se dod in'r Stall, uus Pastorn sin Koh.
Hollala, hollala, uus Pastorn sin rode Koh,
Hollala, hollala, uus Pastorn sin Koh.

Köster sin ol lange Fritz, lange Fritz,
Makst sich eine Biepenspitz von'n Pastorn sin Koh.
Hollala u. s. w. im Chor.

Dei Burmeister, dicke un idel, dicke un idel,
Makst sich einen Tabaksbüdel, von'n Pastorn sin Koh.
Hollala u. s. w.

*) (sin rode Koh) = Variante.

Un de Wiwer of nich fuul, of nich fuul,
Slögen sic woll um dat Muul, von'n Pastorn sin Röh.
Hollala u. s. w.

Un de grote Herr Schandarm, Herr Schandarm,
Kreeg en Stück von'n Achterdarm, von'n Pastorn
sin Röh.

Un de Ratt sprüng öbern Tun, öbern Tun,
Harr en grotes Stück Kaldun, von'n Pastorn sin Röh.

Un de Deinstmagd Emma Smitt, Emma Smitt,
Krigt dat ganze pissegissegitt, von'n Pastorn sin Röh.

Aus dem braunschweigischen Orte Eizum
stammen noch folgende Verse:

Un de Deinstmagd Frida Reuke
Krigt de Mül- un Klauenseuke
Von'n Pastor fine Rauh.
Rulala, rulala, von' Pastor fine Rauh, jau, jau,
Rulala, rulala, von' Pastor fine Rauh.

Un dei Deinstmagd Emma Schuppe
Roket sik ne Oxtelsuppe (!)
Von' Pastor fine Rauh u. s. w.

De Melkemäken stredden seß
Wol üm dat betten Blücksfett
Von' Pastor fine Rauh u. s. w.

De Swinehêre Sagebiel
Krigt en nien Tabaksbü'l u. s. w.

Irbinianer Bärenbeder
Krigt en nien Overtreder u. s. w.

De Katte kift wol ebber de Dör,
Ob nich noch wat ebbrieg wör u. s. w.

Inken tritt mit ehren Hadden
In en groten Dunnerkaden u. s. w.

In der Schlacht bei Marathon
Gab es einen dumpfen Ton u. s. w.

In der Schlacht bei Austerlitz
Hat's gedonnert und geblixt u. s. w.

In der Schlacht bei Waterloo
Hatte Blücher einen Floh u. s. w.

Napoljon kif de Truppen an
Bei hat en War nie Stewweln an u. s. w.

Auch aus Klein-Schöppenstedt führt Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde ein halbes Dutzend variierender Verse mit der Anmerkung an, daß damit aber auch noch nicht der vollständige Text dieses weitverbreiteten Dorfliedes vorliegt. Jeder wißige Dorfpoet wird eben seine „Lokalverse“ hinzudichten.

Ein Lied in niederdeutscher Mundart, das abwechselnd im Chor- und Einzelgesang mit begleitenden Gesten gesungen wird und sich ebenfalls einer ziemlich weiten Verbreitung erfreut — namentlich in den Hansestädten — ist das „Lammerstraat-Leed, von den Mann, de sic wat maken kann“. In Paul Conströms Verlag, Hamburg, Neuerwall 40, ist es sogar im Einzeldruck mit Illustrationen erschienen. Es lautet:

Un darbi wahnt he noch jümmers up de
Lammer-Lammerstraat, he kann maken wat he will,
he kann maken wat he will. Un man jümmer-
jümmer still, un man jümmer-jümmer still.

1) Un da maak he sic! en Geigeken, Geigeken,
verdooß! „Bigin, vigolin!“ sä' dat Geigeken. Un
vigo-vigolin, un vigo-vigolin, un fin Deern de het
Katrín! un fin Deern de het Katrín! un fin Deern
de het Katrín! :::

Un darbi wahnt he noch jümmers up de
Lammer-Lammerstraat, he kann maken wat he will
u. s. w.

2) Un da maak he sic! en Hollandsmann,
Hollandsmann, verdooß! „Gottsverdori, Gotts-
verdori!“ sä' de Hollandsmann, „Bigin, vigolin!“
sä' dat Geigeken, un vigo-vigolin, un vigo-vigolin,
un fin Deern de het Katrín :::

Un darbi wahnt he noch jümmers usw.

3) Un da maak he sic! en Engelsmann, Engels-
mann, verdooß! „Damn your eyes, damn your
eyes!“ sä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gotts-
verdori!“ sä' de Hollandsmann, „Bigin, vigolin!“
sä' dat Geigeken, un vigo-vigolin usw.

Un darbi wahnt he noch jümmers usw.

4) Un do maak he sic! en Spanischmann, Spa-
nischmann, verdooß! „Caracho! Caracho!“ sä' de
Spanischmann, „Damn your eyes, damn your
eyes!“ sä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gotts-
verdori!“ sä' de Hollandsmann, „Bigin, vigolin!“
sä' dat Geigeken usw.

Un darbi wahnt he noch jümmers usw.

5) Un da maak he sic! en Napolejon, Napolejon!
verdooß! „Sé bün Kaiser! Sé bün Kaiser!“ sä'
Napolejon, „Caracho! Caracho!“ sä' de Spanisch-
mann, „Damn your eyes, damn your eyes!“

ſä' de Engelsmann, „Gottsverdori, Gottesverdori!“ ſä' de Hollandſmann, „Vigolin, vigolin!“ ſä' dat Geigeken uſw.

Un darbi wahnt he noch jümmers up de Lammer-Lammerstraat uſw.

6) Un da maak he ſid en Hanseat, Hanseat, verdooh! „Sla em dod! ſla em dod!“ ſä' de Hanseat, „Fœ bün Kaiser! Fœ bün Kaiser!“ ſä' Napolejon. „Caracho, Caracho!“ ſä' de Spaniſchmann, „Damn your eyes, damn your eyes! ſä' de Engelmann, „Gottsverdori, Gottesverdori!“ ſä' de Hollandſmann. „Vigolin, vigolin!“ ſä' dat Geigeken! Un vigo-vigolin, un vigo-vigolin, un fin Deern de het Katrin! Un fin Deern de het Katrin! Un fin Deern de het Katrin.

Un darbi wahnt he noch jümmers up de Lammer-Lammerstraat, Lammer-Lammerstraat, he kann maken wat he will, he kann machen wat he will. Un man jümmer-jümmer still, un man jümmer-jümmer still, un man jümmer-jümmer still.

Es ist das ein Lied, das in feucht-fröhlicher Stimmung mitunter mit einer Hingebung und Begeisterung gesungen wird, die eines besseren Textes würdig wäre. Aber — wenn man in „Stimmung“ ist, was kommt's da auf den Text an, und sei er noch so fragmentarisch-dunkel. Da geht's nach dem plattdeutschen Sprichwort: „Et kummt up 'n Hand voll Noten gor nich an, wenn't man flingt.“

Unter den wenigen plattdeutschen Liedern, die wohl heute noch gesungen werden, wie beispielsweise das vorstehende „Lammerstraatlied“, verdient auch das „Wanderlied eines Schuhmachers geſellen“ der Vergessenheit entzogen zu werden. Bietet dieses humorvolle und witzige Lied doch in seinen vielen Strophen und Varianten ein Zeithild von dem Einst vor 50 Jahren und berichtet in platt-

deutscher Rede: „Wat en Schostergesell vör föftig Jahr von sin Reis in Sleswig-Holsten vertellt.“ Der größte Teil der nachfolgenden Liederverse ist zuerst 1859 in Dörrs plattdeutschem Kalender abgedruckt und zwar unter der Überschrift: „Krischan sin Reis int Holstensche.“ Handelmanns „Topographischer Volkshumor“ gibt nur eine Auswahl nebst einigen Varianten. Die „Heimat“ 1902 bringt Seite 22 u. 23 eine ziemlich umfangreiche Zusammenstellung von J. Prange, der die folgenden Strophen entnommen sind:

Nifs för ungod, wat if ju vertell —
Bün man Schoster, seggt he, un Gesell.
Schoster of woll mal en Vers tau hopen —
Es he slecht, seggt he, lat em lopen.

Dags vör Pingsten, seggt he, tröf if ut —
Bun min Olen, seggt he, un min Brut.
Nehm de Steweln, seggt he, un de Hot —
Un ganz schlecht wer mi doch to Mot.

Ne, mi düch nu bald, dat if dröm —
As if middags all in Niel anköm!
In de Harbarg 's obens bi de Grünn'
Wer't all beter, seggt he, mit't Besinn!

Och! in Niel, seggt he, wer if gern —
Old un Tunk, seggt he, geit spazeren.
Old un Tunk snact di dar as Böker,
Un de ganze Welt is nich klöker.

Mit Studenten is dat nich mehr wichtig,
Mit't Studeren awers geit dat düchtig!
Un de Koplüd, seggt he, de sünd flau —
De Verkehr, seggt he, is man flau.

Es man flau, seggt he, dat wet Gott!
Doch dat beste, seggt he, sind de Sprott!
In de Stadt, seggt he, „ist nich viel“,
Düsternbrook, seggt he, dat is Kiel.

Un en Universität is in Kiel,
De Bedell, seggt he, de heet Viel,
Un de Rektor, seggt he, wechselt af;
Mal weer't Falck, seggt he, mal weer't Pfaff.

Ellerbek liggt an de Eller,
'n Dutzend Klümp putzt se weg von'n Teller,
Un drücken dot se of na Wunsch,
Beer mit Shrop, seggt he, nennt se Wunsch.

Un von Kiel kannst du gahn na Breeß,
Wenn du ankommst aber, seggt he, sweet'st;
Ole Fräuleins wahnt dar in dat Kloster,
Jeder drütte Mann dar is en Schuster.

Un en Sloß, seggt he, heff ik sehn!
Un en Stadt dorbi, de het Plön.
Mit de Seen, seggt he, ist 'n Brach —
Awers Al gib't dor jeden Dag.

Andere Lesart:

Un en Slott, seggt he, is in Plön,
Un de Dag geit dor hen mit Plön'n.

Un in Lütjenborg maakt se Röm
Un to Bett gaht se dor Klock söhn!
Un Klock fif steht se wedder op —
Un dat Rathus fällt en oppen Kopp! —

Oldenburg is en grote Stadt —
Wenn dat regent, ward man ari natt,
In de Börs drinkt se Beer un Win —
Awers Schuster mugg ik dor nich fin!

Heilgenhaven is denn of nich lütt.
An de Rathusdör, dar hangt ne Bütt.
Un se hanneln, seggt he, dar mit Macht,
Hebbt twee Böt, seggt he, un een Nacht.

Un in Nistadt harrn se 'n Thorn trechtbut —
Vun de Fern seg he garnich slecht ut.
Doch tolekt, seggt he, maken se 'n Wit —
Setten en Halfmaand op de Spitz.

Un in Segbarg is en Seminar.
Och, de Kalk ward dar nümmer rar!
De Semnaristen awers, de sünd Kloß,
Könt di snacken, seggt he, as en Bok.

In Olsloe, seggt he, maakt se Solt —
Löppt dat Water nüdli dörch dat Holt.
Un wer will, seggt he, kann dar baden,
Awers jeden is dat nich to raden.

Nu na Ultna, doch ik, „mußt du gehn!“
Kriegst du Hamburg of doch mal to sehn!
Un de Bahnhof, seggt he, west du wat?
Liggt en Mil', seggt he, vun de Stadt.

Ultna, seggt he, is en Supen Hüf,
Wo dar Rotten sünd, dar sünd keen Müf,
Un wo Geld is, gelt keen Kunst;
Ss ja doch man, seggt he, blauen Dunst.

Na, ik weet of, wat to Wandsbef gelt,
As dat hergeit in de grote Welt!
Bi den Ort seech ik di en Kenn'n
Un en Kirchthorn an'n verkehrten En'n.

Doch, in Bramstedt, seggt he, op de Straten,
Mugg ik mi wull ins begraben laten.
Op de Steen, seggt he, kannst du meihn,
Un de Roland, seggt he, de is fein.

'n schöne Lag, seggt he, hett Niemünster;
Alle Näs lang kift mal en ut't Finster,
Un de meisten, seggt he, wev't dar Dof,
Wer dar Geld hett, seggt he, is of klof.

Bun dat Rendsborg, seggt he, is veel Snackn,
Is en grote Stadt un vull Baraden!
Rehm to Hülp noch twee gode Frünn'n —
Kunn de Festung awers nich mehr finn'n.

Rendsborg liggt an de Eider,
Weer en Festung, seggt he; aber leider!
Wo de Wall weer, is nu en Graben
Un dat Ünnerste, dat liggt nu haben.

En Munjement hebbt se in de Heid,
Un de Mark, dat is ehr Stolz un Freud,
Un rech hoch geit'd dar jümmers her!
Grote Möhlen sünd dar früz un quer.

Un in Lunnen dringt se flitig Thee —
Awers Büsum liggt di an de See —
Bele Döntjens gibt dat bun den Ort;
Bör de Floten, seggt he, lep ik fort!

Bun Wesselburn seg ik blots en Thorn,
Un de Heid is jüm öwer worn!
Junge, wer in Burg wähnen kann,
Rift de Sweiz, seggt he, nich mehr an.

Doch, in Marne, seggt he, is dat nüdlich,
Für Lofredne is't dar hel gemütlich.
Un bi Brunsbüttel is en Waterpol —
Für de Fräuleins of en hoge Schol.

Un in Meldorf habbt de Herrns ehr Scholen,
Un de Kark hört di to de olen!
Na, en Stadt kunn dat sachens fin,
As de Kremp, seggt he, un Gutin.

Au, in Glückstadt, seggt he, op de Steen —
Wer dar Glück hett, bricht dar man en Been!
Un in't Luchthus sitt en böse Brut —
Awers mennig en knippt di ut.

Andere Lesart:

Un in't Luchthus habbt se vel tohopen
Awers lat' se jümmers wedder lopen.

Mit de Wilster Kark, dat is en Staat —
Rike Börgers brüst sik op de Strat,
Wer dar enmal is an den Ort,
Ne, den'n lett de Masch nich wedder fort.

(Un in Wilster, seggt he, gift't wat God's,
Un de Masch lett een'n nich wedder los.
Wer in Borg, seggt he, wahnen kann,
Krikt de Sveiz, seggt he, nich mehr an.)

In Hikoe, seggt he, an de Stör,
Sitt de Kük 's abens vör de Dör,
Un de Ständ', seggt he, op de Vänt,
Krikt di Eten, seggt he, un Gedränt.

Kellinghusen, seggt he, is en Gleden,
Lo en Stadt will dat noch nich reden,
Un de Gegend, seggt he, de is schön!
Nix as Bütt kriegst du dar to sehn.*)

Awers Barmstedt, seggt he, mußt du weten,
Harrn se bi de Bahn ganz vergeten.
Un en Bahn hett de Ort nich kregen,
Doch de Schösteri is jümmers stegen.

In Elmshorn, seggt he, set en Vann,
Drev ehr Wesent mal im ganzen Lann'!
Grote Wertshüs gibt dat in Elmshorn,
Un de Kark, seggt he, hett ken Thorn.

Awers Ütersen, dat föcht fins Gliken,
Hett en Kloster un en Barg Fabriken!
Ohm un Meddersch wahnt dar Dör an Dör,
's morgens sprekt se bi enanner bör.

Un bi Pinnbarg, seggt he, höllt de Bahn
Meern in't gröne Holt jümmers an.
Dat's en Leben! Geist du dar ins fort —
Anner Jahr find'st du dar en anner Ort.

Un tonachers güng if op Chaussee
Un if freu mi, as if Quidborn seech;
Denn na Quidborn heet en fein Gedicht.
Wat dat heten soll, dat weet if nich.

Un in Lönning, seggt he, is en Haven,
Bon de Landlüd' hört man em woll laben;
Doch de Dampers kamt dar op den Strand
Un de Ossen drivt wedder an dat Land.

*) Confabrik: Fernsicht.

Un bi Sleswig keem if of vörbi,
Liggt dar lingelangs an de Sli,
Es en ganz verdammt langes Nest;
Un de Dom, seggt he, is dat Best.

Kappeln, seggt he, is en Flecken,
So en Stadt will dat noch nich reden,
Un de Häringshandel is dar stark
Un en Häringshöker op de Markt.*)

Un in Flensburg, seggt he, habbt se Geld,
Liggt an de Østsee, seggt he, nicht an'n Welt;
Un de Lüd' sünd dar swinpolit'sch,
Welt sünd dän'sch, seggt he, Welt sünd dütsch.

'n Schelm, de mehr seggt, as he weet —
Un to Enn' is nu Reis un Reed.
Un wer Klof is, seggt he, markt woll Müs' —
Nix för ungod, seggt he, un — Adjüs!

Ziemlich bekannt und weit verbreitet ist auch das alte niederdeutsche Warnungslied: „Min Mann is to Hus.“ Bei Firmenich findet es sich in „Germaniens Völkerstimmen“ mit dem Anfang:

„Wat du vör'n dummen Deubel bist.“

Bei Hoffmann von Fallersleben ist es unter den „Findlingen“ anzutreffen. Der Inhalt ist kurz folgender: Die Frau hat in Abwesenheit ihres Mannes, der zur Stadt gehen wollte, ihren Liebhaber zu sich bestellt. Dieser erscheint auch und die Frau, deren Mann wegen eines plötzlich eintretenden Regenwetters gar nicht zur Stadt gegangen ist, warnt ihren Liebhaber in ihrer Angst und Verlegenheit durch das nachfolgende komische „Wiegenlied“, das

*) Die Wetterfahne ist eine Figur mit einem Fisch in der Hand.

bei Hoffmann v. Fallersleben in nachstehender Fassung erscheint:

Wat du vör'n dwatschen Düwel bist,
Kümft ümmer, wenn myn Man in ist.
Myn Man is to Hus, ;:
Myn lebe, lebe Man is to Hus.

Wenn dat regent, denn is dat nat,
Denn is myn Man nich in de Stad.
Myn Man is to Hus, ;:
Myn lebe, lebe Man is to Hus.

Darauf sagt der Mann:

Wys, wat singest du? —

Die Frau antwortet:

Kan ic nich singen wat ic will?
Sünft is my ja dat Kind nich still.
Myn Man is to Hus, ;:
Myn lebe, lebe Man is to Hus.

Ziemlich erheblich ist die Zahl alter niederdeutscher Tanzweisen. In früheren Zeiten tanzte man nämlich nach ganz bestimmten Singweisen, die tief im Volke eingewurzelt waren, Reigen oder „Singetänze“, wie „Säwensprung“, „Lustig vör'n Disch“, „Rehr ut“, „Fandango“, „Windmöhl“ usw. Man sang dazu Tanzlieder wie die folgenden:

As use Grotvader de Grotmudder nam,
Do weer de Grotvader de Brödigam,
Un use Grotmudder de Brut!
Wat wippelt ehr de Ünnerrood,
Wat wippelt ehr de Röd!

Wenn hier en Bott mit Bohnen steiht
Un doar en Bott mit Brie,
So lat ic Bott un Bohnen stahn
Un danz mit min Marie.

Gistern Awend weer Better Michel da,
Better Michel, de weer da, da, da.
Gistern Awend weer Better Michel da,
Better Michel, de weer da.

Wull wol öwer de Husdör stieg'n,
Künn sien Been so hoch nich krieg'n.
Gistern Awend weer Better Michel da,
Better Michel, de weer da.

O Hollannerdeern, o Hollannerdeern,
Wat bewert di de Buf.
Dat heijt de dicke Bottermell,
Dei will doar wedder rut.

Schurk en beten wieder, schurk en beten wieder
Un denn stah still, un denn stah still.
Dreih di mal rum, dat is nich dummm!
Schurk en beten wieder, schurk en beten wieder
Un denn stah still.

Eine alte Tanzweise war auch:
Datt du min Schättchen bist,
Dat ic woll weet.
Kumm düffen Awend, kumm düffen Awend,
Seeg mi Bescheid.

Ein ähnliches „Scherz-Wiegenlied“, wie das vorhin erwähnte „Myn Man is to Hus“, lebt im Volksmunde und berichtet, daß eine Frau mit ihrem Liebhaber schön tut und von ihrem Manne überrascht wird. Schnell muß ihr Schatz in eine leere Holzkiste kriechen. Dabei hängt ein Stockzipfel etwas heraus. Die Frau sieht es, deckt die Kiste mit dem Rücken und singt dem Kinde das nach-

stehende Wiegenlied zur Warnung des Liebhabers vor:

Jochen, sin Schlippen hängt ut de Bank,
O Jochen sin Schlippe, o Jochen sin Schlippe.

Der Liebhaber hört die Warnung und bringt den Zipfel in Sicherheit. Die Frau fährt in ihrem Singsang fort, in dem sie die Wiege schaukelt:

Gott sei Dank, Gott sei Dank,
Jochen sin Schlippen is in de Bank.
O Jochen sin Schlippe, o Jochen sin Schlippe.



Berliner Wit und Volkshumor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der spezifisch berlinsche Volkswitz des eingeborenen Spreeatheners seine ganz charakteristischen Besonderheiten hat. Die sogenannte „Schnodderigkeit“ der Berliner „Schnauze“ ist ja bekanntlich geradezu sprichwörtlich geworden. Daher sollen dem Berliner Volkswitz und Volks-humor auch besondere Darlegungen gewidmet werden. Es reizt der Versuch, die stark hervortretende humoristisch-witzige Ader des Urberliners in ihrer originellen Urwüchsigkeit zu kennzeichnen und durch treffende Beispiele die Eigenart der berüchtigten „Berliner Revolver Schnauze“ zu belegen. Allerdings muß man mindestens fünfzig Jahre zurückgehen, wenn man die mit Recht gefürchtete Schlagfertigkeit des Berliner Volkswitzes in ihrer schonungslosen Schärfe kennen und verstehen lernen will. Die heutige Weltstadt Berlin mit ihrem modernen Getriebe bietet keinen Nährboden mehr für die früheren „Originale“ des Spießbürgertums. Auch der „Mob“ ist heutzutage ein ganz anderer als früher. Der alles nivellierende Zeitfortschritt segt mehr und mehr die sogenannten „Charaktertypen“ fort. Aber ganz und gar hat auch die moderne Zeitsströmung den spezifischen Berliner Volkswitz nicht fortzuschwemmen vermögt. Der alte Volkswitz lebt auch heute noch in seiner Sonderart. Und noch manchen Trunk wird man aus dem Brunnen des Berliner Volkswitzes schöpfen können, ohne daß man zu befürchten braucht, der Quellsstrom möchte nur „Kalauer-Schlammwasser“ liefern.

Nach dem entschieden maßgeblichen Urteile des lachenden Philosophen Demokritos sind Wit und Laune bekanntlich die beiden Hauptthebel in der Welt des Lächerlichen. Der unverfälschte „Spreeathener“ hat von diesen reisen Früchten einer leichtflüssigen Einbildungskraft ein gut Teil aus der gütigen Hand der Mutter Natur erhalten und läßt auch überall in der Welt — sei es auf dem Gipfel des Vesuvs oder in der Nähe des Nordpols — gern und unbekümmert seinem launig-witzigen Redebedürfnis die Zügel schießen. Er muß „Bemerkungen“ machen, „damit de Bunge nich einfriert“.

Zwei besonders scharf und mitunter auch unangenehm hervortretende Wesenseigenschaften des Urberliners sind die weitverbreitete und tiefgewurzelte kritische Rörgelstucht des Besserwissens und Besserkönrens und eine gewisse Grömmäufigkeit, eine allerdings oftmals auch harmlose „Schnodderigkeit“, die aber häufig des „Gämischen“ nicht entbehrt und in den tiefsten Schichten des Berliner Volkstums zu der schon erwähnten „Revolverschnauze“ wird. Bei der gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Neigung zur satirischen Kritik und „Verulkung“, bei der ausgesprochenen Vorliebe des Berliners für Situationskomik, für die er einen ungemein scharfen Blick besitzt, ist vor allem seine fine Naunzierungsstift im Tonfall und treffsicherer Ausdruck seiner von Mutterwit und derbem Volkshumor durchtränkten Meinungen und Empfindungen zu rühmen.

Draſtik und Plastik des Ausdrucks stehen dem Berliner „Jargon“, dieser typischen Ausdrucksweise des Berliner Volkstums, in seltenem Maße zu Gebote. Der Urberliner verfügt in der eigentümlichen Art und Weise sich auszudrücken über eine recht große und ausgedehnte Synonymik des Lächerlichen. Sein

ganzer Habitus drängt oft dazu, seine mokanten Gedanken zu scharfen Pfeilen zu gestalten, die mühe-los und witzig, seiner schlagfertigen Zunge entschlüpfen. „Berliner Wit ist ebenso beliebt wie gefürchtet, jedenfalls aber bekannt und anerkannt“, sagt der ehemalige Prediger Carl Wilhelm Eduard Kollatz (1820—1890), der die ersten eingehenden Studien über die Berliner Volksprache veröffentlicht hat. Der Volkshumor lässt seine Funken auch heute noch mitunter wie ein Brillantfeuerwerk in der Reichshauptstadt sprühen und hat in reichem Maße Synonyme des Lächerlichen geprägt. Wer kannte nicht das „Fannkuchengesicht“ oder den „Aujust mit de Gewitterbacken“, den Mund als „Menagenklappe“ oder „Speiseanstalt“, den rothaarigen Kopf als „tornisterblonden Demel“ und den „mit's Gesicht uff'n Rohrstuhl jesessenen“ Bockennarbigen, die Handschuhe als „Pfotenfutterale“ und die Beine als „Febrüder Beeneke“, die Hände als die „Potentaten“, den Krämer als den „Herringsbändiger“, den Barbier oder Stutzer als „Pomadenhengst“ und „Patentfazze“. Derartige Ausdrücke gebraucht der Berliner Volkswit zu Hunderten. Namentlich die „Aledaje“ ist reichlich bei dieser Synonymik des Lächerlichen bedacht. Die „Affenjade“, „Bratenstipper“, „Schwalbenschwanz“, „Punschklinke“, „Dresd- und Rennsteinstipper“ sowie „Gummel“ und „Zivilhelm“ sind ganz bekannte Ausdrücke aus diesem Berliner Prägestock.

Vor allem huldigt der vielseitige, geist- und humorbegabte Spreeathener dem Standpunkt des „Nil admirari“. Ihn wundert nichts, oder er tut wenigstens gern so, weil er es liebt, eine gewisse Großspurigkeit — andere sagen Großschnauzigkeit — zur Schau zu tragen, wenn er sich anderswo aufhält. Im Hochgefühl und Bewusstsein vielseitig ge-

reifster Lebenserfahrungen denkt er stolzgeschweift: „Uns kann keener!“ Meint er doch sehr oft, daß er als Berliner allen anderen Menschen in Europa und Umgegend weit voraus sei. Er hat meistens schon längst gelegen, wie die andern erst fallen. Dieses „Uns kann keener!“ scheint m. E. der Schlüssel zum Wesenskern des Urberliners zu sein.

Im Grunde ist der geistig überaus regsame und sehr scharf beobachtende Berliner gutmütig, bei all seiner Spottlust. Aber er ist stark selbstbewußt und in seinen meistens sehr ironisch-satirischen Bemerkungen und „bedrohlichen“ Äußerungen nicht selten ungenießbar. Zuweilen ist der Sprosse der Reichshauptstadt eine geradezu pietätlose Natur. Nur um einen sogenannten „schnodderigen“ Witz zu machen, gießt der mit Spreewasser getaufte „Zeitjenosse“ die scharfe Lauge seines Spotts selbst über die heiligsten Dinge aus, sofern sie nur irgendwie zur Situationskomik neigen. Ob Moral oder Religion darunter leiden, kümmerert ihn nicht, er macht seinen „blutigen“ Witz.

Da das Berliner Idiom mit im Niederdeutschen einen nährkräftigen Wurzelboden hat und im Lauf der Jahre ständig durch die zugewanderten „Provinzpflanzen“ bedeutend von ihm beeinflußt worden ist, wird manches aus den nachfolgenden Proben nicht als ganz streng spezifisch Berliner Volkstum anzusehen sein. Manches assimilierte und berlinisch umgemodelte Wort, das man zu den „geflügelten“ rechnet, wird auch anderwo im deutschen Vaterlande als stehende Redensart im Schwange sein. Es hält in sehr vielen Fällen überaus schwer, den eigentlichen Mutterboden für volkstümliche Redensarten und Sprichwörter mit untrüglicher Sicherheit nachzuweisen. Die Priorität bei volks-

mundlichen Äußerungen ist sehr häufig durchaus zweifelhaft.

Aber dennoch bleiben dem Berliner Witz und sehr modulationsfähigen Volkshumor eine große Menge ureigenster Redewendungen, die dann später in mancherlei verschiedenen Prägungen als blanke Wortmünzen durch die deutschen Gauen reisen. Allerdings lässt sich nicht leugnen, daß manche dieser Wortmünzen aus der Reichshauptstadt sich als bloßes „Knallgold“ erweisen. Es ist das übrigens eine erbärmliche Belastung des Volkshumors durch Witzbolde und „Komiker“ von Beruf, die überall vorkommen.

Nur in ganz seltenen Fällen ist mit dem spezifischen Berliner Witz auch Liegefehl verbunden. Auf goldklaren, gemütstiefen Humor ist der Hauptseelengehalt des Urberliners nicht abgestimmt. Der Hang zum „Verulken“ liegt dem Spreeathener zu tief im Blute. Fast könnte man behaupten, daß sich im wahrzechten Berliner „Jargon“ fast gar keine seelenvollen, gemütstiefen Lüste anschlagen lassen. Am allerliebsten plätschert der Berliner Witz und Volkshumor im seichten Bach des ulfigen Unsinns umher. Das ist im besonderen sein ureigenstes Fahrwasser, worin er sich heimisch wohl und behaglich fühlt.

Sehr gern frönt der Berliner bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seinem Hang zur ulfigen Übertreibung, ja zum blanken Unsinn des bloßen Wortverdrehungswitzes. Solcher Ulkunns offenbart sich, wenn er sagt: „Es 'n scheener Abend heute morjen! Die Nacht meecht ic mal bei Dage seh'n.“ Das ist kindliche Ulkstimmung, in deren wortspielerischem Unsinne aber dennoch als verborgener „Sinn“ des „Unsinns“ die drastische Darstellung des durchaus Absurden steht. Um absurde und drastische

Vergleiche ist der mutterwitzige Berliner überhaupt nicht verlegen, hat er doch — wie jemand von seinen eigenen Landsleuten einmal gesagt hat — meistens eine „Schnauze“, die drei Tage nach seinem Tode noch extra mit einem Dreschflegel totgeschlagen werden muß.

Steckt jemand seine Nase in eine Sache, wovon er nichts versteht, so sagt der echte Berliner wohl: „Det's irade, als ob der Affe in'n Porzellanladen füdt.“ Den Referendarius modelliert der ulfige Berliner zum „Affendarius“ um. Ein Ged mit Lackstiefeln wird zum „lackierten Affen“. Große Schuhe kursieren unter dem Namen „Appelfähne“. Große Füße bezeichnet der Berliner Volkswit als „Quadratlatzchen“ oder „Kolosseumschieber“. Für körperliche Gebrechen und Sonderlichkeiten hat die typisch berlinische Ausdrucksweise allerlei ganz merkwürdig witzige Bezeichnungen. Der Verwachsene „schielt mit de eene Schulter“ oder „er hat en kleenen Verdrus mang de Schultern“. Vom Schielenden sagt der Volksmund: „Er pliert mit de Oogen uf 'n Lötfolben“ (Nase); „Füdt mit det rechte Ooge in de linke Westentasche“. Derartige Äußerungen eines burlesken Humors sind überaus zahlreich vorhanden. Der Hintende geht beispielsweise „mit det eene Been Schleichpatrouille“ und ein Deutschverderber „is schüchtern uff de Kasus“.

Der ironisierende Kritikastersinn des Berliner Volkswitzen erfand für Webers „Eurhanthe“ den Spottnamen „Annijante“. Mit „annijant“ bezeichnet der Berliner, unter Anlehnung an das französische Wort „ennyant“, etwas Langweiliges. Ebenso taufte der Berliner Volkshumor „Des Epimenides Erwachen“ von Goethe in komischer Verbeugung vor der Allegorie „S, wie meinen Sie des?“ Zu verwundern ist es schier, daß „Die beiden Piccolomini“ Schillers

noch nicht als drastisches Berliner Oberländerbild in die „Fliegenden“ gekommen sind, gerade wie die „Lärmstange“, womit der Berliner Volkshumor eine große, zänkische Frau bezeichnet.

Der bekannte „rötlich strahlende Gipfel“ einer umfangreichen Nase avanciert durch den Mund des Berliner Witboldes zum „Kupferbergwerk“. Die Rubinstein'sche Oper „Die Maccabäer“ deflarierte der Berliner Volksmund als „Die Maßebäder“. Es ist dies eine vom Berliner häufig geübte volkstümlich-ethnologische Wortassimilation lautflanglicher Natur, wobei in der Ullstimmung das begriffliche Element bei der lautlichen Verschmelzung vollständig ausgeschaltet wird. Genau denselben verulkenden Assimilationsvorgang klanglicher Natur haben wir in dem Berliner Wortwitz, der aus „L'Amérique“ die „Lahme Rieke“ und aus „Orgnette“ die „Lahme Zette“ entstehen lässt. Das „Monocle“ bezeichnet der Berliner als die „in't Doje jellemmte Fensterscheibe“. Die Rödjin lässt er sonderbarerweise als „Rüchendrajoner“ aufmarschieren. Er bringt dabei ganz feingeflügelt allerlei Ideenkombinationen ins Spielen und zeigt bei der Kennzeichnung von Menschen und Situationen seine treffsichere Komik und feine Nuancierungskunst. Übrigens gewinnt es neuerdings mehr und mehr den Anschein, als ob der alte Berliner Witz allmählich stark zum bloßen „Kalauern“ neigt; er kann sich im Zeitalter des Verkehrs nicht mehr so sehr in seiner spezifischen Eigenart entwickeln wie früher und neigt naturgemäß mehr zum Kosmopolitismus. Urberlinertum aber zeigt sich in erfreulicher Weise bei den neuesten „Denkmalswizzen“, von denen „Willem in die Löwengrube“ mit den Vogel abschiebt.

Einen geradezu angeborenen Sinn für Drastik des witzigen Ausdrucksvermögens betätigt der wasch-

echte Berliner in vielen Fällen. So wenn er einem ganz besonders dummdreist fragenden Menschen die vielsagende und phthisch dunkle Antwort gibt: „Det war Anno Gens, als de Elbe brannte un de Bauern se mit Stroh löschten.“ Mit dem trockensten Humor behauptet er von dem Tölpatsch: „Der hat en anschleeschen Kopp. Wenn der de Treppe runterfällt, verfehlt er keene Stufel!“ Der leicht gerührte Mensch ist dem Berliner „de Tränenweide“. „Du bist ja jerührt wie Appelmus!“ ist eine sprichwörtliche Redensart aus der Reichshauptstadt. Dort prägte man auch vom leichtfertigen „Schürzenjäger“ das Wort: „Der is arg nach Jänsebraten.“

Von burlesker Komik und humorvoller Plastit im Ausdruck ist die bedrohliche Berliner Redensart: „Et zieht jleich eflig wat aus de Armenkasse“, was sich auf eine in Aussicht stehende Tracht Brügel beziehen soll. Auch der „umjewend'te Napolium“, jene bekannte Salbe gegen die „Marschierlangsam“, ist eine Berliner ulfige Verdrehung aus Unguentum Neapolitanum, die volksetymologisch interessante Zeitreminissenzen an Napoleon aufkeimen lässt. Eine öfter gehörte Umschreibung des Urberliners für „bis zum Außersten“ ist die Redensart: „Det jeht ja bis in de aschgraue Bechhütte“. Bei unbändiger Freude kommt dem Berliner das geflügelte Wort auf die Zunge: „Ich lach mir 'n Ast und setzt mir druff!“ Laut Fama soll dieses Wort beim Einzug Friedrich Wilhelm IV. in Berlin von einem unten etwas zu kurz geratenen Manne, der infolgedessen nichts sehen konnte, geprägt sein.

Von einem ganz besonders Dummen meint der väterlich besorgte Berliner mit der entsprechenden Handbewegung in warnendem Tone: „Der derf nich in'n Dierjarten jehn, se behalt 'n sonst dal!“ Der erzürnte Vater eines faulen oder stark begriffs-

stuzigen Sprößlings droht in erregtem Tone: „Det mir nich de Hand ausrutscht! Et is ja zum Auswachsen mit deine Dämelei!“ — Den unteren Schichten des Berliner „Mob“ entstammt die drastische Drohung: „Du hast woll lange keene Badenzähne jespuat!“ Oder es heißt auch: „Du hast woll lange keen Berliner Rot jeschn!“

Überhaupt entspringen eine große Anzahl von Berliner Redensarten den unteren und untersten Schichten des Volkstums. Naturgemäß lassen sich diese Saft- und Kraftausdrücke aus den Gassen der Großstadt wegen ihrer Böbelhaftigkeit und teilweise geradezu ekelhaften Botologie hier nicht wiedergeben. Wehe, wenn sie losgelassen, die „Berliner Revolver schnauze“. Da deckt man lieber den Schleier der Maya über diesen Großstadtpfuhl und freut sich über den jovialen, mundfertigen Berliner Schlachtermeister, der einer Laufkundin, die sich über eine Knochenbeilage beschwert, die humorvollen Worte zuruft: „Ja, Madameken, wenn de Ochsen erst uf Bratwürschten rumloosen, denn wer'n Se keene Knochen mehr als Beilage kriejen.“

Aus der Synonymie des Lächerlichen — des Berliners Stedenpferd — sei noch in bezug auf die Barbiere, alias „Verschönerungsräte“ angeführt, daß die Gitarre von dem alten Berliner Volkswitz als „Barbierflügel“ bezeichnet wurde, weil die Barbiere früher häufig Gitarre spielten. Das Klavier wurde „Drahtkommode“ oder „Wimmerkasten“ benannt. Einen bei Familienfesten besonders zum Singen eingeladenen Gast bezeichnet der Berliner Volksmund als „Bratenbarden“. „Bratenrod“ und „Punschklinke“ wurden schon erwähnt. Will der Berliner zur Eile auffordern, so sagt er im Unsinne des Ulks: „Nimm de Beene in de Hand un loof uf de Ellbogen.“

In seiner ausgesprochenen Vorliebe für drastische Vergleiche bezeichnet der Berliner Volkswitz einen blaß und kränflich ausschenden Menschen mit der anzüglichen Redensart: „Der sieht aus wie Braubier und Spucke.“ Von einem stumpfen Messer hört man die bezeichnende Redensart: „Det Messer schneid't doch vor 'n Sechser Butter bis uft Papier.“ Kommt jemand recht langsam „anjetatscht“, so heißt es von ihm: „Der kommt an wie de Flieje aus de Buttermilch.“

Gern „verulkt“ der Berliner die Droschken „zweeter Süte“ mit ihren fossilen Gäulen. In harmloser Weise wird an den edlen Rosselenker des „Stumpelkästens“ die Frage gestellt: „Kutscher, fahren Se?“ — Auf die bejahende Antwort erfolgt die Redensart: „Na, meinswejen! Sd' loose.“ — Oder es entspint sich das Gespräch: „Kutscher, sind Se ledig?“ „Sal!“ „Na, denn heiraten Se. Aber ohne Schwiegermutter!“ — Die dadurch abseiten der Kutscher entfesselten Bemerkungen wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen.

Da der Berliner für ulkiges, beziehungsreiches Umtaufen stark eingenommen ist, nennt er den Zylinderhut des verabschiedeten Offiziers, wie bereits vorher angedeutet — „Zivilhelm“ und große Schlafschuhe „Kolosseumschleicher“. Ein zerstreuter Mensch wird von ihm zum „Konfusionsrat“ ernannt. Der Schuhmacher avanciert zum „Anierieminalrat“, der Bäcker zum „Bäckrat“, der Gastwirt zum „Gastronom“ oder „Gastrat“. Soll etwas in Ordnung gebracht werden, so meint der Berliner mit schlauem Augenblinzeln: „Det muß allens seine jöhörije Konfusion haben.“ Minderwertiges, schlechtes Bier wird durch den Berliner Volksmund erbädrastisch als „Dividendenjauche“ bezeichnet.

Das „Hauen“ kennzeichnet der Berliner in witziger Weise durch die volkstümliche Redensart: „Mit de Fünfe in de Gehne dividieren.“ Einen „Hinauswurf“ umschreibt der Berliner Volksmund unter der maskierten Aufforderung: „Machen Se jefälligst de Döhre von draußen zu.“ Von der „polizeiwidrigen“ Dummheit sagt der Spree-athener: „Dummheit is noch ne Fabe Jottes, aber man darf se nich missbrauchen.“ — Fördert jemand in bornierter Weise ganz dumme Dinge etwa als neue Weisheit zutage, so gebraucht der Berliner Volksmund das Flügelwort: „Der hat Infälle wie en altes Haus!“ Es ist das ein Wort, was jetzt überall in deutschen Gauen im Gebrauche ist. Wird der mit Spreewasser getaufte „Zeitjenosse“ aus Versehen „angerempelt“, so sagt er wohl in moikanter Weise: „Entschuldijen Se man, det ic geboren bin.“ Sind seine „Bedäler“ mit etwaigen „Hühneroojen“ in Bedrägnis gewesen, so hört man von ihm den humorvoll-elegischen Ausruf: „Entschuldijen Se, det Se mir jetreten haben.“ —

Große Situationskomik liegt zweifellos in der naiv-dumm lautenden gerichtlichen Aussage jenes Berliners, der da sagt: „Mein Name is Hase. Ich weiß von nichts und kann meine Aussage beschwören.“ Der erste Teil dieser unfreiwillig humoristischen Darlegung ist ja auch bereits seit geraumer Zeit zum geflügelten Worte geworden. Aus der Berliner komischen Wiedertäuferei sei noch die „Giftbude“ für Destillation erwähnt, ebenso der „Saljenposamentier“ für Seiler, die „Glanzpelle“ für eine dünne Sommerjäde, das „Kamelojramm“ für einen Dummkopf und „Grüneberjer Schattenseite“ für schlechten Wein. Ebenfalls verdient ein altes Berliner Scherzrätsel der Vergessenheit entrissen zu werden. Es lautet: „Wie wer'n Kanonen gemacht?“ — Antwort: „Man

nimmt 'n Loch un jießt Messing drum rum." — „Aber wo kriegt man det Loch her?" — Antwort: „Man nimmt 'n Nappkuchen un ißt 'n rings rum uf." — Echt berlinisch ist auch der Vergleich eines dicke Dinges mit einem „Kanonenstöpfel“. Lächerliche Stiefel werden durch den Berliner Volkswitz als „Stiebel mit juter Ventilation“ bezeichnet. Von bereits aufgebotenen Brautleuten sagt der Volksmund: „Heute sind se von de Kanzel iefallen.“ Drollig klingt die furchtbare Drohung: „Soll ic dir mal in'n steifen Arm verhungern lassen?“ Ein recht witziger Berliner „Bonmot“ ist die Redensart: „Umsonst is zwar der Tod, aber er kost't doch dat Leben.“

In der umfangreichen Berliner Synonymik des Lächerlichen darf auch die „Sodaliste“ oder „Kohlen-saure Wasserjungfrau“ nicht vergessen werden. Auch die „Ziftnudel, Marke Lafette“, d. h. „unter aller Kanone“, darf bei diesen satirisch lächerlichen Strahlen, die aus dem Born des Volksmordes emporsteigen, nicht fehlen. Ebenso sind die „Freimaurer-Ziebharrn“ eine derartige satirisch-witzige Prägung. Die Redensart: „Det is woll Marke Erlkönig“ ist gleichfalls sehr bekannt. In dergleichen Taufen und Umtaufen lässt der witzige Berliner gar zu gern seine lachenerregenden Talente spielen. Die komische Punktierung derartiger „Knallbonbons“ ergibt sich ihm sozusagen von selbst. Ganz ungesucht stellt sich bei ihm der „Bonbon“ ein. Bekanntlich ist es ja auch eine alte Wahrheit, daß das Komische in Natur- und Menschenleben so reichlich vorhanden ist, daß es der schärfere Blick des geborenen Witzboldes nur zu entdecken, nicht erst zu erfinden braucht. Der Urberliner hat aber größtenteils eine angeborene komische Ader und seltene Schlagfertigkeit des Mutterwitzes. Wer wollte den „Witz“ jenes Ver-

liners nicht bewundern, der bei einem zerbrochenen „trünen Aujust“ (Verbrecher-Transportwagen) steht und auf die Frage eines anderen: „Wie is denn det jekommen?“ prompt antwortet: „Ze, Männneken, da haben lauter janz schwere Verbrecher drin jesessen.“

Und wirkt es nicht besonders erheiternd, wenn der Berliner mit „seiner mitunter besseren Hälfte“ auf den Kreuzberg pilgert und auf eine bezügliche Frage humorvoll blinzelnnd antwortet: „Ich will mal 'n Drachen steigen lassen.“ Ebenso zeigt sich seine komische Ader, wenn er kleine Kinder aus der Kellerwohnung als „kleene Kellertwürmer“ bezeichnet und bei vorstehenden Lippen sehr drastisch von einer „Karpenschnute“ spricht. Dem schlecht auf dem Pferde sitzenden Reiter gilt das volkstümliche Berliner Wort: „Der sitzt wie ne Feuerzange uf 'n dollen Hund.“ Hat jemand „einen wehmütigen Zug“ um die Beine, d. h. ist er obeinig, so redet der Berliner Volksmund von „Klamottenbeinen“. Der Name erklärt sich wohl daher, daß zerbrochene Ziegelsteine „Klamotten“ genannt werden, und man mit ihnen leicht durch starkgekrümmte Obeine oder „Triumphbogenbeine“, hindurchwerfen kann. Eine der vielen komischen Synonyme für Ohrfeige ist die sehr bezeichnende Berliner Benennung „Knallschote“. Den Dummkopf tituliert der Berliner Volksmund mit „olle Dromlade“. Sagt der Berliner Volkswit vom Schielenden: „Der klemmt det Korn“, so röhrt meines Erachtens diese zynisch treffende Bezeichnung von der Zielgruppe eines ziellenden Schützen her. Viel bekannter ist übrigens die Berliner Redensart: „Der fucht mit det linke Doje in de rechte Westentasche.“

Sehr viele Berliner Redensarten ligeln nur den Verstand. Sie lösen wohl ein Lächeln, aber kein behagliches Lachen von zwergfellerschütternder

Wirkung aus. „Stellt der Kopf seine Vergleiche an“, sagt Demokrit, so erfolgt nach Befinden der Umstände Spott und Satire, Sarkasmus, Ironie, Persiflage, Laune, Humor.“ — Letzterer aber ist eine besondere Gemütsstimmung, ein Gesundheitsgefühl, aus dem heraus etwas Belustigendes mit Ernst und Wichtigkeit gesagt wird, und so oftmals eine Verschmelzung des Komischen mit dem Rührenden eintritt. Auf diese Saitenflänge der deutschen Volksseele ist aber der Berliner wenig oder gar nicht gestimmt. Spott und Satire, Ironie und Persiflage, jene Fähigkeiten, durch die Bloßstellung der Fehler des lieben Nächsten bei anderen Menschen gute Laune zu erzeugen, liegt ihm weit besser. Um zu „uzen“ oder durch einen „Ulf“ die Lacher auf seiner Seite zu bringen, verschmäht er selbst recht starke Ingredienzen nicht. Ist es doch ein starkes Stück, wenn er beispielweise von einem Hungerleider zynisch sagt: „Der leidet am Knochenfraß!“ Die Ausdrücke „Stimmbieh“ und „Kanonenenfutter“ sollen auch auf Berliner Quellen zurückgehen.

Die Hauptstärke des Berliner Witzes liegt zweifellos in den drastischen Bezeichnungen und Vergleichen. So sagt der Berliner Volksmund im Hinblick auf die manchmal übertrieben hohen Preise der Uhrmacher: „Der pust' en Kuchenkrümel aus de Uhr, un det kost' gleich en Dahler!“ Von einem Ladendiebe lautet ein Berliner Wort: „Der quält sich wie de Made im Speck.“ Die komisch wirkende Kleinheit eines Menschen giebt der witzige Berliner in die Formel: „Bei den is de Natur unten zu kurz.“ Von einem Menschen mit einem „Sparkassenmund“ heißt es: „Der kann sich von alleene wat in't Ohr flüstern.“ Mit „Bickeln“ verunzierte Menschen kennzeichnet der Berliner Volksmund als „Bickelomini“. Großblasiges und sparsam schäumendes Bier macht

„Bollezeiojen“; der Auffchneider erzählt „Räuber-pistolen“. Ein Schnaps wird zum „Minister des Innern“ ernannt oder als „Seelenwärmer“ deklariert; der Frack wird zum „umjelehrten Feigenblatt“ und die „Glatze“ mit vereinzelten Haarsträhnen zum „Sardellenbrötchen“ oder zur „Zwangsanleihe von hinten“. Den schlechten Schauspieler macht der Berliner Volkswitz zum „Schauspieler“, die Kinderschule zur „Schinderkuhle“ und die Nationalliberalen zu „Nationalmiserablen“. Der Besitzer eines Sargmagazins wird vom derb-zynischen Volkswitz als „Schlafrockfabrikant“ bezeichnet.

Drollig wirkt die Berliner Redensart: „Un wenn der janze Schnee verbrennt, de Asche bleibt uns doch.“ Dieser finnige Unsinn wird m. E. vom Berliner als Redensart angewendet, wenn sich seiner Ansicht nach aus etwas Aussichtlosem doch noch etwas herausholen lässt. Ulkige Drolerie offenbart sich auch, wenn jemand fragt: „Schneit es?“ und er erhält darauf die launige Antwort: „Deschnitten is schon, et fällt bloß runter.“ — Heiratet jemand eine Waise, so sagt der Berliner Volksmund zynisch, aber wahr: „Derjeniefft seine Schwiegereltern kalt.“

Ein besonderes Kapitel ließe sich über die Hunderte von Berliner „Denkmalswitzeleien“ schreiben. Nur eine mag für viele zeugen. Von dem „Sieges-sparje“ (der Siegesäule) hat der Volkswitz das stark ironische Scherzrätsel geprägt: „Welches is det anständigste Frauenzimmer in Berlin?“ — Antwort: „De Viktoria uf de Siegesäule; denn warum? — Se hat ja kein Verhältnis.“ In dem „Stummel von Portorico“ erkennt man wieder die ulkige Art des Berliners, volksetymologische Verdrehungen vorzunehmen, die dann zwar den lautlichen Klang wahren, aber das Begriffliche in den Elementen ganz und gar ausschalten. Ein großer Teil von Berliner Redens-

arten auf dem Gebiete des komischen Wortspiels ist ohne Frage nur den Eintagsfliegen beizuzählen, vieles andere aber steht sehr stark auf des Messers Schneide zwischen gesundem Volkshumor und „bedenklicher“ Botologie. Daher sind in dieser kleinen Blütenlese selbstverständlich alle Berliner anstößigen Wörter und Redensarten weggelassen, wenn sie auch noch so witzig waren. Ebenso fehlen die mehr allgemeinen Ausdrücke aus dem Militärleben, dem Studentenleben und dem Judentum der Reichshauptstadt.



Narrenaufträge.

„Dummheit ist auch eine Gabe Gottes, doch man muß sie nicht mißbrauchen“, sagt der Berliner Volkswit mit entsprechendem Augenzwinkern. Der Volkshumor liebt es festzustellen, ob jemand Stroh oder Grüze im Kopfe hat. Deshalb hat das Volk allerlei Narrenaufträge für jene Sorte von Menschen ausgeheckt, die bekanntlich zum Glück für die Welt nie gänzlich verschwinden. In den meisten Fällen handelt es sich darum, irgend ein Werkzeug herbeizuschaffen, das in Wirklichkeit gar nicht auf Gottes Erdboden existiert, im übrigen aber von großem Nutzen sein würde. So fragt der Hausschlachter beispielsweise beim Auswaschen der Därme gelegentlich mit ganz harmlosem Gesichte: „Wo ist denn eigentlich die Darmhaspel?“ Der eingeweihte Hausherr wendet sich an die etwas „begriffsstutzige“ Magd und sagt etwa: „Unsere ist entzwei. Erina, lauf schnell mal zum Nachbar Peters und frage, ob du nicht die Darmhaspel kriegen könntest.“ Das Mädchen läuft los. Aber Peters schicken sie ein Haus weiter, zum Nachbar Meier. Diesem fehlt das zum Schmieren nötige Mückenfett, und er schickt das Mädchen zum Nachbar Müller. Bei Müllers ist gerade ein Bein von der Haspel abgebrochen, und die Magd muß ein Haus weitergehen. Die Fopperei dauert so lange, bis irgend eine mitleidige Seele dem einfältigen Mädchen reinen Wein über die Richteristenz der gesuchten Darmhaspel einschenkt. Wie ein begossener Budel kehrt dann die Ausgesandte heim und mag sich erst kaum sehn

lassen, denn die Hänselei dauert noch eine Weile fort. Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen.

Den Pferdejungen oder Kleinknecht — in den hannoverschen Marschen „Spanndriever“ genannt — schickt man gern von Herodes zu Pilatus, um das „Futtermaß“ zu holen, wenn er zum erstenmal an der Häckselcade die Arbeit des Häderlingschneidens verrichtet hat. Daran soll dann abgemessen werden, wie lang er künftig seinen Häckelschnitt zu machen hat. Der Verlauf der Narrensendung ist derselbe wie bei der bekannten Darmhaspel. — Auch das Herbeischaffen der „Flohzange“ aus der Dorfsmiede war in früheren Zeiten eine beliebte Eulenspiegelei. Ging der mit einer gehörigen Portion „Dämlichkeit“ gesegnete Bursche wirklich hin zum Meister Schmied, um sich die „Flohzange“ auszubitten, so packte ihm der humorvolle Grobschmied eine mächtige eiserne Zange ein und entließ ihn wohl mit der Mahnung, beim Gebrauch ja recht vorsichtig zu sein. Großer Jubel erhob sich dann, wenn der Flohzangenträger mit seinem „mordsmäßigen“ Instrumente angerückt kam. Ebenso kommt es wohl vor, daß die Ackerknechte beim Düngerladen den erzdummen Pferdejungen losschützen, um eine „Mehschere“ oder „Mehsage“ zu holen, um den zu langen Dünger etwas zu kürzen. Auch eine sogenannte „Büttschere“ soll mitunter durch einen Narrenauftrag herbeigeschafft werden. Ferner muß der mit polizeiwidriger Dumimheit Begabte einen „Augenbohrer“ herbeiholen oder vom Apotheker für einen Groschen „Puckelblau“ fordern. Hasenschmalz und Müdenfett sind ebenfalls beliebte Objekte für Hänseleien eines „Dummerjans“. In Südhannover macht man wohl den Scherz, Kind... loszuschicken, um „Mus-

handschen" zu holen. Gute Freunde und getreue Nachbarn des Spazvogels sorgen dafür, daß der Ahnungslose von Haus zu Haus geschickt wird und endlich einen recht großen Handschuh mit nach Hause bekommt, damit die Sache zu einem heiteren Abschluß gelangt, wie bei der Flohzange. Ist aber gerade der erste April, so lautet die spöttende Begrüßung eines Narrentäters: „April, April! Einen Narren kann man schicken, wie man will!“

Eine alte beliebte Fopperei aus vergangenen Tagen ist die Holsteiner-Geduldsprobe, einen gekochten Schweinfuß im Dunkeln vorschriftsmäßig auf den Boden zu tragen. Da wird beispielsweise beim Schweineschlachten erzählt, wie schwierig das sei. Ein harmloser Neuling unter den Dienstboten will das nicht glauben. Eine Wette wird abgeschlossen und die Probe soll gemacht werden. Der Unkundige erbietet sich, die leichte Arbeit zu verrichten, ohne die Geduld zu verlieren. Der Spaz geht los. Der gekochte Schweinfuß wird in seine vielen kleinen Teilchen zerlegt. Jedes Knochenchen wird extra in einen großen Sack gelegt und muß nun im Dunkeln auf den Boden getragen werden. Dort muß der vom Gelächter und Hallo der übrigen Gesellschaft begleitete Träger den kleinen Knochen aus dem großen Sack heraus suchen und dann an einer bestimmten Stelle niederlegen. Unter fortwährenden Foppereien und höhnendem Gelächter geht es immer auf und nieder, bis in den meisten Fällen der Gefoppte die auf eine sehr harte Probe gestellte Geduld verliert und ärgerlich den Sack hinwirft, ohne den Schweinfuß vollständig auf den Boden gebracht zu haben.

Auch nach der sogenannten Stein- oder Dachschere schickt man einfältige Menschen aus. Wenn eine Straße neu gepflastert oder ein Dach neu gedeckt

wird und bei der einen oder anderen Arbeit ist etwa ein etwas dummerhafter Mensch beteiligt, so sagt wohl der Pflasterer oder Dachdecker: „Das Pflaster oder das Dach will gar nicht glatt werden. Wir müssen reinweg mal die Steinschere oder die Dachscheren gebrauchen.“ Dann wird der harmlose Einfaltspinsel mit einem Sack zum nächsten Bauern geschickt, um den Narrenauftrag auszuführen. Wo er anfragt, ist die Schere gewöhnlich ausgeliehen oder entzweい, und er muß geduldig ein Haus weitertraben, bis ihm irgend ein Spatzvogel unversehens einen Stein oder sonstigen schweren Gegenstand in seinen mitgebrachten Sack hineinpraktiziert und damit heimschickt. An Spott und Ausgelachtwerden fehlt es dem am Narrenseil herumgeföhrtan dann selbstverständlich nicht. Dergleichen Narrenaufträge, z. B. das „Bewern fangen“ (Bewern=Viber) finden sich in Schleswig-Holstein noch an verschiedenen Orten und erleben auch heute noch neue verbesserte Aufgaben.



Humor im deutschen Recht.

Selbst im deutschen „Recht“ findet man die Fußstapfen des Humors als Besonderheit deutschen Wesens, soweit dieses „Recht“ noch das volkstümliche Gepräge früherer Zeiten zeigt und als unmittelbares Erzeugnis des ganzen Stammesgenossenverbandes anzusehen ist. In dem von Prof. Hans Meyer herausgegebenen Werke „Das deutsche Volkstum“, in welchem Oberlandesgerichtsrat Dr. Adolf Lobe den achten Abschnitt — das deutsche Recht — bearbeitet hat, weist dieser darauf hin, daß es vor allem Otto Gierke gewesen sei, der den mancherlei Spuren des Humors im deutschen Recht nachgegangen sei und vielfache Nachweise für das Vorhandensein desselben erbracht habe.

Der Volksumor äußert sich im deutschen Recht nach zwei Seiten hin: einmal in der Formulierung von Rechtsfällen und Strafen, zum andern in der Bildung von eigentümlich launigen Vorschriften. So steht doch ohne Zweifel schon ein gewisser Humor mit Schelmengesicht darin, wenn die Verwalterinnen und Vorsteherinnen der im Mittelalter überall anztreffenden öffentlichen Frauenhäuser „Abtissinnen“ genannt werden. Den Rechtsbegriff der „Gewohnheit“ bezeichnet das deutsche Recht in humoristischer Weise als „eiserne Hemd“; die dem Küster zustehende Kuh als „eiserne Kuh“. Das Kindeskind wird im deutschen Recht ein halbes Kind genannt.

Bahreich sind die humoristischen Gleichnisse in Rechtsverhältnissen. So heißt es beispielsweise ganz drollig: „Trittst du mein Huhn, wirst du mein

Hahn.“ Das soll heißen: Wer eine Unfreie heiratet, wird selber unfrei. — Ein anderer humoristisch formulierter Rechtsgrundsatz besagt: „Das Kalb folgt der Kuh!“ Das bedeutet: Wenn beim Kauf der hörigen Frau Kinder vorhanden sind, gehören sie dem Käufer des Weibes zu. — Wenn beim Mangel männlicher Erben die weibliche Erbsfolge eintritt, so lautet die humoristische Wendung: „Wo kein Hahn ist, kräht die Henne.“ Zur Bezeichnung des für den Fortbestand des Bauernhofes so überaus wichtigen Erstgeburtsrechtes dient der Spruch: „Der Bauer hat nur ein Kind“ als Rechtsgrundsatz.

Weil der Erbe für alle Schulden des Erblassers haftbar ist, wenn er die Erbschaft antritt, heißt es diesbezüglich: „Wer einen Heller erbt, muß einen Taler bezahlen.“ Es muß also nicht selten vorkommen sein, daß die Schuldenmasse die Erbschaftsmasse erheblich überstiegen hat. Da für die Angehörigen eines Pastors nach geltendem Recht ein Gnadenjahr existierte, in dem volles Gehalt bezahlt wurde, lautete der bezügliche Rechtsgrundsatz in seinem humoristischen Gewande: „Ein Priester lebt ein Jahr nach seinem Tode.“

Nicht ohne einen gewissen Humor ist es, wenn für die Strafe des Enthauptens gesagt wird „des Kopfes kürzer machen“, wie denn der Volksmund ja bekanntlich für die Strafe des Gehängtwerdens die lustige Redensart „mit des Seilers Tochter Hochzeit halten“ geprägt hat. Für „Köpfen“ heißt es im deutschen Recht auch: „Zwei Stücke aus einem machen, so daß der Leib das größte, der Kopf das kleinste Teil bleibt.“ Oder wer müßte nicht über die Strafe lächeln, die dem Hundediebe angedroht wird. Muß er doch entweder vor allem Volk auf öffentlichem Markte dem gestohlenen Hunde den Hintern küssen oder aber 5 Schillinge Buße zahlen.

Das Schalkhafte steht bei vielen Strafen und Bußen darin, daß die verhältnismäßig sehr harte und ehrenürige Strafe leicht in eine Geldbuße umgewandelt werden kann. Will ein Erbe „Einspruchsrecht“ bei Veräußerung des nachgelassenen Gutes tun, so muß er das so bald wie irgend möglich vornehmen. Deshalb heißt es im alten Recht in drolliger, volkstümlicher Weise: „So einer eine Hose angetan und die ander nit, so soll er die, so noch nit angetan, an die Hand nehmen und die Lösung (das Einspruchsrecht) tun ungefeirlich.“

Stirbt jemand auf seinem Gute und der rechte Erbe ist außer Landes, so soll dieser auf die erste Nachricht hin sofort, „wenn er am Tische säße, sein Messer u n a b g e w i s c h t beistechen und sich auf den Weg nach Hause machen“. Bekannt ist ferner, daß viele mitteralterliche Strafen, entsprechend dem damaligen Zeitgeschmacke, allerlei lächerliche Elemente an sich haben. Da ist vor allem das „Eselreiten“ zu nennen, wobei Weib oder Mann auf dem geduldigen Grauschimmel unter dem höhnenden Gejohle des Volkes durch die Straßen geführt wurden, „verkehrt, statt des Baumes den Schwanz in der Hand“. Bei liederlichen Dirnen, die ausgewiesen, aber unrechtmäßigerweise wieder in das Weichbild der Stadt zurückgekehrt waren, geschah das wohl in puris naturalius. Solche Strafen mit lächerlichen Elementen sind auch das Hundetragen, das am Brangerstehen, die Wippe in ihren verschiedenen Formen und das Steinetragen für zänftische Weiber.



Die Yase im Volksmunde.

Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor.

Digitized by Google

Wohl kein Glied des menschlichen Leibes spielt in den Redensarten und volkstümlichen Ausdrücken des Niederdeutschen eine solche namhafte Rolle wie die Nase, der „Gesichtserker“ und das „Löschhorn“ Philipp's von Zesen. Wenn die plattdeutsche Sprache Neubildungen für diesen „Aug ins Land“ vornimmt, so hat meistens der treffsichere Volksumor in seinem Streben nach Anschaulichkeit und besonderer Kennzeichnung der betreffenden Riechorgane seine Hand dabei im Spiele. So lautet ein volkstümliches Sprichwort von der zierenden Kraft dieses Gesichtsvorsprungs: „En gauden Gäwel (Giebel) ziert dat ganze Hus.“ Die Drohung eines erbosten, schlagfertigen Menschen aber besagt: „Dien Snut hett woll lang' nich blött!“ —

Eine Nase, die mit den pflanzlichen Ausdrücken „Gurk“ und „Körbs“ (Kürbis) bezeichnet wird und von der es beispielsweise im Sprichwort heißt: „Sien Näs is of mihr Körbs as Gurk“, pflegt sich gerade nicht durch besondere Bierlichkeit und schöne Form auszuzeichnen. Von architektonischem Schmuck durch den „Gesichtserker“ kann ebenfalls keine Rede sein, wenn das Volk jemandes Nase mit dem Ausdruck „Rüssel“ belegt und etwa sagt: „Hei steckt sienen Rüssel in jeden ollen Dred.“

Von einem, der eine ganz besonders große Nase als unliebsames Eigentum mit sich herumträgt, sagt der Volksmund in launiger Weise: „Dei hett zweimal „hier“ ropen, as de Näsen verdeelt worden sünd.“ — „Dei kann 'n Fusthanschen über sien Näs trecken.“ — Von den Nasen der Kinder behauptet

der Volksmund: „Dei Rinner fallen sic̄ ehr Näs irst trecht.“

Naturgemäß ist die Nase als vor springender Punkt unseres Antlitzes allerlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Daher sagt das Volk: „Hei kann licht mit dei Näs in't Fett kamen“, wenn jemand unvorsichtig und waghalsig auf eine brenzliche Sache losgeht. Ein ähnliches Sprichwort lautet: „Hei kann sic̄ licht dei Näs verbrennen.“ Aus diesem Grunde erklingt aus dem Volksmunde auch die Warnung: „Dat jo de Näs davon.“ Oder es heißt: „Dat di nich dei Näs klemmen.“ Von einem erstrebenswerten Genuss oder Vorteil heißt es mit Bezug auf unser „Duf torgan“ sehr treffend: „Dat lat di jo nich ut dei Näs gahn.“ Hat jemand großen Vorteil gehabt, so sagt der Volksmund: „Dei kann sic̄ driest dei Näs vergollen laten.“

Eine sogenannte „Stülpnase“ oder „Gurranase“ kennzeichnet der Volksmund „as en Näs, wo't rinner regent.“ Ist die Stülpnase besonders klein, so spricht der Volkshumor vom „lütten Gesichtsverdrüß.“ Eine runde „Kartoffelnase“ ist dem Plattdeutschen „en lütten dicke Knop“ oder „en lütten dicke Knubben“. Wenn es im Sprichwort heißt: „Hei hett en Näs as en Slötelbort“ (Schlüsselbart), so bedeutet das augenscheinlich einen sehr neugierigen „Riecher“ und es wird ein Mensch damit gemeint sein, der seine Nase überall hineinstecht, wie man den Bart des Schlüssels ins Schloß steckt.

Auf die Frage: „Wohin geht der Weg?“ antwortet der Plattdeutsche nicht selten: „Ümmer dei Näs nah.“ Einen unbedeutenden, gering zu achten den Menschen nennt der Volksmund: „en Näsdruppel“ oder „Näswater.“ Plaudert jemand dummkirweise seine Familienheimlichkeiten aus, so heißt es im Sprichwort von einem solchen Loren:

„Wer sien Näs affnitt, verschändt sien eigen Ange-sicht.“ Von dem Rostocker Professor Hans Wilmsen Lauremburg stammt die wehmütige Klage über die Schändung und Verderbtheit der deutschen Sprache. Er sagt:

„Sölf Schipbrok hett de dütsche Sprak erleden,
De französche hett ehr de Näs affneden.“

Läßt jemand sich ganz ruhig allerlei Hänsleien gefallen, so heißt es im volkstümlichen Sprichwort: „Dei lett fid up dei Näs spälen.“ Der Wigbold dreht dem Einfaltspinsel „girn ne Näs“. Will jemand mit einer unangenehmen Sache fernerhin nichts mehr zu tun haben, so sagt er wohl: „Fid heff de Näs vollkregen.“ Von einer Trinkernase sagt der Volksmund: „Dei Küker schämt fid.“ Von der warzigen Burgundernase geht die volkstümliche Redensart: „Dei Näs jungt.“ — „Dei krigt Druwäppel int Gesicht.“ Bekommt jemand einen Verweis, so wird das rhinologisch ausgedrückt: „Hei hett ne Näs kregen.“ Erlebt jemand etwas recht Unangenehmes, so sagt der Niederdeutsche: „Dat is em eßig in de Näs trocken.“ Unternimmt jemand etwas für ihn durchaus Unpassendes, so heißt ein darauf bezüglicher plattdeutscher Reimspruch:

„Frst 'n Näs un denn 'n Brill,
Un denn füh tau, ob't passen will.“

Auch einige wenige Volksrätsel beziehen sich auf die Nase, z. B. das Rätsel: „Wat rückt am irsten, wenn man in de Apfeik rin kümmt?“ — Antwort: „Dei Näs.“ — „Wat is dat Blankste in de Kirch?“ — Antwort: „Den'n Pastor sien Näsdruppel.“ — Wer ein besonders „glühendes“ Geruchsorgan bei sich führt, „dei kann fid Riefticke an de Näs anstecken“ oder „dei brukft sien Näs as Lücht in'n Düstern“.



**Der Volkshumor als Namengeber und
Neckkobold.**

Auf den verschiedensten Gebieten treffen wir den deutschen Volkshumor als Namengeber. In bunter Fülle streut er die Synonymik des Lächerlichen über ganze Landschaften und Stämme, über Städte und Dörfer, über Stand und Gewerbe aus, sucht bei allen die närrische Seite heraus und fühlt durch allerlei Necknamen und Neckreime sein Mütchen. Besonders im 14. und 15. Jahrhundert hat diese deutsche Neck- und Spottsucht durch lächerliche Namengebung in der reichsten Blüte gestanden. Wunderliche Käuze gab und gibt es auch noch heute vielerorten, wenn auch nicht in dem Maße wie früher. Und zu dieser oder jener närrischen Seite eines Ortes wurden lächerliche Züge und Streiche à la Schilda mit großem Behagen hinzugedichtet, und das Näßische, das Komische, das Burleske oder das harmlos Drollige an Personen, Ständen und Berufen wurde durch den dichtenden Volkshumor mittelst Übertreibung oder Erfindung wesentlich vermehrt und bedeutend gesteigert. Meistens war diese sogenannte Fopperei nicht böse gemeint, aber die unverblümten Scherze, namentlich diejenigen ältesten Datums, waren meistens recht grob und schmutzig, entsprachen aber dem Zeigtgeschmack. Selbst Himmel und Hölle, Weltheiland und Gott-Vater dienten dem humoristischen Fabulieren und Karifieren des übermüdigen Volkshumors, der in seiner naiven Harmlosigkeit sogar mit den erhabensten Dingen seine oft recht unziemlichen Scherze trieb und auch den im Mittelalter so sehr gefürchteten

Teufel mit seinen lustigen Schnurrpfeifereien nicht verschonte, ihn mit allerlei Spitznamen belegte und in Hunderten von lustigen Anekdoten als den „geprellten“ Teufel der spöttischen Nachrede preisgab.

Sehen wir nun, wie der Volkshumor sich als Namengeber den verschiedenen Berufen und Ständen gegenüber verhält. Da nennt er beispielsweise die Schnittwarenhändler „Ellenreiter“, die Großkaufleute „Pfeffersäcke“, die Materialienhändler „Gerringsbändiger“, die im Geschäft tätigen Gehilfen „Ladenschwengel“. Für die Gelehrten, die dem Volkshumor bekanntlich die Verlehrten sind, hat er den Namen „Bücherwürmer“ geprägt. Die Ärzte laufen im Volksmunde als „Pflasterkasten“ umher. Die Apotheker sind die „Giftmischer“ oder „Willendreher“, die Schreiber nennt der Volkshumor die „Federfuchs“. Den ehrenrührigen Namen der „Rechtsverdreher“ *) bekommen die Advokaten angehängt. Sie sind auch im Volksmunde „Beutelräumer“ und „Rabulistern“. Auch Priester und Mönche verfallen der Spottlust in hohem Maße. „Monachus ein Teufel, Diabolus ein Mönch.“ Die Mönchsstutte wird ein „Schelmenfutteral“ genannt. Prälaten und Pastoren haben nach dem Volksmunde ein „Prostmahlzeitgesicht“ im Sinne des Satzes: „Wünsche wohl gespeist zu haben!“ Auch auf dem Gebiete des Studentenwesens könnte man eine reiche Ernte von Spitznamen einheimsen; ebenso auch bei den verschiedenen Handwerken.

Da haben wir den Gärtner als „Quäkenpuhler“, den Seemann als „Jan Maat“, den Schuster als „Peckhengst“ und „Drahlflemmer“, die Maurer als „Dresdenschwalben“, den Seiler als „Galgenposamenter“, die Jäger als „Windbeutel“, **) die Barbiere

*) Rechtsverkehrten. — **) Laubfrösche.

als „Bartpußer“ oder „Buzbüdel“. Müller und Schelme waren dem Volksmund des 15. und 16. Jahrhunderts Synonyme. Die Bettler führten den Spitznamen der „Klinkenpußer“ und der Bauer wurde „Lapp“ genannt. In den unflätigen Fastnachtsspielen werden die Bauern ständig als „Rüpel“ und „Lümmel“ verspottet.

Ganz besonders wird das Schneiderhandwerk und der Meister „Mech-Mech“ mit der Läuse des Spottes begossen und ihm aller erdenkliche Schabernack angetan. Abraham à Santa Clara verspottet den Schneider als den „Herrn zu Fadenhofen und Zwirndorf, Edler von der Nadel“. In Westpreußen sagt das Sprichwort: „Wovon de Schuster lebt, mot de Schneider starve“, weil nämlich ein Schuster durch ein Gericht grauer Erbsen mit Speck vom Wechselfieber erlöst wurde, ein Schneider aber, der dasselbe Mittel gebrauchen wollte, elendiglich um sein bisschen Leben kam. Feigheit und Verzagtheit bezeichnet der Volksmund mit dem Ausdruck „Schneidercourage“. Ein Spottreim aus Bayern sagt:

„Nächtlen bin i fischen gange,
Und da hat mir's g'raten,
Hab' einen bußlichen Schneider g'fange,
Hab' ihn lassen braten.
Wie er braten ist gewesen,
Hab' i geschrrien: Zum Essen!
Kommt ein verstohlnner Spaß daher,
Hat mir den Schneider g'fressen.“

Übrigens werden kleine Weißfische im Hannoverschen an verschiedenen Orten mit dem Spitznamen „Schneider“ bezeichnet, wie denn auch der Hering unter der Flagge „Schneiderkarpfen“ segelt.

Ein anderes Spottgedicht von den Schneidern lautet:

Die Schneider beim Quartale, die hielten einen
Schmaus.

Die aßen ihrer neunzig, neunmal neunzig
Von einer gebratenen Maus.

Zum Essen muß man trinken, da schmeckt's noch-
mal so gut.

So tranken ihrer neunzig, neunmal neunzig
Aus einem Fingerhut.

Und als sie alle gegessen hatten, da waren sie
alle satt.

Da tanzten ihrer neunzig, neunmal neunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und als sie alle tanzten, da rasthelt' eine Maus.
Da fuhren ihrer neunzig, neunmal neunzig
Zum Schlüsselloch hinaus.

In der Schweiz ist das Lied vom „Schneck und
Schnider“ weit verbreitet. Es heißt:

Hei, lustig Blut und unverzagt,
Es hätt' ä Schneck en Schnider g'jagt.

Und wär der Schnider nit waidlì gesprunge,
So hätt' de Schneck den Schnider bezwunge.

Und wär nüt ä Kloß dazwüsche cho,
So wär der Schnider ums Lebe cho.

Fest hät er en postpapierige Mage,
Me chönnnt fufzehhhundert Schnecke dri jage.

Die beiden letzten Zeilen dieses Spottgedichtes
sind etwas dunkel. Sie reimen sich zwar am Ende,
aber der Inhalt reimt sich schwerlich zusammen. In
anderen Spottliedern auf die Schneider wird häufig
auf ihre Verwandtschaft mit dem Ziegenbock ange-
spielt, so schon 1469 zu Regensburg. Immer wieder
liebt es der Volkswick, den Schneider als einen leichten

windigen Gesellen ohne Mut und Tatkraft hinzustellen und ihn der Lächerlichkeit preiszugeben.

Und was ein rechter Schneider ist,

Muß wiegen sieben Pfund.

Und wenn er das nicht wiegen tut,

So ist er nicht gesund.

Schon zu Luthers Zeiten hatte man das Sprichwort, daß neun Schneider an einem Ei genug haben. Ebenso ist: „Er friert wie ein Schneider“ eine weit verbreitete Redensart.

Eins aber wird dem Schneider niemals nachgesagt, nämlich daß er dummkopf sei. Im Gegenteil:

„Maurerlist und Schneidertrug

Dem Teufel selber sind zu klug.“

In Spottnamen hat es auch gar manchen Wirtshäusern nicht gemangelt, zumal wenn ein Wirt darin hauste, der den Gästen durch teure Preise das Fell über die Ohren zu ziehen suchte. Da gab es in Schlesien die „Deerbeutel“, „Behrbeutel“, „Gegebeutel“ und am Unterlauf der Weser das „Begefad“, wonach der ganze Ort seinen Namen bekommen hat. Die „Nobiskrüge“ (Hölle) waren an verschiedenen Orten zu finden. Bei Hildesheim und Dresden, bei Hamburg-Horn und Elberfeld, sowie bei Breslau waren Schenken und Gasthäuser, die den Namen „Lechter Heller“ führten.

Eine ganze Anzahl von Gewerben macht ein volkstümlicher Spruch aus Friesland namhaft. Er besagt:

So'n Fisker de buren geit,

Wenn de Sünn boven't Water steit,

Un'n Müller, de schlappen deit,

Wenn de Wind üm de Möhlen weift,

Un'n Bur, de sin Saatkorn seit,

Wenn de Himmel noch Flocken streit,

Un'n Bur, de sück noch net freit,

Wenn sin Beel in dat Kalwerland greit,
Un'n Jung, de an't Freejen geit,
Wenn hum de Koll dör de Knaken schleit, —
Helpt nix, de sünd un bliven verdreit.

Wie einzelnen Ständen und Gewerben vielfach durch den Neckobold des Volkshumors ein Spottname angehängt oder dem Handwerk durch spöttische Nachrede allerlei Unrühmliches nachgesagt worden ist, so hat sich der Volkswitz als Namengeber auch der deutschen Stämme und Landschaften bemächtigt und ihnen allerlei humoristischen Lauf angehängt.

Weil die Schlesier in Unkenntnis einen langohrigen Esel für einen Hasen verzehrt haben sollen, nennt sie der Volksmund „Eselfresser“. Die „kemietlichen“ Sachsen werden weidlich mit ihrem „Bliemchenkaffee“ und ihren „Baedplaumen“ gezaubert. Die Franken waren vormals verschrien, als seien sie alle aus „Rymwegen“. Ging doch früher das Sprichwort: „Ein fränkischer Reiter sieht durch neun Rittell, wie viel Geld man im Sacke hat.“ Drum: „Wähle den Franken zum Freund, doch nicht zum Nachbarn.“ Die „blinden“ Hessen können bekanntlich vor neun nicht sehen, werden vor 30 Jahren nicht gescheut und nach 30 nimmt der Verstand schnell bei ihnen zu.

Wenn Schlehen und Holzäpfel miszratzen,
Haben die Hessen nichts zu sieben und zu braten.“

Die Bayern gelten im Volksmund für geizig, grob und gefräzig. Vor allem aber sind die Schwaben eine Zielscheibe für die Spottlust ihrer Stammverwandten. Sie werden gar erst mit 40 Jahren gescheidet und machen zwischen 50 und 60 noch sogenannte „Schwabenstreiche“. Das Märlein von den sieben Schwaben reicht bis ins graue Altertum zurück und ihre Hasenherzigkeit nebst den im blauenden Flachsfeld geübten Schwimmkünsten haben schon manchen Lachen gemacht.

In den nachfolgenden Versen haben wir eine volkstümliche Anzapfung zweier deutscher Gaue vor uns. Die Volksreime lauten:

„In Samaiten und Littauen
Findest man wenig fromme Frauen.
Viel Städte und wenig Mauern,
Wenig Freyen und viel Bauern,
Viel Waldes und wenig Feldes,
Viel Kaufleute und wenig Geldes,
Viel Räder und wenig Eisen,
Viel Graue und wenig Weisen,
Viel Bett und wenig Feder,
Viel Schuh und wenig Veder,
Viel Herrn und wenig Knecht,
Viel Galgen und wenig Recht.“

Der nordwestliche Teil des ehemaligen Königreichs Hannover, Ostfriesland, wird wohl als „Muffrika“ im Volksmunde bezeichnet. Vielleicht hängt diese an üble Düfte und Dünste mahnende Bezeichnung mit den dort üblichen Moorbränden zusammen.

Pommernland ist im Volksmunde das Land grober Gesellen. „Schlafen und saufen wie ein Pommer“ ist eine volksmundliche Redeweise.

Dem Ostfriesen ist der „Feeling“ oder Westfale aus dem Lande der „Skinken“ ein Dummerjahn. Ein Handwerksburschenspruch sagt von Westfalenland:

„Grob Brot, dünn Bier und lange Meilen sind in Westfalia,
Willst du's nicht glauben, so lauf da.“

Von den Gütern erzählen die Schleswiger allerlei dumme Streiche und stellen sie als alberne Leute hin. Ebenso bezeichnet der Volksmund die Mecklenburger als gutmütig dumme „Büffelsköpfe“. Brandenburg ist die märkische „Streusandbüchse“.

So reibt sich der Humor des Volkes an ganzen Landschaften und ganzen deutschen Stämmen in der verschiedensten Weise, und kaum ein Gau ist von diesen Anzäpfungen der uralten deutschen Fopplust ausgenommen. Vor allem aber necken und foppen sich einzelne Städte und Dörfer. Die Zahl der deutschen Narrenorte ist ziemlich groß. Daher mag ihnen auch ein besonderes Kapitel gewidmet werden.



Narrenorte.

Sogenannte Narrenorte finden sich bei allen Völkern. Altertum und Neuzeit, Morgenland und Abendland haben ihre Narrenstädte aufzuweisen. Bei den Griechen des Altertums war es Abdera, bei den Türken das närrische Sivrikissar, bei den Engländern ist es Gotham, bei den Irlandern Paddytown, bei den Franzosen die Gascogne. Bei uns Deutschen sind es vor allem Schilda, Schöppenstedt und das Mecklenburger Teterow, die zu den bekanntesten Narrenorten gezählt werden dürfen. Um jeden der genannten Orte hat das Koboldtum des Volkshumors einen blumenreichen Kranz von allerlei Schwänken, Histörchen und Anekdoten gewoben und eine Unmasse von dummen und törichten Streichen „ausgeheckt“, die allesamt diesen Narrenorten in die Schuhe geschoben werden. Städte und Dörfer, groß und klein, bilden die Zielscheibe guter und schlechter Witze und Hänseleien durch den lustigen, deutschen Volkshumor, der es sich mit Vorliebe angelegen sein lässt, eine möglichst lächerliche Karikatur des Spieß- oder Pfahlbürgertums in seiner hornierten Kurzsichtigkeit und Schrullenhaftigkeit zu liefern.

Die Anekdotensammlung über die berühmten „Schild- oder Lalenbürger“ wurde 1598 von einem humoristischen Sammler derartiger „N a i b e t ä n a u s e i n e r v e r k e h r t e n W e l t“ herausgegeben, um allerlei Schrullen und Grillen zu vertreiben. Das Buch ist nur eine Zusammenfassung von allerlei Albernheiten, Schwänken und Witzen, die von

gewissen Orten in den einzelnen deutschen Landschaften von Mund zu Mund gingen und die man — wenn auch zerstreut — bereits in den älteren Anekdotenbücher vom „Pfaffen Amis“, dem „Peter Leu von Hall“, dem „Pfaff von Kalenberg“, dem dummpfiffigen „Eulenspiegel“, auch in Heinrich Bebels „Facetiae“, in „Schimpf und Ernst“ des Barfüßer-mönchs Pauli (1518), in Kirchhofs „Wendunmuth“, einer Bearbeitung der Bebel'schen Sammlung, in Jörg Wickram's „Röllwagenbüchlein“ und in Lindner's schmußiger Zootologie des „Neziporus“ findet. Torheit soll an die Stelle der Weisheit treten, um das unter Weiberherrschaft zerrüttete „Schilda“ in dem imaginären Lande Narragonien aus Verwirrung und Zerrüttung zu retten.

Ohne Zweifel hat diese Sammlung der Schildbürgerstreiche wesentlich dazu beigetragen, daß die sogenannten „Schwabenstreiche“ des südwestlichen Deutschlands über angebliche Gimpeleien und Pinseleien dortiger Narrenorte auch auf sächsische, schlesische, pommersche, hannoversche, schleswig-holsteinische, mecklenburgische und ost- und westpreußische Orte übertragen wurden. So kommt es auch, daß infolge des „Valenbuches“ dieselben Histörchen mit ihrer satirischen Foppnatur weit von einander entfernten Städten und Dörfern nachgesagt werden. Man hört die Narrenschellen Schildas überall in deutschen Gauen auf dieselbe Weise läuten. zwar gibt es mancherlei Varianten, aber der Grundgedanke dieser Narreteien ist derselbe. Man will dem Nachbar gern etwas am Zeuge flücken und greift, wenn eigner Witz und Phantasie fehlen, zu den „Schildbürgerstreichen“ des Valenbuches.

Wenn beispielweise Heinrich Bebel von den schwäbischen Mündingern erzählt, daß sie Störche von ihren Wiesen vertreiben wollen, so lehrt das auch

bei den Ellikonern im Kanton Zürich wieder, nur daß da die Felder von wilden Schweinen verwüstet werden. In beiden Fällen aber wird der mit dem Fortjagen Beauftragte von vier Männern auf einer Bahre umhertragen, um in Feldern und Wiesen das Bertreten von Getreide oder Gras zu vermeiden. Und wenn die Bebel'schen Mundinger Sturm läuteten, als sie zum ersten Male einen großen Krebs sehen, dann einen weitgereisten Schneidergesellen über das Untier befragen, da er doch etwas von den „Scheren“ verstehen muß und dieser Held meint, wenn das Ungeheuer keine Turteltaube sei, könnte es wohl ein Hirschbock sein, so kehrt dasselbe Hörnchen bei den holsteinischen Bauern zu Thaden wieder, nur hat sich bei ihnen der Krebs in einen großen Frosch verwandelt. Ebenso wird die wohlweise Prozedur des Schildbürger Holzstamm-Transportes nicht nur den Salzansern in Tirol, sondern auch noch mehreren anderen Orten in Norddeutschland in die Schuhe geschoben. Die Sense als gräffressendes Ungeheuer, das Säen von Salzamen und Kuhsamen, kommen bei einer ganzen Anzahl von Dörfern auf das humoristische Narrenkonto, ebenso, daß manche Dorfbewohner einen Kal, Krebs oder Frosch hätten „grausam“ ertränken wollen oder daß sie einen nach Lust schnappenden Hecht als Singvogel in einen Räfig gesperrt hätten.

Mitunter rieb sich der Volkswitz an dem Namen mancher Orte. So behauptet der Volksmund von den Wykern auf Föhr, sie hätten für ihren Flecken keinen Namen gewußt, und da habe das Gequike eines Ferkels sie auf den Namen „Wyk“ gebracht. Sehr häufig muß eine besondere Speise dazu dienen, einem Orte einen Spitznamen aufzuhängen. So werden die Baldersheimer im Elsaß die „Schneiderschlezer“ genannt und die Dieder-

heimer haben den Spitznamen der „Mehldesch“ bekommen. Die Eßlinger Schwaben werden „Zwiebeln“ tituliert und die Narauer führen den Namen „Pappenhauer“.

Die Alzeier in Rheinhessen, welche eine Geige im Wappen führen, weil Volker, der Spielmann des Nibelungenliedes, dort seinen Geburtsort hatte, werden die „Fiedler“ genannt. Den Spottnamen „Kröpfle“ haben die Hirschauer in der bayerischen Oberpfalz. Der Volkswitz dichtet ihnen „Waden am Halse“ an. Außerordentlich gesegnet mit sogenannten Narrorten, denen man allerlei Schildbürgerstreiche andichtete, ist in Norddeutschland die Provinz Preußen und Schleswig-Holstein, in Süddeutschland vor allem Schwaben, ferner Tirol und die Schweiz. Gegenseitiges Necken der Bewohner trifft man fast auf allen friesischen Inseln; jeder weiß dem andern eine Torheit anzuhängen und sucht ihn lächerlich zu machen.

So behaupten die Amrumer von den Bewohnern der Insel Föhr, sie hätten — gleich dem Schildbürger Rathaus — eine Kirche ohne Tür gebaut, auch hätten die Föhringer einst den sich in der See spiegelnden Mond mit einem Messer herausfischen wollen, weil sie ihn für einen schwimmenden Käse gehalten hätten. Die Romöer werden gleich den Teterowern geneckt mit der Kirchenverschiebung. Auf Romöe ist's eine rote Jacke, in Teterow des Bürgermeisters Rock, der auf der Südseite hingelegt werden soll, um bis dahin — zwei Ellen werden angegeben, die Kirche vorwärtszuschieben. Ein geriebener Gauner, der den Rat erteilte, hat dann inzwischen das Kleidungsstück weggenommen und spiegelt den leichtgläubigen Narren vor, die Kirche stände jetzt auf dem Kleidungsstück. Den Thodenern wird ein Frosch aus dem Anekdotenarsenal des

Volkswitzes als „grausam“ unbekanntes Tier „auf-hängt, die Gabeler kaufen sich für 300 Taler eine „Räze im Sac“ zum Mäuseaussrotten und zünden, um den „Menschenfresser“ wieder loszuwerden, ein Haus ihres Dorfes nach dem andern an. Auch den Büsumern und Lülenburgern wird dieselbe Geschichte nachgesagt.

Den Bewohnern des Dorfes Jagel bei Schleswig mußte ein Sperling mit einem Strohhalm erst die Wege weisen, die Balken nicht quer, sondern der Länge nach ins Haus bringen. Die Hostruper sind vor allem als Narren verrufen. Ihnen dichtet der Volkswitz eine Scheuer an, worin sie alle ihre Dummheiten aufbewahrten. Das Gebrumm einer Hummel in einer leeren Viertonne jagt sie in wildeste Flucht, denn das ist der „Krieg“, der macht „Bum, bum“! Auch die Bishorster in der Haseldorf Marsch werden weidlich mit ihrem Seil nach der Kirche, respektive nach dem „Sod“ geneckt, und die Kisdorfer bei Bramstedt umgeben das grasfressende Tier, „die Sense“, die ein Geestbauer vergessen hatte, mit einer hohen Dornhecke und bringen — gleich den Schildbürgern — Licht in Säden in ein Haus, bei dem sie die Fenster vergessen hatten. Andere Narrenorte in Schleswig-Holstein sind Kussau bei Flöhn, Neuenkirchen an der Mündung der Elbe, Fockbeck bei Rendsburg und Gramern bei Hadersleben.

Den Fockbedern dichtet man die Ersäufung eines Tales an, der ihnen die in einen Teich gesetzten gesalzenen Heringe verzehrt haben sollte, und die Büsumer sind bekannt als bescheidene Leute, die vergessen, sich selber mitzuzählen bei ihrer bekannten Schwimmpartie, von der Kopisch so drollig in seinen „Histörchen“ zu erzählen weiß. Alle diese Narrenorte und Necknamen finden sich in Müllenhoffs

„Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg“. Von dem vielgesoppten Büsum wird noch erzählt, wie sie einen Sommer für einen Schneider hielten, wie sie den Mond aus dem Brunnen ziehen wollten, wie sie das Feld mit Kuhfammen bestellten, und wie ihrer etliche in Hamburg in dem Pastor der Michaeliskirche, der eine große Halskrause trug, denjenigen Mann entdeckten, der ihnen ihren Mühlstein gestohlen hat. Gedenkt werden auch die Böeler als die „Fahlenbieters“ und die Söruper als die „Honigliders“.

Auch in dem ehemaligen Königreich Hannover gibt es eine ganze Anzahl von Orten, die mit allerlei Neckereien verfolgt werden; so vor allem die Dörfer Dransfeld und Fühnde bei Göttingen. Den Dransfeldern sagt man wie den Schlesiern nach, sie hätten Jagd auf einen Esel gemacht, da sie ihn für einen großen Hasen angesehen hätten. Die Göttinger seien ihnen aber zuvorgekommen, hätten den Esel gefangen und als Hasen verspeist. Daher bekamen die Dransfelder den Necknamen „Hasenkölpe“, die Göttinger aber wurden „Eselfresser“ genannt. Das Dransfelder Bier taufte der Volksmund „Hasenbier“ oder „Hasenmilch“. Ferner gehören Peine, Bardowiek und Buxtehude zu den Orten, die mit allerlei Neckereien angezapft werden. Bei Buxtehude hellen die Hunde bekanntlich mit dem „Steert“. Ein alter Tanzreim von Buxtehude lautet:

„Broder, ich un du,
Wij gaht na Buxtehu,
Wöllt den'n Bur'n in'n Keller krupen
Un em all sin Beer utsupen.
Broder, ich un du,
Wij gaht na Buxtehu.“

Die Bardowieker darf man nicht nach dem Wohlergehen ihres „Bullen“ fragen, sonst können sie sehr unangenehm werden.

Der Braunschweiger Ort Schöppenstedt verdankt seine bekannte „Berühmtheit“ als Narrenort wahrscheinlich dem benachbarten Dorfe Kneislingen, das als Geburtsort des Schalknarren, Till Eulenspiegel, bezeichnet wird. Vielleicht hat man bei „Schöppenstedter Streichen“ auch an schafsdämmliche Streiche zu denken, da Schöps und Schaf in Braunschweig und Hannover Synonyme sind.

Ein vollgedrückt, gerüttelt und geschüttelt überflüssig Maß von Narrenstreichern und Torheiten ward dem „berühmten“ Teterow in Mecklenburg-Schwerin in den Schöß geschüttet. Da ist der bekannte Hecht, da ist der am Stadttor emporgezogene Stadthulle, der oben Gras fressen soll und auf halbem Wege schon die Zunge zum Halse herausstreckt, was der Teterower wohlweise stat mit der Bemerkung begrüßt: „Aha, hei lichtmünnt all“. (Er leckt schon das Maul darnach.)

Da ist ferner das ausgebrütete „Pferdeei“, das Ausmessen des Brunnens, die vorhin erwähnte Kirchenverschiebung und dergleichen mehr. Teterow ist eben das Schilda Mecklenburgs, über das der popplustige Volkshumor einen ganzen Sack voll Torheiten ausgeschüttet hat.

In Pommern finden wir die Wolliner „Stintköpfe“, die Camminer „Plunderköpfe“ und die Gollnower „Pomuffelsköpfe“ (Dorsch). Den Anklamern wird der Name „Swinetrekker“ angehängt, weil sie vor dem Herzog, der Schwäne von ihnen verlangt hatte, mit Schweinen angezogen kamen. Die Stralsunder werden mit dem Namen „Hans Ratt“ geneckt, da sie einst mit Wehr und Waffen

gegen eine Käze im Kirchturm gezogen seien, weil sie glaubten, es sei ein Fuchs.

Das durch den Räuberhauptmann Wilhelm Voigt in allen fünf Weltteilen bekannt gewordene Köpenick in der Provinz Brandenburg verdankt der Sage nach einem großen Krebs seinen Namen. Er soll den Leuten beim Verkauf zugesungen haben: „Köpe nich! Köpe nich!“ Die Osterburger und die Moriner in der Neumark haben den Namen „Bärenstecher“, weil sie einen friedlichen Bullen für einen Bären hielten und ihm mit Spießen und Stangen zu Leibe gingen, bis er tot war. Das Abdera oder Schilda Preußens ist Domnau, das auch, gleich den Teterowern, den hochgezogenen Stadtbullen unter seiner Narrenstreich-Chronik aufzuweisen hat. Daher findet man auch in Frischbiers Sammlung preußischer Sprichwörter die Redensart angeführt: „He löckmult wi de Domnausche Stadtboll.“ Die preußischen Schuppenbeiler haben den Necknamen „Erbsenschmieder“ bekommen, weil sie, wie ein Hörchen erzählt, einem Bauern zur Probe ein ganzes Fuder grauer Erbsen „aufgeschmeckt“ haben sollen. Von dem Dorfe Rominten, das sehr schmutzig war, und wo man anstatt der Kühle nur Ziegen halten konnte, geht im Volksmunde die spöttische Redensart: „Gah na Rominte, Bigge opschwänze“, damit sie nämlich mit dem Schwanz nicht in den Dreck läufen, wie die Schwänze der Kühle. „Mödkeprötscher“, das heißt Müdenspritzer, nennt man die Bewohner des Dorfes Fischhausen im Samlande, da sie einst, als dicke Rauchwolken um ihren Kirchturm herumwirbelten, eifrig mit der Feuerspritze nach — dichten Müdenschwärmen Wasser gaben.

Den Necknamen der „Sperlingschläder“ und „Glomsnickels“ tragen die Königsberger angeblich, weil sie eine gewisse Vorliebe für Sahne und saure

Milch bezeigten, die im Volksmunde wohl als Glomse oder Glumse bezeichnet wird. „Sperlingschlucker“ werden die „Königsbarger“ genannt, weil ihnen vorzeiten in den altstädtischen „Zapper“ am alten Rathause (einem mit einer Krone gezierten Kopf, der jeden Stundenschlag der Rathausuhr durch Auf- und Zusperrn des großen Mundes anzeigen), ein Sperling hineinflog und in dem Klappmaul den Mechanismus ins Stocken brachte. Die Einwohner des kleinen Städtchens Löbenicht bei Königsberg (heutzutage eingemeindet) haben einst wegen eines Neptuns mit dem Dreizack, der an einem Hause angebracht war, einen Aufruhr gemacht, weil sie den Neptun mit dem Dreizack für einen Bauer mit einer Mistgabel hielten, der ihnen zum Hohn an dem Hause angebracht war. Ihr Spitzname war nämlich „Bauern“. Die Bewohner des Dorfes Wissowatten werden mit „Hietsch! Hietsch!“ geneckt, ein Läderhaut für Pferde, weil sie aus Unkenntnis einst statt eines Elgentiers ein Füllen verspeist haben sollen. Eine alte Urkunde verkündet, daß der, welcher durch Wissowatten reist und „Hietsch! Hietsch!“ ruft, zur Strafe eine Tonne Bier und eine Leine Kringel zahlen soll. Von Rüddgarben, einem Dorfe bei Schippenbeil berichtet Frischbier das Sprichwort: „He heft et önnerrlich, wie de Rüddgarwische Kinder.“ Dies Sprichwort der Umgegend hat darin seine Ursache, daß bei einer Visitation der Superintendent, der unzufrieden mit den Leistungen der Kinder war, von dem Lehrer die Entschuldigung zu hören bekam, die Kinder hätten es innerlich.

Die Einwohner der preußischen Stadt Frauenburg werden nach einer alten Anekdote die „Bockstoffer“ genannt und wer nach Frauenburg kommt, „ist in den Bockstall geraten.“ Die Mühlhäuser haben einen großen Krebs im Teich an der Kette

liegen, damit er ihnen die Stadtmauern nicht zerstört. Das Dorf Draupchen bei Insterburg hat den Spitznamen „Pieptrurig“ und von den Bewohnern Billkallens sagt man, sie stocherten gern in den Bähnen, um zu zeigen, daß sie Fleisch gegessen hätten, wenns auch nur Buttermilch gewesen wäre. Die Goldbacher bei Capiau heißen „Brachterrieter“, weil ihre Hunde der Sage nach einst einen Bettler zerrissen hätten. Auch Radsche, Kollemit und Kuhmenen sind Orte, die allerlei Foppreien ausgeübt sind. In Nikolaiken findet man einen Stinthengst an der Kette liegen. Die Gegend von Binten wird die „Hundstürkei“ genannt. Die Rastenburger ärgert man mit dem Namen „Kapussendiebe.“ Die Goldapper führen den Spitznamen der Ferkelmacher. Der Sage nach soll ein arglistiger Maler ihnen am Rathause das Stadtwappen als eine Sau mit Ferkeln in Öl gemalt haben, darüber aber in Wasserfarben das richtige Wappen. Durch feuchte Niederschläge wurde das Wappen abgespült und die Sau mit Ferkeln trat zutage.

In Schlesien ist vor allem das kleine Städtchen Polkwitz als Narrenort zu nennen. Auch ihm werden, gleich dem Mecklenburger Teterow allerlei Schildbürgerstreiche aufgehängt. Im Königreich Sachsen fällt der Stadt Schilda der Löwenanteil des Narrenbürgertums zu. In der ganzen Gegend zwischen Torgau und Wurzen weiß man von den Schelmenstücklein der Schildauer sattsam zu erzählen. Auch Adorf und Klüschen sind sächsische Narrenorte. In Hessen sind die Griesheimer und Schwarzenborner als komplett Narren verschrien. Auch Cochem an der Mosel und Hefftrich im Nassauischen zählen zu den Narrenorten. In Cochem hat man beispielsweise bei Kriegszeiten die Glocken in die Mosel versenkt, an dem Rahn aber eine Kerbe ein-

geschnitten, um die Stelle wiederzufinden, bei der es geschehen war. Es ist dies eine Variante des Teterower Gechtes.

Wie man aus Kuhn „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen“ erfährt, ist auch das Land des Bumperndicls und des „Skinkens“ reich an Narrenorten. Die Blomberger „Langohren“ schreiben sich von dem Esel her, der als Variante des Stadtbullen von Teterow in Blomberg das Gras auf dem Torturm abfressen sollte und jämmerlich dabei verreckte. Die Kleinenberger an der Egge werden, wie noch andere Orte, verantwortlich gemacht für das Ausbrüten von Kanonenkugeln, die man ihnen als „Pferdeeier“ aufgeschwärzt hatte. Ebenso sollen sie auf Unraten eine Menge Kuhfäse in die Erde gesteckt haben, um Kühe aus den ausgesäten Käsen zu erzielen. Die Mossenberger machen es beim Verjagen der ihnen unbekannten Störche ebenso, wie die schwäbischen Mundinger: Vier Mann tragen den Jäger auf einer Mistbahre über die Felder, damit er den Roggen nicht zertrete. Nachher ist großes Erstaunen darüber, daß dennoch soviel Korn heruntergetreten ist. Die Bewohner von Attendorn werden von ihren Nachbarn mit dem Spitznamen der „Kattenfillers“, d. i. Katzenschinder, geneckt. Die Wechter in Westfalen machen es wie die holsteinischen Bishorster. Sie sehen die Sterne in einem Leiche flimmern, meinen es seien die Herzen in der Kirche und springen einer nach dem andern ins Wasser. Der Leich ist zuletzt so voller Beine, daß keiner seine eigenen herausfinden kann. Der Ort Hüdeswagen soll aus dem Ausruf eines Käsefuhrmanns, der Hü, Käswagen! gerufen habe, entstanden sein.

Auch in Süddeutschland gibt es Kalenbürger und Narrenorte mit Spitznamen genug. Die Manheimer in Franken werden „Herrgottsbader“

genannt, weil sie ein staubiges Kruzifix bei einer Prozession in einem Teiche sauber abgewaschen haben. Die Nürnberger, die bekanntlich keinen hängen, sie hätten ihn denn, heißen „Herrgottsschwärzer“, weil sie ein silbernes Kruzifix der Sebalduskirche schwarz anstrichen, um es vor der Raubgier plündernder Soldaten zu verbergen. Von den Karlstädtern wird dasselbe erzählt, wie von den Bewohnern Cochems. Die Münchberger und Weizenstädter rangieren mit den sieben Schwaben in gleichem Range, die ersten ziehen gegen einen Budel zu Felde, die letzteren rücken mit Wehr und Waffen gegen einen Badtrog vor. Wenn Würzburger Handwerksburschen in Karlstadt einwanderten, wurde ihnen die Frage vorgelegt: „Was machen die Heiligen auf der Mainbrücke?“ — Die Antwort mußte lauten: „Ein Dutzend!“ Wußte der Bruder Straubinger dies nicht, so wurde er nach Würzburg zurückgesandt, um sich dort näher zu erkundigen. Ähnlich machten es die Schweinfurter. Ihr Stadtwappen war ein Adler; im Volksmunde die „Eule“ genannt. Daraufhin fragte man die Handwerksburschen: „Was macht die Eule?“ — Die Antwort mußte lauten: „Nichts!“ In der Oberpfalz wird Hirschau als Narrenort erwähnt, ebenso werden von Schrobenhausen allerlei Valenbürgerstreiche berichtet. Die Weilheimer nectete man mit dem Namen „Gimpel“.

Mit Narrenorten ziemlich reich gesegnet ist Schwaben. Davon berichtet Meier „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“ mancherlei. So heißen die Seebronner bei Rotenburg die „Sensenschmieder“, weil einst bei einem Bauern unrechtmäßigerweise Hanf gemäht war und der Ortsvorsteher, um den Dieb zu entdecken, alle Sensen des Ortes auf das Rathaus bringen ließ, damit der

Übeltäter an dem Geruch seiner Sense erkannt werde. Schnecken und riechen sind in Schwaben synonym. Außer den bereits erwähnten Hirschauern werden auch die Siebinger wegen ihrer Mondfischerei im Neckar weidlich genedt. Man belegt sie im Volksmunde mit den Namen „Mondfänger“ und „Stangenstrecker“. Von einer sagenhaften Hexenbrotgeschichte erhielten die Bewohner von Fartheim den Spitznamen der „Eierleger“. Die Ulmer werden „Spätzli“ genannt. Die Rottweiler sind die „Eselausbrüter“. Einen Kürbis, den sie noch nie gesehen hatten, hielten sie für ein Ei und zwangen den Bürgermeister, den Kürbis auszubrüten. Als dieser lange genug darauf gesessen hatte, ohne daß sich etwas Lebendiges zeigte, warf er den Kürbis ärgerlich über eine Mauer. Der Kürbis zersprang und erschreckte einen im Grase schlummernden Hasen; dieser lief spornstreichs davon. Die Rottweiler aber schrien: „Schaut, schaut! Ein junger Esel ist in dem Ei gewesen.“ Von den Hornbergern ist die Redensart allgemein bekannt: „Das geht aus, wie das Hornberger Schießen“. Die guten Leute hatten an alles gedacht bei ihren Vorbereitungen zum Scheibenschießen, nur das Pulver hatten sie vergessen. Weil die Verdingler bei einer Eierlieferung auf die Säcke sprangen und die Eier zusammentraten, damit mehr in die Säcke hineingingen, werden sie die „Gelbfüßler“ genannt. Die Einwohner des Städtchens Aalen werden mit ihrem schlauen Spion genedt, der dummdreist in des Kaisers Lager ging und sich dort als Spion von Aalen vorstellte.

Die wunderbarsten Dinge aber erzählte man in Württemberg von dem Dorfe Ganslosen. Ganz allgemein gelten Narrenstiche in Württemberg als Gansloser Streiche. Das bekannte Ausmessen des Brunnens und die mit einem Dache versehene

Sonnenuhr sind zwei Nummern aus dem reichen Narrenkontobuche dieses Dorfes in der Ecke des Gilstales. Übrigens haben die Gansloser ihren Ortsnamen über Bord geworfen und sich — um Hänseleien zu entgehen — in Audorf umbauen lassen. Ob sie dadurch den spottlustigen Nachbarn den Mund gestopft haben, erscheint sehr fraglich.

Auch im Elsass haben eine ganze Anzahl Orte im Volksmunde ihre Nechnamen bekommen. So heißen die Straßburger mit ihrem Spitznamen die „Meisenlocker“, die Killstetter nennt der spottlustige Volkshumor die „Fröschevertränsler“, die Bewohner von Kolmar heißen „Knöpfler“, die von Pfirt werden „Spoasen“, d. h. Spitzbuben genannt, die Illzacher gehören zu der zahlreichen Gilde der „Mondfänger“, die Pfaffenheimer sind die „Bannsteinrüder“, die Türkheimer die „Lochschlupfer“, die Oberbronner sind die „Büchsensäcke“. Allerlei Anekdoten von Narrenstreichern haben die Veranlassung zu diesen Nechnamen gegeben.

Nicht weniger reich an Narrenorten ist auch die Schweiz, wie man aus Kochholz „Schweizer sagen aus dem Aargau“ ersehen kann. Ellikaner und Salvaner wurden bereits als Sonnenschein-Sackträger erwähnt. Von den Hornussern im Fricktal wird dieselbe Geschichte erzählt, daß sie sich auf eines Spazrbogels Rat gutes Wetter auf der Apotheke holen wollten, wie dies von den Schöppenstedtern berichtet wird. Um die volkstümlichen Spitznamen der alten aargauischen Städte zu erklären, erfand man die Anekdote, daß dem vom Kostnißer Konzil nach Frankreich ziehenden Papste auf seinem Wege in Brugg Kirschsuppe, in Lenzburg grüner Ziegenkäse, in Aarau Mehlabrei, in Olten Troschsuppe, in Narburg Schnecken, in Bofingen aber ein mit Fasanen und Rapaunen behangener Ochse zum

Mittagsmahl angeboten worden sei. Daher heißen seit alten Zeiten die Brugger die „Chriesisüppler“, die Lenzburger werden „Schabziegerstöckli“ genannt, die Aarauer „Bappenhauer“, die Oltener „Frösche“, die Aarburger „Schnecken“, die Bofinger aber „Ochsen“. Den Spitznamen die „Gaißen“ führen die Bewohner von Sempach und Bürau, von Seengen, Wolenschwil und Uzniken. Bürau hat sogar die Gaiß im Wappen. Mehrere Orte der Schweiz führen den Spottnamen „Esel“, so die Brengartener, Mellinger und Klingnauer.

In dem Dorfe Schindsnacht hat man als Wappen einen Halbmond. „Scheine uns zur Nacht!“ — „Schin z' nacht“ soll in alten Zeiten der Dorfspruch gelautet haben. Vöge Nachbarmäuler aber wollen erzählen, daß die Dorfbewohner dereinst in einer argen Bedrängnis ihre letzte Milchkuh hatten schlachten müssen. Das hätten sie aber aus Scham mitten in der Nacht getan. Zugem sei die Kuh nicht handwerksgerecht geschlachtet, sondern handwerkswidrig „geschunden“ worden. Daher der Name „Schindsnacht“. — Ähnliches wird noch einigen anderen Schweizer Ortschaften vorgeworfen. Der Geschundene ist in diesen Fällen ein Esel. So nennt man nekenderweise die Bewohner von Frauenamt die „B'schindesel“, während die Leute in Tögerig die „Eselsohren“ genannt werden. Spöttend ruft man ihnen „Ja“ nach; auch wird von ihnen daselbe berichtet, was schon im Don Quijote von den Eselsdörfern angeführt wird, daß sie sich nämlich wegen dieser Spöttereien arg befehdten und wild miteinander rauften.

Eine ganze Anzahl von Ortsneidereien findet man auch außer in Hochholz „Schweizer sagen aus dem Aargau“ in dessen Schrift über das „Alemannische Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz“. Da

sind die wegen ihrer Unmäßigkeit im Essen ver-
spotteten Bewohner von Lunghofer und die mit
ihrem Holzdiebstahl geneckten Leute von Rued. Da
müssen sich die Einwohner von Seon den Spitznamen
„Milchbeden“ gefallen lassen, weil ihre Glocken
einen so blechernen Klang haben, wie klirrendes
Milchgeschirr. Überhaupt ist dem Glockengeläut
vieler Ortschaften irgend ein Spottvers untergelegt,
der sich sehr häufig auf angedichtetem Glockenraub
bezieht, so z. B. in G'stad an der Narau in Herzogen-
buchsee im Berner Land. In letzterem Orte soll so-
gar der Teufel den „Glockenschelmen“ beim Glocken-
raube einen Ziegenbock zur Hülse gesandt haben,
denn dem dumischen Glockenton ist der Vers unter-
gelegt:

„E Gaifkuech het mi g'fume
Dört uze bi's Grubers Brünne,
3' Buchsee a der Stange
Mueß ich armi Glogge hange.“

Im Kultmertale ruft die Dorfglocke zu Gonten-
schwil: „Mehlbrühe! Mehlbrühe!“ da man in
diesem Orte angeblich noch lange Mehlsuppe statt
des Kaffees genossen haben soll. Der Glockenmund von Asp, dessen Bewohner in der Umgegend als
„Chelle“ oder grobe Klöge verschrien sind, ver-
kündet: „Asperchelle, het siebzehn wölle!“ was auf
die Raufslust der Dörfler gemünzt ist.

In Tirol, namentlich im Defatal und Unter-
inntal, aber auch in den Tälern von Dux und Ulten,
Brandenberg und Paznaun sind viele Orte, die sich
durch gegenseitige Neckereien aufzuziehen suchen.
Der Volksstil und dem Volkscharakter entsprechend,
geschieht dies hier meistens in der Form topo-
graphischer Schnaderhüpfel, die sich als Erbgut von
Kind auf Kindeskind fortpflanzen. Vor allem das
Lesachtal in Kärnthen wimmelt von solchem

topographischen Volkshumor, wie wir ihn besonders auch im Norden in Schleswig-Holstein antreffen. Die Salzburger sind die „Stierwäscher“. Sie haben nämlich eintige Bentner Seife darauf verwendet, den schwarzen Stier ihrer Viehherde weiß zu waschen. Der Schaum floß in die Donau. Da meinten die Wiener, es sei Milch und kamen mit Flaschen angetragen, um die Milch hineinzufüllen. Daher werden die Wiener wohl als „Flaschelträger“ genutzt.

Auch manche böhmische Orte sind sogenannte Narrenorte. Die Bewohner von Außig werden mit ihrem Galgen geneckt, die Duxer in der Nähe von Löpzig mit ihrem Bier. Heißt es doch: Als Christus am Kreuze nicht sterben konnte, habe man einen Schwamm in Duxer Bier getaucht und ihm denselben hingehalten — da sei er auf der Stelle gestorben. Von den Vilinern werden auch mehrere Schildaer Streiche berichtet. Ebenso stehen die Brüder mit den „Dumsdorfern“ in einer Richtlinie. Die Buchauer bei Carlsbad darf man ebensowenig nach dem Heiligen Geiste fragen, wie die Bardowieker nach ihrem Stadtbullen. In Seestadel bei Komotau soll der heilige Hans als „allseitiger“ Schutzpatron gar zwei Gesichter haben, wie seiner Zeit der Gott Janus bei den Römern. In Türmitz bei Außig muß der Gemeindediener die Uhrzeiger am Zifferblatt der Rathausuhr alle Viertelstunde mit einer Stange vorschieben, weil kein Uhrwerk vorhanden ist. Die Einwohner von Klostergrab sind den Spöttereien der Umgegend ausgesetzt, weil sie einen Dudelsack für einen Lindwurm angesehen haben sollen. — So säuselt das neckende Lästchen des deutschen Volkshumors durch alle deutschen Gaue, bald lind und leis, bald aber auch mit kräftigem Blasen. Der Sinn für koboldartige

Nederei und Fopperei steht eben tief im Wesen der deutschen Stammesangehörigen; mögen sie im Norden oder Süden, Osten oder Westen wohnen, gefoppt wird, wo es geht, bald derb, bald fein, bald grobkörnig plump, bald zartsinnig in reizender Drolerie, selten aber in scharf zupackender Satire und beißender Ironie. In den meisten Fällen sind die scherhaftesten Nedereien durchaus harmloser Natur. Üzende Schärfe im Duft und Stachel zum Reißen von Wunden sind kaum im vielblumigen Strauße zu finden, den uns der Volkshumor mit behaglich schmunzelndem Lächeln darreicht.



Komik in der Kirche.

Man sollte es fast nicht für möglich halten, daß der ausgelassene mittelalterliche Volkshumor selbst bis in die geweihten Hallen der Kirchen vordrang und in ihnen bei allerlei Allotria seine sogenannten „Gesellschaften“ feierte. Bossenreizerei und derbe Ulkereien mit Mummen schanz waren zur Vor fastenzeit und Osterzeit nichts Seltenes, selbst vor den Altären nicht. Es will uns schier nicht in den Sinn, was wir in dieser Beziehung von Kirche und Kanzel lesen, wo sich zur Komik leider nur zu oft die erbosten Unflättereien im Munde der „patres“ gesellten.

Seitenstücke dazu sind die mancherlei fräkenhaften Bildwerke, mit denen mittelalterliche Baumeister hier und dort die Kirchen zu „zieren“ liebten. Ja, auch die Malerei des Mittelalters feierte in ihrer kostlichen Naivität wahre Triumphe der Realistik und ging tatsächlich mehr als einmal bis an die äußersten Grenzen des Zulässigen. Findet sich doch beispielsweise ein altes niederländisches Gemälde mit der Darstellung von Isaaks Opferung, auf welchem der alte Meister dem Vater Abraham statt des Messers schlankweg eine Pistole in die Hand gibt. Und wie bereitelt der in den Wolken schwebende Engel Gottes die beabsichtigte Tötung? Auf sehr einfache Weise, indem er nämlich das Pulver auf der Pfanne in der natürlichssten Art von oben herab unbrauchbar macht. Unter dem naiven anachronistischen Vilde finden sich die Worte:

„De Engel p . . . em up de Pann,
Nu scheet he, wenn he scheeten kann.“ —

Daß man ein solches Bild in der Kirche aufhängt, erscheint uns Kritikastern, denen der naiv-humorvolle Sinn mehr und mehr schwindet, kaum glaublich.

Ebenso sonderbar mutet uns der „Kanzelhumor“ und die realistische Komik der mancherlei Predigten aus jener spaßhaften Zeit mittelalterlicher Mönchs- oder Kapuzinerreden an; war doch in ihnen öfter mehr von Spaß und Neckereien samt allerlei Allianzereien die Rede, als von Glauben und guten Sitten. In diesen „Kapuzinerpredigten“, von denen uns auch Schiller in „Wallensteins Lager“ ein ergötzliches Stück hinterlassen hat, spielten schon frühzeitig sehr viele komische Redensarten nebst Wortspielereien, possenhaften Wendungen und lachhaften Einfällen in Hanswurst-Manier eine nicht unbedeutende Rolle. Das Volk aber fand Geschmack an einer derartigen stark gewürzten Kost. Es gefiel ihm, wenn vor allem die Kapuziner sich oft nicht darin genug tun konnten, ihre Reden auf der Kanzel mit allerlei albernen und oft auch sehr drastischen Späßen und derbkomischen Anspielungen zu spicken. Selbst Scherze zweideutiger Art fehlen dabei nicht. Auch werden mitunter die intimsten Dinge in brutaler Weise ans Licht gezerrt.

Und doch hören wir nicht, daß irgendwie und irgendwo in jenen zotologischen Zeiten beispielsweise jemand an den mitunter saumäßig groben aber recht witzigen und wortspielerischen komischen Auslassungen des berühmten Kanzelredners Abraham a Sancta Clara, jenes ungemein grob-dreisten und derb-sinnlichen schwäbischen Augustinermönches Ulrich Megerle, Anstoß genommen hätte oder ernstlich gegen ihn zu Felde gezogen wäre. Die damalige

Zeit vertrug eben die erbste Kost der saftigen Reden mit schmunzelndem Behagen. Jener Augustinermönch Ulrich Megerle, mit seinem Klosternamen Abraham a Sancta Clara genannt, starb 1709 als Hosprediger in Wien. Rücksichtsloser Freimut derbster Sorte ließ seine ungemein starke satirisch-humoristische Ader mitunter in geradezu unerhörter Drastik auf der Kanzel sprudeln. Er bringt da Dinge vor, die man heute nicht ohne Kopfschütteln lesen kann. Ohne Frage aber wohnte in seinem beweglichen Körper ein ungemein phantasiereicher Geist und eine in blendender Weise sprudelnde Kombinationsgabe, viel tüchtiger Verstand und große Welt- und Menschenkenntnis. Oftmals aber sind die barocken Ergüsse seines vielseitigen Kanzelhumors trotz ihrer treffsicherer Komik für unser Auge und Ohr zu stark gepfeffert und daher ungezießbar. Eine Unmenge von Wortspielen und öden Reimereien, ein Konglomerat von possenhaften Anekdoten, ledernen Legenden, derben Boten, guten und schlechten Witzen nebst stark gesalzenen, kräftigen Schimpfreden machen eine ganze Reihe von seinen komischen Predigten zu einer reinen Hanswurstiade. Daneben zeigen sich wieder in vielen seiner Kanzelreden Stellen von großartigem Schwung und feurigster Begeisterung. Aber fast alle enthalten — dem Zeitgeschmack entsprechend — ein Gewimmel von kunterbunten komischen Wortspielereien, die jedoch oftmals geradezu in Harlekinmanier an den Haaren herbeigezogen werden. Man urteile: „Obulus und Diabolus ist fast ein Ding.“ „Corpus in einem Anagramm heißt Porcus; diesem Tier ist nichts lieber, als sich im Kot wälzen.“ „Oft sind die Accidentia lauter Occidentia.“ Von der Schönheit sagt er in einer Predigt: Sie ist eine Angel, ein Engel, ein Agstein, ein Edfstein, ein Brunnen, eine

Brunst, eine Wiese, ein Wasen, ein Bach, ein Bech,
eine Tafel, ein Teufel. Ein Teufel, von dem sich ein
jeder gern holen läßt; eine Tafel, bei der ein jeder
gern tut schmarotzen; ein Bech, an dem ein jeder will
kleben; ein Bach, in dem ein jeder will baden; ein
Wasen, auf dem ein jeder will grasen; eine Wiese,
die ein jeder will mähen; eine Brunst, bei der sich
ein jeder will wärmen; ein Brunnen, aus dem ein
jeder will trinken und so fort.

Die Geizigen fährt dieser Gottesstreiter in
seiner unverblümten Weise an und sagt: „O, ihr
elenden Gimpel! Ihr tut schaben und graben, ihr
tut schnaußen und laufen, ihr tut treiben und reiten,
ihr tut springen und ringen, ihr tut trennen und
rennen nur wegen des Geldes. Ihr trinket nicht ge-
nug, ihr esset nicht genug, ihr schlafet nicht genug
wegen des Geldes. Daher stehen euch die Augen im
Kopfe wie zwei hohle Nüßschalen. Die Wangen sind
erbleicht wie ein alter pergamentner Lehrbrief. Die
Haare sind euch zerstreut wie ein abgestochenes
Schwalbennest. Eure Beine sind nur mit der Haut
überzogen wie eine alte Garnisonskommel. Ihr
elende Geldschaben und Geldraben müßt samt eurer
Müh und Arbeit noch dazu ewig braten. Ihr ver-
nunftlosen Geldläfer, wem sammelt ihr?

Den betrügerischen Maurern sagt er: „Doxius,
als der erste Maurer, soll von den Schwalben das
Handwerk gelernt haben. So hat er gewiß dasjenige
von ihnen auch abgelernt, was sie einmal dem
frommen Tobiae erwiesen. (Tob. 2, Vers 11.) Ganz
besonders liest er den Soldaten die Leviten, indem
er sagt: Das Weib im Evangelio hat den verlorenen
Groschen wiedergefunden. Der Joseph hat seine
sauberen Brüder gesucht und gefunden, der aber Zucht
und Ehrbarkeit bei Soldaten sucht, wird nit viel
finden. Jenem Blinden, dem der Heiland das Ge-

sicht erstattet hat, kamen zuerst die Leute vor wie die Bäume. Mir kommen die Soldaten vor nit wie die Bäume, sondern wie die Stauden und Dornhecken; denn es darf kein Weib vorbeigehen, welche solche Heken nit am Rock zupfen und anhalten. Die Fischer in Holland fangen zuweilen die Meerfräulein im Wasser, aber unsere Soldaten fangen sie gar oft auf dem trockenen Lande, und ist ihnen keine Belagerung lieber als bei Magdeburg, zumalen keine Magd oder ehrliche Tochter vor ihnen sicher u. s. f.

Den Bürstenbindern schreibt er ins Gewissen-Stammbuch: „Willkommen, ihr saubern Bürstenbinder. Ihr tut andere säubern und bleibt selber unsauber. Das Sprichwort ist schon drei Meilen hinter Babylon bekannt: Er sauft wie ein Bürstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber als die Kandel bürsten. Eure Arbeit nimmt den Staub weg, aber das Maul staubt bei euch nimmermehr; denn es allzeit von Wein und Bier feucht ist. Darum kein Wunder, daß eure Arbeit so liederlich, und wird ein Vorstwisch kaum viermal gebraucht, da fängt er schon an sich zu mausern wie eine alte Bruthenne.“

Was für legendäre Geschichten er zuweilen zwischen die Predigt zu streuen liebt, mag folgende noch ziemlich zahme, aber doch ganz charakteristische Probe dartun: Des Kaisers Deocletiani Landvogt Dulcidius wußte an einem Orte drei edle, schöne Jungfrauen, welche ganz fromm und Christo dem Herrn ihre Jungfräuschaft gewidmet hatten. Es wollte aber solche Lilien der liebetobende Landvogt selbst abbrotzen. Stürmet derentwegen bei nächtlicher Weile das Haus dieser englischen Nymphen, wird aber durch eifriges Gebet derselben von Gott also wunderlich verbendet, daß er den geraden Weg der Küche zueilet und sind ihm allda die rufzigen Kessel und Pfannen vorkommen wie die Jungfrauen. Da-

her er dieselben die ganze Nacht durch stets geküßt und gebüßt, umfangen und gehalst und nicht anders vermeint, als habe er, was er verlangt. Den andern Tag nahm er den Weg nach Hause mit großem Kontente, verwundert sich aber, daß ihm die übermütigen Gassenbuben nachlaufen und ihn für einen Narren ausrufen. Ja, etliche flohen vor ihm, der Meinung, er sei der lebendige Teufel. Viel haben ihn mit Steinen und Brügeln dergestalten bewillkommen, daß er mit schnellem Fuß nach Hause geeilt und geschwind sich vor den Spiegel gestellt. Da hat er mit Bestürzung gesehen, daß sein Angesicht vom Staub und Schmutz so zugerichtet, daß er einer Kopie des Teufels ähnlich gesehen.“

Ein ferneres Beispiel als Probe dafür, was dieser Wiener Kanzelhumorist sich in den Mund zu nehmen getraute, bietet die auszugswise Mitteilung einer Predigt, worin der streitbare Abraham à Santa Clara gegen den Gebrauch von Kaffee, Tee und Schokolade eiferte. Er sagt: „Vor die Weiber gedunket er mich etwas zu hitzig zu sein; denn es ist das Weibervolk jetziger Zeit ohnedem hitzig genug — zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und darf sich die Frau keines Schokolade-Ziegels bedienen, den Mann in das Register der unsterblichen Hahnreihen einzuschreiben, sondern vielmehr einer abkühlenden Frescade oder aber gefrorenen Saftes, deren sie sich in der Fastnacht nach allzu großer Strapazierung zu gebrauchen pflegen, indem dem Manne mehr daran gelegen ist, die Venus zu dämpfen, als selbe zu weden.“ — Weiter heißt es an anderer Stelle: „Ihro Gestrengen, die alte Frau von Krachbein und Dörrnnumüm, welche nunmehr mit der Hülfe Gottes das sechzigste Jahr und in der 52. Wochen die 12 Stunden erlebt, hat unlängst dem Herrn Doktor bekennt, daß sie eine solche Hitze im

Leibe und dabei einen solchen Antrieb der Natur empfinde truß einem Mägdelein von 16 Jahren, weilen sie sich eine Zeithero gänzlich zu dem Schokolade gewöhnet und allezeit eine Schale voll austrinke, ehe und bevor sie in die Predigt geht. So hat denn auch nicht weniger dem Herrn Feuerfag, welcher in dem academischen Leben allbereits sein Pulver und Blei verschossen, seine junge Frau alle Tag ein halb Pfund Pistazien und einen ganzen Schokolade-Ziegel verordnet, damit er die geschwächte Natur wieder zu rechtmäßiger Stärke bringe."

Derartige Kikanterien in der Kirche auf der Kanzel vorzutragen, grenzt doch geradezu ans Unglaubliche. Und doch geht die Drastik und Plastik des Augustinermönches Ulrich Megerle auch in bezug auf geschlechtliche Verhältnisse zuweilen noch bedeutend weiter, als die beiden mitgeteilten Predigtproben andeuten.

Unter den komischen Käuzen protestantischer Kanzeln sind vor allem zwei zu nennen, die sich auch in weiteren Kreisen als originelle Kanzelhumoristen einen Namen gemacht haben. Das ist zu Anfang des 17. Jahrhunderts der eigenartige Hamburger Pastor Barthasar Schuppius und der ebenfalls mit gesalzenem Humor begabte Jobst Sackmann, der von 1680—1718 in dem Dorfe Limmer bei Hannover Pastor war. Beides sind ein Paar durchaus komische Kanzel-Käuze voll Wit, Schalkhaftigkeit und Naivität, deren Ursprünglichkeit in ihrer Wirkung bei Jobst Sackmann ganz wesentlich durch den Umstand verstärkt wurde, daß er sich bei seinen Predigten durchweg der VolksSprache, also des Plattdeutschen zu bedienen pflegte. Leider sind nur noch wenige von seinen originellen Predigten im Volkston vollständig erhalten. Am bekanntesten ist wohl seine Leichenrede auf den Küster und Schul-

meister Michel Wichmann zu Limmer. Er sagt darin, nachdem er vorausgeschickt hat, daß es schon zu des Jesaias Zeiten Gebrauch gewesen sei, selig verstorbenen Personen eine christliche Leichenpredigt zu halten:

„Als ek am vörigen Frýdage, da ek noch am Dische sat un myn betken Stodfisch mit grónen Arsten to Lyve brocht hadde, un eenen Glücksken Aquabit darup setten wolde, kam myne jüngste Dochter Unntrynken togelopen un reip ut vollem Halse: „Papa, de Schaulmeester is dood!“ — „Asse myne Dochter my dat toreiþ, so düchte my dat eben so veel to syn, as wenn da steit: „Predige und er sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Heu! — Manch wýznäjige Kumpan möchte hier seggen: Wat preddigt use Pastor? Ist alles Fleisch Heu, so moot ook wol alles Heu Fleisch wesen! My dücht aber, he wold' eene fruse Náse maken, wenn man em up der Koste anstatt Fleisch Heu vorsätte. Ja, dat hedde ek ook Dorsake, Du grobe Gesell! Solst Du dýnen Seelenhirten ook wol vor einen Heuossen ansehen? Daby fühst du eben, wo unentbehrlike Lüde Lehrer und Preddiger sind, üm de Woerde recht uittoleggen. Alles Fleisch ist Heu will so veel seggen: Alle Menschen sind wie Heu, sind so vergänglich wie Heu, oder, as de kristlike Kerke singt: „Alle Menschen müssen sterben, alles muß vergehn wie Heu.“ Alle Menschen, keenen utgenomen as Henoch un Elias. Awerst een oder zwei Swalken maket keenen Sommer. Ja, wenn sek de Dood mit Gelde wolde afkoopen laten, so däde manch Schraphals synem Harten noch wol einen Stot un telle een dusend Dalerken af, un wenn et ook luter Wildemannsdrüddel wesen mösten; awerst de Dood let sek de Hand nich smären. He maket et as use Schaulmeester, de plegde to seggen: Wat Wedder! Wat Fründ! Junge, tref de Vögen af.“

Sodann verbreitet sich der Prediger darüber, daß der Tod sich auch nicht durch Soldaten, Hellebarden und Flinten verjagen läßt, daß er selbst in das Schloß zu Hannover eingedrungen sei und dort die verschiedenen Landesväter bezwungen habe. Dabei kommt er auf allerlei politische Verhältnisse zu sprechen, verbreitet sich über Krieg und Frieden und erwähnt dann in ganz drollig naiver Weise einen Besuch, welchen er unter dem katholisch gewordenen Johann Friedrich in der Schloßkirche zu Hannover gemacht habe, um dort die „Castraten“ zu sehen und zu hören. Darauf setzt er seine Standrede folgendermaßen fort.

„Da nu de Dood de Forsten, Kaiser un Könige nich mal verschonet, wat is et denn to verwunnern, dat he sek an usem Schaulmeester oof vergrepen hat.“ Dann folgt eine Lobrede auf Michel Wichmann, der nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen Dorfe gewesen ist. Dabei setzt Sibst Sackmann in behaglicher Breite einleitend den Unterschied zwischen Kuh-, Schaf-, Schweinehirten und Seelenhirten, insbesondere nach ihren verschiedenen Arten, auseinander und sagt: „De gode selige Mann hadde de jungen, ek hebbe de olen Seelen under myn Upsilon. He weide de Lämmer, ek de Schaape. Ja, Schaape gänge wohl noch an, wenn man nich sau veele Böcke un Jägen darunner wören.“ Dann beschreibt der Pastor ganz eingehend die Strafart und Abmessung derselben durch den gerechten Richter Michel Wichmann: „Nadem einer sündigede, nadem wör he straft. Erst kreeg he Ohrfrygen, herna Handsmette oder Kniepkens, dann kreeg he eenen ledernen U... voll — den toog he öhme ganz stramm in de Höögde, dat dat Hinnerkasteel ganz prall ward — mit dem Stock vor de Bögen, un wenn he et gar to groff maket hadde, endlich eenen rechten mit de Raude vor

den blooten Steert nach der Ermahnung des weisen Königs Salomon: Wer sein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruten. — De Rauden hedde he vorher int Water leegt, dat se better dör trocken un dese Strafe is oof am besten, da beholet de Jungen heele knaken by. He hedde eenen besonderen Handgriff daby. Wenn de Vöxe herunner was, so treeg he den Jungen twischen de Beene, slaug syn rechte Knee over öhme her, met de linke Hand heilt he öhme dat Genide nedder, da hadde he öhn in syne Gewalt, dat he keenen Spalks maken kunne, wenn he met de rechten Hand hauete. Dat hebbe ek oof van öhme leert un by mynen Kinnern oof so maet; denn Artifici in sua arte credendum est. Mannigmal mosten se sek oof wol mit dem bloten Knee up Kirschensteene sätten, un dat hulp by etlichen mehr als Släge, na der Regel Pauli: Prüfet alles und das Beste behaltet."

Dann wird dem bibelfesten, guten Lehrer nachgerühmt, daß er wohl einige Meilen weiter von der Stadt ab zur Not Pastor hätte sein können. Darauf folgt eine sehr komische Abschweifung über den gemeinsamen Schulbesuch Wichmanns und Sadmanns zu Hannover, wobei der Name des Rektors Erythropilus die Veranlassung gibt, über die Gewohnheit der Gelehrten zu reden, die ihre Namen lateinisch oder griechisch ummodelten. Dann berichtet Sadmann, wie er zum Rektor geht, ausgerüstet mit einem fetten Buter, wie er sein Examen bestehlt und einen Freitisch bei einem Ehepaar bekommt, wo die Frau die Hosen anghabt habe. Wie seine eigene Frau das später auch so machen wollte und wie er sie auf einen besseren Weg gebracht habe. Darauf redet er über die Pflege des Leibes, „doch also, daß er nicht geil werde“, spricht über die Art und Weise, wie er Fußbäder zu nehmen pflege und schließt daran

einige Worte über seiner Löchter Geschicklichkeiten. Dann kommt ein Exkurs über seine Brille, eine Anekdote von einem Advokaten und einem Präsidenten. Sodann landet er wieder bei der Frau mit den häuslichen Hosen und kommt endlich zurück zu seinem entschlafenen Küster, dessen Sangeskunst er röhmt und von dem er lobend erwähnt, daß er auch etwas Latein verstanden habe, „wo jue Kinner den Ruken van spoiret heft; denn he hadde immer welche, de de herrliksten Sentenzen un Sprüche upzoseggen wußten, to'n Exempel:

Surge, puer, mane, frühl!
Quando bubulcus treibt die Küh;
Quando subulcus treibt die Schwein,
Sollst du schon in schola sein.“

Da lernden de Jüngens de Vocabula mit Speelen un eene schöne Ermahnung daby. Dat hebbt es jüf by sijnem Läben noch seggt: Whd un syd is sau'n Schaulmeester uppem Lande nich, as Michel Wichmann. Wenn he de Preddigt in de Kerke herlas, so wußte er to rechter Lyd syne Stimme to erheben as eene Posaune, un to rechter Lyd leit he se wedder fallen. Met de Collecte het he sijn Dage keenen Budel maket, as annerswo faken (bisweilen) schüht. Met worde nülik noch vertellt, dat to Iseenhagen im Lüneborgschen, wo dat adelike Jüngfernklöster is, am ersten Wynachtsdage, da zwei Preddigten holden weret, de Pastor up den Zeddel, wo he de Gesänge upschrift, des Namiddags settet: Die Collecte bleibt, wie sie diesen Morgen gewesen ist. Wat geschüht? As de Preddiger vor den Altar tritt und singt: Ein Kind ist uns geboren! Halleluja, so antwortet de dumme Dübel: „Die Collecte bleibt, wie sie diesen Morgen gewesen ist, Halleluja! Wat meint jü? Wenn hier de Schaulmeester so een dummen Stryk malede, es glöbe, jü leipen stante pe na Hannover

und verklagden den Pastor met samt dem Schaulmeester vör dem Consistoria."

„Ja so geht's, Undank ist der Welt Lohn“, heißt es dann weiter. „Dat sää oof de Supperdent, as ek hier by jüf infoirt worde: Eselsarbeit und Hyskensfutter wöret jü my wol geben. Et kann mef zwarst eben groot nich besweren, dat jü my wat entlogen heft, aberst dat wetet jü doch oof wol, dat de Barre so indräglich nich is, as se utropen ward, insonderheit, wenn man ein Häufchen lieber Kinder hat, wie ich habe! Beele Swyne maket den Drank dünne! — Carsten Dadsteen hatte et zwarst god im Sinne, he hedde et my geern afdisputeert, dat ek nich so veel Swyne in de Mast schicken künne, as ek wolle. Aberst wo ging et öhme? Was he nich in eener Stunne lebennig un dod? Wo he gefahren is, dat mag he weten; ek will öhme nich richten, aberst dat was doch markwürdig, dat ek eben mochte frank wesen, as he solde begraben werden, un öhme also keene Lykenrede künne geholen weren, as fünst Whse un Gebruk is, tomal by so en Prinzipalburen, as he was. Da ging et öhme as dem König Jojakim: Man wird ihm nicht klagen: Ach, Bruder! Ach, Schwester! Man wird ihm nicht klagen: Ach, Herr! Ach, Edler! — Er soll wie ein Esel begraben werden.

Mit usem seligen Schaulmeester hadde he et noch slimmer vör. Et is van undenklichen Thiden Gebruk wesen, dat de Buren nich alleen dem Pastor, sondern oof dem Schaulmeester eene gewisse Tal Eier un eene brave grote Wost alle Jahr gebet. Da wulde düsse Carsten Dadsteen behaupten, dem Schaulmeester dat to geben wörre keene Schuldigkeit, sondern eene Gutheit, un he möste alle Jahre etlike Weken vörher drüm anspreken. He fraug my um Rat. Ek sää, he schölle dat nich daun, dat Consistorium wolde öhme schon hystahn. Wat geschah?

Carsten Dadsteen makede dat ganze Dörp rappel-köpsch, un as de Schaulmeester syne Eier afholen wolde, da hadde'r eene Ule fätten. He mochte glyk en Memorial an't Consistorium overgeben, aberst de Buren staken seß achter den Amtmann, düsse was my domals oof eben upsettig, dat de Safe up de lange Bank kam.

Ef vergete et myn Dage nich, et was uppen Sönndag Lätare des Abends, as ef myne leste Hype Tobak smökede un mynen Stummel eben weg legen un mit meiner lieben Hausehre zu Bett gehen wollte, da woord en Geschricht im Huse: De Schaulmeester un Carsten Dadsteen wullen einander im Kroge umbringen. Ef smeet glyk mynen Preesterrock over, damet se mehr Respekt vör my hedden, un ging so, as ef was, im Bostdoof met der Müze un up Lüffeln na dem Kroge, hedde aberst eenen davan ball unnerwegs im Drede stecken laten, wyl et stark geregnet hadde.

As ef dahen kam, hedden se einander noch in Haaren un wören so vergreßt up einander, dat se meß gar nich gewahr woren, und hedden seß oof de Ogen so dick slagen, dat se nich herutersehen kunnen. Dat ging: ligge unnen, ligge boven. Ball behoolde de Schaulmeester, ball Carsten Dadsteen die Deverhand. Ef sach dat so en Wylken an! Endlik säe ef: Pax vobiscum. Aberst se wusten vör Dullheit nich, dat ef et was, bet dat ef endlif säe: Schalom lechal! As de Schaulmeester dat Hebräische höredede, kunn he seß wol endlif denken, dat et keener anners as de Pastor syn künne, un leit glyks los. Ef wuste wol, wer de meiste Schuld hedde, darum sä ef: Michel Wichmann, woröwer hat de grobe Osse met ju anfuncken? Dat is ahne Twyfel över de Eier herkamen. — Ja, — Herr Gebadder, säe he (ef bin Badder to synem ältesten Söhne) Carsten Dadsteen seggt und

flöket, se hebbt my de Gier affneden, un so wöre ek
föhrwahr en elennen Kerel. — Dat schölt se wol
blyben laten, säe ek, Michel Wichmann. Goat na Hus
un loat jue Fru jüf dat Blood awaschen. Averst
def hahneboiknen Runks will ek up den Sönndag de
Preddigt lesen. He kreeg et oof, as jü alle wetet.
Hadde ek bether den Stab Sanste bruket, so brukede
ek nu den Stab Wehe. Un wyl't nich anners syn
funne, so beet ek in eene harde Nott, ging hen to' m
Amtmann un verdroog mek met öhme. Da worden
nich alleene dem Pastor, sündern oof dem Schaul-
meester syne Gier so faiste maket, dat se keener wedder
antasten weerd.

Unerdessen will ek nich davör swerden, dat düsse
Sake dem seligen Manne nich en Nagel to synem
Sark wesen is. Denn wenn öhme so wat begegnede,
so säe he nich veel, averst he fratt et in sek, un dat is
veel schädlicher, as wenn et einer herutbullern kann,
wie mir Gott die Gnade gegeben hat, dafür ich ihm
nicht genug danken kann; denn sonst läge ich längst
auf dem Rücken bei der vielen Sorge, die ich meiner
Gemeinde wegen habe.

Nun so schlafe sanft in deinem Grabe, du ge-
treuer Hirte der Limmerschen Lämmer! Ruhe aus
von den vielen Beschwerlichkeiten, die du hier auf
dieser bösen Welt von Alten und Jungen ausge-
standen hast. Sollten auch gleich andere so undank-
bar sein und die Wohltaten, die du dieser Gemeinde
erwiesen hast, nicht erkennen, so tröste dich damit,
daß ich, dein Oberhirte, der es wohl am besten ver-
stehen muß, das Zeugnis ablege: Michel Wichmann
ist nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen
Dorfe gewesen."

Ohne Zweifel waren diese drollig-naiven Aus-
führungen in damaliger Zeit für die Kalenberger
Bauern eine durchaus angemessene Kost und wurden

mit gebührender Achtung aufgenommen. Nach dem Urteil von Zeitgenossen soll Zobst Sachmann viel Gutes gewirkt und in Zimmer und weiterer Umgegend in hohem Ansehen gestanden haben.

Ein ähnliches Kanzel-Original war Johann Friedrich Spörer, ein Zeitgenosse Sachmanns, der seine urkomischen Predigten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Rechenberg in Franken hielt. Man kann sie in Scheibles „Kloster“ nachlesen. Der Anfang einer Kirchweihrede lautet auszugswise:

„Heute ist Kirchweih, da essen die Bauern den Hirschebrei. Wie kommt's, daß unsere Kirche heut so voller Leut ist? Ho, Kürbi ist im Dorfe! sagen die Lautenbacher, Teufelsstätter, Wiedensteiner und Matzenbacher, die Bursche vom galiläischen Gebirge werden wieder haufenweise kommen, daß man nit Ruhe hat, seine Suppen aus'm Höllhasen angerichtet zu essen. Das gottlose Volk meint, Kürbi sei um Fressens und Saufens willen usw. . . .

Gleichwie alle läblichen Gewohnheiten nach und nach verdorben, also ist's auch mit den Kirchweihen ergangen. Wenn die Kürbi kommt, der sogenannte Gottesdienst früh, Vormittag zuende und das gottlose Völklein den Löffel kaum von ihrem Maul hinweggelegt, dann kommen die Bauernbursch, und führet jeder ein Gretli, Zobeli und Vengele an der Hand, die tanzen, springen, schreien wie die Hengste, saufen wie die Schweine, fressen wie die Säu, und dieses währet uf'm Toll- und Tanzhaus bei vierundzwanzig Stunden und wohl länger. Nachts schläft das saubere Völklein zusammen, mag nicht sagen, wie das zugehet, und also danken sie dem lieben Gott für die Erhaltung seines heiligen Wortes. O du toll und törichtes Volk! Dankst du also deinem Gott?! . . . Ihr sehnt euch nach der Kürbi, ich nit.

Babel, dort drunten, wie steht's mit Deiner Kürbi?
Was kochst? Ho, eine Suppe aus dem Höllhafen,
die Lumpen hangen zum Loden hinaus, das beste
Bieh im Pfarrhaus ist die Katz, die Trappen fliegen
und schreien über's Haus, knapp! knapp! knapp!
Geht schmal her, der Schmalhans ist Küchenmeister.
Gelt, Babel, dort hinten, bei Dir ist's noch ärger,
Schua versoffa, barfuß geloffa. Deinen Flachs hast
um Branntwein verhandelt, jebo hast Du kein Hemd
anzutun. O du versoffene Gret! Wart! wart! Wie
wirft Du eine schöne Himmelfahrt bekommen!
Hinter der Hecken muß sterben So geht das
noch eine ganze Weile in oft saugrober Weise weiter,
und die eingestreuten Anecdote sind auch nicht ohne.
Die ehr samen (?) Rechenberger Bauern mußten
eben einen nicht zu kleinen Reiterstiefel voll Grob-
heit vertragen können, anders hätte ihnen Johann
Friedrich Spörer unmöglich in dieser grobdräßigen
Weise die Wahrheit gesagt. Höflichkeit und zart
verblümte Andeutungen bei Ermahnungen und
Warnungen waren nicht die Sache seiner Zeit. Die
Bauern sollten angeschnarzt werden, daß ihnen
höllenangst wurde. — Wie haben sich doch seither die
Zeiten und Sitten geändert! —



Hamburger Wit und Volkshumor.

Unter den drei Hansestädten Hamburg, Lübeck, Bremen darf vor allem Hamburg einen gewissen Anspruch darauf machen, in mancher Beziehung auch einen ziemlich typisch ausgeprägten Volkshumor in besonderer Lokaltonart „vun de Woaterkant“ zu besitzen. Allerdings ist dies nicht in dem umfänglichen Maße und der so überaus scharf hervorsteckenden Eigenart der Fall, wie es von dem eingeborenen Berliner gesagt werden darf. Das typische Gepräge eines lokalgefärbten Hamburger Volkshumors und das Signum des spezifischen Hamburger Witzes gilt vor allem von dem „alten, lustigen Hamburg“, wie es Dr. A. Vorckhardt zu schildern versucht; es gilt vorwiegend von einer Zeitperiode, die heutzutage bereits gut 100 Jahre und mehr hinter uns liegt. S zwar hat sich auch heute noch alt-hamburgische Eigenart erhalten, aber die ungeheure Überflutung und Durchsetzung mit unzähligen fremden Elementen von auswärts, die das Wachstum jeder Großstadt bedingen und deren Imponierabilien in dem internationalen Hamburg, wo die Voten aller Völker verkehren, mehr als anderswo in Anschlag zu bringen sind, spielen heutzutage in bezug auf Volkscharakter und Volkshumor eine nicht zu unterschätzende Rolle an der Wasserkante.

Überhaupt gab es in früheren Zeiten, wo der erbgesessene Bürger-, Handwerker- und Schifferstand dominierte, und der maschinelle Betrieb in jeglichem Gewerbe noch weit zurückstand hinter dem gemütlicheren und behaglicheren Handbetriebe, viel mehr

Elbbogenfreiheit und „lokales Grundwasser“ zur Speisung und Ausprägung eines bestimmten Volkshumors und gemütlich-behäbigen Volkscharakters. Es gab mehr Bodenraum, mehr Lebensbedingungen und weniger Daseinsverneinungen für komische Originaltypen. Der Menschen „Eigenart“ ist in der heutigen, alles uniformierenden und nivellierenden Zeitströmung stark im Schwinden begriffen. So genannte „komische Käuze“, städtische Originaltypen, sterben allgemach gänzlich aus oder tauchen doch fast völlig in dem gewaltig breiten Strom der Menge unter. „Du fragest nach den Käuzen, du findest sie nicht mehr“, könnte man frei nach Chamisso sagen. Der Grund dafür liegt naturgemäß in der immer intensiver wirkenden allgemeinen Volksschulbildung. Die ständige Hebung der sozialen Unterschichten unseres Volkes sowohl in materieller als auch in geistiger Beziehung, sorgt mehr und mehr dafür, daß dem Ungewöhnlichen und stark Komischen in allerlei Lebensäußerungen und Betätigungen mehr und mehr der Boden abgegraben wird. Die Zeit eines Kirchhof-, „Hummel“, „Biepenreimers“ und anderer Hamburger Originale ist längs dahin. Derartige Typen und „Kirchhoffstreiche“ aus der guten, alten Zeit sind in unseren polizeilich wohlbehüteten Tagen und Nächten einfach unmöglich.

Ebenso undenkbar wie die Eulenspiegeleien des lustigen Leinwandmädlers ist in unserer Zeit eine Persönlichkeit, wie etwa der originelle und sehr gelehrt wirkige Hamburger Kanzelredner Balthasar Schuppius, eine der komischsten Kanzelerscheinungen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Der „Hans Wurst“ führt in seinen stark gesalzenen satirischen Predigten sehr häufig das Wort. Schuppius wußte durch komische und drastisch wirkende Einstichlagsfäden im Gewebe seiner Predigt die Hörer vollständig zu

packen und ihnen dabei doch derb ins Gewissen zu reden. Was heute mitunter nur ganz, ganz leise anklingt, das wurde in früheren Zeiten oft faustdick vorgetragen. Aber hinter der satirischen Kanzelkomi^k, wie sie Schuppius in witziger Weise pflegte, um seine „Böcke“ auf den rechten Weg zu bringen, steckt doch ein tiefer, sittlicher Ernst. Seine lustigen Fabelleien auf der Kanzel haben durchaus nicht nur den Zweck, angenehm zu unterhalten, sondern auch sie dienen „zur Lehre, zur Strafe, zur Warnung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk geschnickt.“

Will man für den Hamburger Volkshumor und Volkscharakter ein typisches Stichwort prägen, so geschehe dies zweifellos mit dem echten Hamburger „Schnad“: „Mi köhnt se all“ — Vom Berliner dürfte man dagegen als Kennmarke das Wort vernehmen: „Uns kann keener!“ Während der Ur-berliner gern in schnodderigster Weise stichelt oder progt, offenbart sich in dem Humor des Mannes von der Wasserkante das gutmütig behäbige und breite, wenn auch etwas schwerfällige, aber dennoch fest auf sich selbst gestellte Wesen und eine selbstsichere Art und behagliche Ruhe, wie sie auch im alten Hamburger Kleinbürgerstande des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts anzutreffen war. Behagliches Schmunzeln, breites Lachen, schelmisch glänzende Augen und braun-brösiges Gesichter tauchen vor unseren geistigen Augen auf, wenn wir uns die kernigen Wasserratten und die behäbigen Spießbürgertypen aus der früheren Bürgerwehrzeit vorstellen.

Im Gegensatz zu den Berliner „Schnodderigkeiten“ der unteren Volkschichten fehlt dem Hamburger Schiffer- oder Quartiersmannswitz fast immer die dort oft zu beobachtende ätzend satirische Schärfe einer rücksichtslosen Spottlust. Der Witz und

Humor des Hamburger von der Wasserseite äußert sich weit mehr als gutmütiger Spott, der meistens heilenden Balsam in die geschlagene Wunde träufelt. Infolgedessen wird dadurch selbst bei dem Verulken durch dieses „Brüden“ durchweg auch ein schmunzelndes Lächeln hervorgerufen. Der Hamburger Witz sucht nicht „das Seine“, wie dies vom Berliner zweifellos behauptet werden darf. Der Spreeathener will gern glänzen und tut sich oftmals auf seinen „Witz“ und seine Überlegenheit etwas zu gute. Das liegt dem Hamburger fern.

Um an dem Hamburger Volkshumor der unteren Schichten etwas durchaus Typisches hervorzuheben, mag eine verbürgte, absolut charakteristische Anekdote von der Wasserseite dienen. — Ein „Hamburger Jung“, mit dem nicht seltenen Namen „Hein“, fällt von einer Schute aus ins Wasser. Seine Kollegen, zwei Ewerführer, werfen ihm ein Tau zu und ziehen ihren Freund „Hein“ unter vieler Mühe aus dem Wasser heraus. Da fragt der eine den Geretteten: „Na Hein, wat dach'st du di denn, as wi di so ruttredken?“ — „Och“, sagt dieser ganz gleichmütig, „ich dacht, wenn ich nu loslat, denn fällt se heid up'n Hinnersten.“ — Meines Erachtens kann kaum ein helleres Schlaglicht zur Beleuchtung der behaglichen gleichmütigen und doch so kindlich drolligen Hamburger Eigenart des Volkshumors in den sozialen Unterschichten dienen, als es durch diese launig derbe Anekdote aus Ewerführerkreisen geschieht. Bei allen Leuten, die Sinn für den Volks- humor besitzen, wird diese Schnurre gewiß — sofern sie nicht schon bekannt war — durch die Schlagkraft ihrer Situationskomik schallendes Gelächter auslösen und vermutlich selbst bei einem ausgesprochenen Griesgram noch ein schmunzelndes Lächeln hervorrufen.

Zwei andere Ewerführer-Anecdoten typisch-hamburgischer Art mit der Pointe: „Teuf man'n Ogenblick, de Poppieren kohmt gliest noh“, oder dem unvollendeten Satz: „Hein, doh dat nich“, lassen sich hier wegen zu großer Verbheit nicht gut erzählen. Wer sie aber kennt, wird wissen, daß der Hamburger Volkshumor der Schifferkreise in der Hafengegend an urkomischer Drafsik, Urvüchsigkeit und temperamentvoller Schlagfertigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Und der humorvoll goldige Gleichmut dieser Hanseaten der Wasserkante hat auch laut verbürgten Nachrichten selbst in den allerbedenklichsten Lebenslagen während des letzten deutsch-französischen Krieges glänzend die Feuerprobe bestanden und in manchen verzwickten Situationen ein erlösendes Wort gefunden, das durch seinen Witz-funken die nerbenlähmende Spannung aufhob. Auch der bekannte Kriegsruf „Hummel“ mit dem obligaten Echo ist im fremden Lande mehrfach gehört und hat die erschlafften Lebensgeister von neuem belebt und angefeuert. „Hummel“ und auch der dichtende „Aalweber“ sowie Kirchhof und Mattler nebst dem vielseitigen Direktor Dannenberg werden als komische Hamburger Käuze neben anderen Originaltypen noch lange im Volksmunde weiterleben und auch fernerhin zu einem ganzen Anecdotenfranze von Hamburgensien Veranlassung geben.

Eine eigene Gilde bilden die sogenannten „Fleestenfiker“ oder „Hoppenmarktleuben“ (Gelegenheitsarbeiter auf dem Hopfenmarkt). Auch sie haben ihre besondere Note von Volkswitz und Volkshumor. Haben da eines guten Tages zwei dieser „Löwen“ zusammen durch Kröbeträgen eine Reichsmark verdient und einer fordert den andern auf „mal düchtig intoföpen“. „Hannis“ besorgt das nach besten Kräften und kommt wieder „mit en groten Buddel un“

ne grote Tut". „Na Hannis“, lautet die Frage, „wat hest du inkost?“ — „Dat wirk di segg'n, Hein“, antwortet der Gefragte, „for negen Groschen Röm un for eenen Groschen ohle Rundstück!“ — „Minsch“, brummt Hein, „du büsst je woll nich floß! For negen Groschen Röm is je ganz scheun; aber Minsch, watt föölt wi mit all dat Brod?“ — Ganz vorzüglich ist auch jenes bekannte „Fleetenkiferwort“ über den ins Fleet gefallenen Nickel. Es lautet in seiner überwältigend trockenen Römisik: „Versuupen wull ich die Dos, über op disse Wies nich!“

Besonders kennzeichnend für den gemütlichen Hamburger Witz und Volkshumor ist das „Döntje“ von dem von der Arbeit heimkehrenden Arbeiter, der zu seinem Kollegen, welcher den ganzen Nachmittag betrunken in einem leeren Graben gelegen hat, um dort seinen Röminselanerrausch auszuschlafen, sagt: „Kumm, Hannisbroder, kumm un moß nu Fierabend! Dat ward nu Tied!“ — Recht drollig ist auch jener mit unfreiwilliger Römisik erstatteter Hinweis eines Hafenarbeiters auf eine hamburgische Eigenart, wovon die nachfolgende Geschichte berichtet. Eines Abends hört ein Fremder die Töne eines Trauerchorals von einem der Hamburger Kirchtürme erschallen. Er fragt einen vorübergehenden Hafenarbeiter nach der Bedeutung des Blasens. „Och mien gode Mann“, entgegnet der Gefragte, „dit is noch nids! Doa mutt de Herr erst mal heuren, wenn een von de Herrn Senators starft, dennblast se von alle Toorns stünnenlang ümmerto: „Nu danket alle Gott!“

Schlagfertiger Mutterwitz offenbart sich in folgendem „Döntje“. Fragt da in einer „Röminsel“ ein Arbeiter den andern, der infolge andauernden Genusses diverser „Lütt un Lütt“ gerade dabei ist einzunicken: „Na, Hein, du flöppst hier doch nich in?“

-- Der Eindrüsselnde öffnet schlaftrunken die blechernen Augen und sagt ganz prompt: „Ne, ik sloap hier ut.“ — Eine ganz drollige Situationskomik und eine gute Portion unfreiwilligen Humors steckt in dem Ausspruch und der begleitenden Pantomime eines Gelegenheitsarbeiters, der in einer dichtbesetzten Köhminsel auftaucht, sich den Kopf kratzt und sagt: „Dat sitt hier full!“

Nach Ansicht des Volkshumors blühte das Geschäft der Milchleute an stark regnerischen Tagen ganz besonders. Der Volksmund hat deshalb darüber das Hamburger Sprichwort geprägt: „Dat is vandag mal'n furchtbar Weder“, seggt de Melfmann, „wenn man för'n Schilling Melf verköfft, denn regent dat wedder för'n Duttwelschilling to.“ Von Sonntagsreitern, die in schlechter Haltung auf dem Pferde hocken, sagt der Hamburger Volksmund: „De sitt up't Peerd as de Nap up't Kameel!“ — „De schont sien Been up't Oller, wo he to Foot loopen mutt.“

Als Herr Joh. Dietrich Luis zum Senator gewählt wurde, entstand der Volkswitz eines „Prächters“: „Nu hebbt de Herrn Senaters oof Lüüs.“

„Kumm ruut“, sagt ein Ewerführer zu einem anderen, der zechend in der Wirtschaft sitzt, ich will di een'n an de Snut geben!“ — „Du kannst mi tein an de Snut geben wollen,“ lautet die Antwort des Zechenden, „denn kohm ich doch nich rut.“ — Ob der Witz freiwillig oder unfreiwillig gemacht wurde, das steht dahin, aber Humor steckt in beiden Fällen darin. Ebenso ist es eine recht drollige Außerung, wenn der Volksmund von einem Arzt, der im Wagen die Zeitung liest, sagt: „Gnad Gott den'n sien armen Patshenten! Hei studeert dat eerst ut de Zeitung, wat hei jüm verschrieben will.“

Kommt jemand zu den „Quartiersleuten“, um sich das Leben und Treiben in den großen Schuppen, Speichern und Lagerräumen anzusehen, so stößt man wohl den Besuch ein wenig darauf hin an, einen auszugeben, indem man ihm durch die Blume zu sagen pflegt: „Wi sünd hier an de Woaterkant, Herr, ober datt is hier hüt bannig dreuge Luft binnen.“ —

„Geihst du en bitten mit na Putschernelle?“ fragt ein Eckensteher den andern. „Ne, min gode Jung“, war die Antwort, „doar sind keen Tiden no“. — Ebenso wird einem Hamburger Fechtbruder das betrübte Wort über den geringen Ertrag der Bettelei in den Mund gelegt: „Ne, dat is goar keen Geschäft und Handwerk mehr. Man mutt doar rein bi tosetten.“

Ist zeitweilig in Hamburg nur eine geringe Sterblichkeit, so legt der Volksmund den Leichenträgern die Worte in den Mund: „Kinners, watt soll eenmal ut uns· warden? Doar is gor keen Leben mehr in de Stadt. De ganze Woch man een Kinnersli.“

Als sich in dem tollen Jahr 1848 auch in Hamburg ein kleines Revolutionschen anzuspinnen drohte, wollte ein Beamter die zusammengeströmte, unruhige Menge begütigen und fragte ganz gemütlich: „Kinners, wat wölt ji denn eegentlich?“ — „Wi wölt de Republik!“ schrie die Menge. „Aber Kinners“, sagte der Beamte mit lachendem Munde, „de habbt wi jo. Hamborg is jo ne Republik.“ Ein Augenblick war alles verdutzt und still. Daum aber schrie einer: „Denn wölt wi een Koinig hebben.“ — Und alle Unzufriedenen stimmten gröhrend in den Ruf ein: „So, denn wölt wi een Koinig hebben.“

Ferner trat in demselben tollen Jahr ein Volksredner auf, der in sehr erregten Lönen von dem schlechten Budget in Hamburg sprach. Da rief ihm einer aus der aufgeregten Menge zu: „Wonehm wahnt dütte schlechte Keerl? Wi wölt düssen Buttjett de Finster insmieten!“ Ein befreidendes Lachen vieler löste die erregte Spannung der Versammlung in Wohlgefallen auf. Unfreiwillige Komik ist naturgemäß am erfolgsichersten als ungewollter Lachreger.

Auch der Stand der Hamburger „Kölschen“ darf bei der Kennzeichnung des Hamburger Volkswitzes nicht unberücksichtigt bleiben, haben doch diese Beherrscherinnen der Küche zumeist das Mundwerk auf dem rechten Flecke und wissen auf jede Frage eine prompte, treffsichere Antwort, die nicht selten einen gut gesalzenen und gepfefferten Witz in sich birgt. Von der Schlagfertigkeit einer mit gutem Mutterwitz begabten „Kölsch“ zeugt folgendes Erlebnis. Eine Köchin geht mit dem früher üblichen kleinen Korb zum Einholen über die Straße. Ein zum Scherzen aufgelegter Passant sagt mit ironischem Lächeln über die Kleinheit des Körbes zu ihr: „Kölsch, fall ic nich en beten in ehren Korf sitten?“ — Die mundfertige Maid entgegnet sofort in witzig-schlagfertiger Weise: „Ne, Herr, de is ganz voll Lepels, geiht keen Sleef mehr rin.“ — Dabei muß bemerkt werden, daß der Ausdruck „Sleef“ sowohl einen großen Auffüllöffel als auch einen nichts-nutzigen Menschen bedeuten kann.

Ein in volkstümlicher Weise besonders derb ausgeprägtes Mundwerk haben die gefürchteten Hamburger Fischfrauen, die den sich mißliebig machenden Käufern und Käuferinnen mitunter Redensarten zu kosten geben, die nicht nach höfischem Wasser duften. Zur Kennzeichnung dieser

derb-draſtischen Fischfrauentwölfe möge ein noch verhältnismäßig mildes eigenes Erlebnis aus den 80er Jahren dienen. Fragt da eines Tags ein guter Freund und Fischliebhaber auf dem Hansaplaß zu Hamburg, wo mehrere derartige „Damen“ ihren Stand haben, dies oder jenes über die verschiedenen auf einem Brett ausgebrettet liegenden Fische und wundert sich darüber, daß ein besonders stattlicher Dorsch einen verhältnismäßig stark aufgetriebenen Leib hat. „Se, mien gode Mann“, sagt die bereits ziemlich bejahrte, korpulente Fischfrau und lächelt eigenartig schmunzelnd dabei, „id gleub, de hett sich woll nich good upfeuert.“ Wir sahen uns an, lachten laut auf und gingen unter stiller Bewunderung eines derartigen „Mutterwölkes“ vergnügt von dannen. Jeder von uns war überzeugt, daß dieser „Dame der Halle“ niemals im Leben das nötige Sprachwasser im Munde vertrocknen werde.

Allerlei Volkswitz meist harmloser Natur offenbarte sich in früheren Zeiten auch auf dem sogenannten Hamburger „Dom“, diesem weitbekannten Hamburger Weihnachtsmarkt. Niemand sah sauer dazu, wenn er ehemals in launiger Weise auf dem Hamburger Dom angeführt wurde. Man lachte selber herzlich mit über den mancherlei scherhaftem Domhumbug, wenn beispielsweise in einem geheimnisvollen „Extrakabinett“ das verlockende „Hamburg bei Nacht“ gezeigt wurde und zwar dergestalt, daß man für den gezahlten Extra-Obulus an der dunklen Rückseite der Dombude hinausgelassen wurde und nun „Hamburg bei Nacht“ vor sich liegen sah.

Auch nicht übel war folgender Domscherz eines Hamburger Spaziergäls. „Hören, sehen, schweigen! Die Königin der Nacht!“ prangte vielsagend in großen Buchstaben an einer Dombude, die ob dieser orakelhaften Inschrift vielen Zuspruch hatte. Sam

man auf Grund der phthisischen Worte mit gespannten Erwartungen in diesen Leintwandtempel hinein, so saß allda großäugig und stumm — eine Schleiereule, und der lustig Gepresste hatte für seinen Schilling Gelegenheit, lachenden Mundes das plattdeutsche Sprichwort: „Doar hett en Uhl sätē!“ zu zitieren, hütete sich aber, Draußenstehenden beim Verlassen der Bude von diesem Reinfall zu erzählen. Im Gegenteil! Auf Befragen wurde sogar versichert, daß es schon der Mühe wert sei, diese wunderschöne „Königin der Nacht“ zu sehen.

„Die Geheimnisse des Paradieses“ und „Der Harem des Großsultans“ bestanden durchweg in ganz gewöhnlichen Damenbildnissen, die der um seinen Schilling erleichterte Domwanderer kaum der Mühe des Anschauens wert hielt. Sogar ein sprechender Kanarienvogel wurde auf dem ehemaligen Dom vorgeführt. Er beantwortete aber nur eine einzige Frage, nämlich die Frage des Schau-stellers: „Segg mol, Männe, wat wullt du smöken, en Ziggarr oder en Piep?“ — Der „sprechende Vogel“ sagte dann ganz deutlich: „Piep!“ — Die Gefoppten aber begnügten sich meistens damit, die Sache von der humoristischen Seite zu nehmen und verdufteten bald, um anderen Neugierigen nicht im Wege zu stehen, dieses Naturwunder gebührend zu würdigen.

Eine Blendlingsvorführung war auch „Das Kalb mit drei Köpfen! Lebend zu sehen!“ und „Der fliegende Holländer“, was nämlich ein an einem Bindfaden befestigter und in Schwingungen versetzter Käse war, den man „lebend“ zu sehen bekam. Meistens waschchte Hamburger aus der Gegend vom grünen Good waren „Die echten Wilden“, „Ewahuh“ und sein Weib „Kambutta“. Auch „Flohtheater“ waren ehedem mehrfach im Dom vertreten. Der Besitzer des „berühmten“ Floh-

theaters, der Goldschmied Leidersdorf, soll einmal den guten Wit gemacht haben, daß er einem Manne, der statt eines Schillings nur einen Sechsling bezahlen wollte, „für so'n Höhnerkram“ den Eintritt verweigerte mit dem Bemerken: „Ne min gode Mann! Ich will ihnen überhaupt seggen: „Knickers sind in min Flohtheater ganz unpassende Gäste.“ — Dieser witige „Flohprofessor“ erhängte sich 1853 infolge des Entweichens seiner dressierten Flöhe, da er diesen herben Schicksalsschlag nicht überwinden konnte.

Ein bekannter „Domreinfall“ war auch der „Ölfarben-Tüschkasten“, zum Preise von einem Schilling. Er bestand aus vielen mit Ölfarben bunt angestrichenen Kalkstücken. Derartige Reinfallartikel und Scheinstäubchen sind als die bekannten „Vorpiegelungen falscher Tatsachen“ heute gänzlich von der Dombildfläche verschwunden, da jeder Budeninhaber die Reellität seiner Schaustellung polizeilich approbieren lassen muß und bei betrügerischen Manipulationen strafrechtliche Verfolgung zu gewärtigen hat. So ist auch die früher ständig auf dem Dom antretende „Seejungfrau, halb Fisch, halb Mensch“, lebend zu sehen (!) längst zum alten Eisen geworfen und das: Mundus vult decipi! verhält sich mit dem: Sic transit gloria mundi! in bezug auf Volkshumor und Volkswit auf dem Hamburger Dom.

Eine ganz gute Dosis Volkshumor lebt aber auch heute noch unter der Gilde der Hamburger Droschenkutscher, die in dieser Beziehung ihren Berliner Kollegen an Wit und Laune wenig nachgeben. Streiten sich da einst zwei biedere Rosselenker über die gesangliche Qualifikation ihres einstigen Kunstkollegen „Hein Bötel“. Dem einen will es gar nicht in den Kopf, daß Bötel für sein

Singen eine so hohe Bezahlung bekommt, die in die Tausende geht. „Se, Minsch!“ sagt der zweite zu dem ersten, „Hein Bötel singt of dat hoge „C“. „Ach watt,“ erwiderte der andere, „ich sing' dat ganze ABC, un mi gift keen Minsch en Sößling dafür.“ Besagter Opernsänger Bötel, der aus dem Stande der Droschkenkutscher herborgegangen ist, fährt einst mit einer Droschke zu einer Theaterprobe nach Altona. Am Ende der Fahrt, so wird berichtet, fragt der Sänger: „Wiewiel bekommen Sie?“ — Da soll ihm sein ehemaliger Kollege im Handwerk mit lustigem Augenzwinkern gesagt haben: „Na Hein, hest Du aber gau de Tax vergeten!“ — Selbst wenn dieses in Kutscherkreisen erzählte „Döntje“ nicht wahr wäre, so wäre es doch gut erfunden.

Aus Börsenkreisen stammt die auf einen mit O-Beinen behafteten durchgebrannten Bankier bezügliche humorvolle Äußerung: „Gestern güng hei noch inwards, hüt geiht he all utwärts!“ — —

Wie Komik überhaupt, so trägt vor allem unfreiwillige Komik in vielen traurigen und ernsten Lebenslagen ganz besonders dazu bei, daß zerstörte seelische Gleichgewicht wieder zu dem normalen Standpunkt zurückzuführen. Gerade die unfreiwillige Komik im Volkshumor mahnt uns daran, daß unser ganzes Leben eine fortlaufende Kette stets wechselnder Trauer- und Lustspiel-Szenerien darstellt. Halb Posse, halb Trauerspiel, so gleitet das Leben an uns vorüber, und plötzliche, mit aus dem Lebensjammer unabsichtlich auftauchende komische Momente, unbewußte Erzeugnisse des freischaffenden Schalkteufels „Humor“, wirken als unbewußte Leistung der Natur doppelt mit der eingeborenen Kraft zur Hebung tiefer, seelischer Depressionen. Äußerungen unfreiwilliger Komik helfen

uns am besten, des Lebens Mühseligkeiten und Verdrießlichkeiten zu überwinden.

Als im Jahre 1842 durch den großen Hamburger Brand unsägliches Unglück und Elend über die schwergeprüfte Stadt hereingebrochen war, leuchteten dennoch mancherlei komische Vorkommnisse in unfreiwillig humorvoller Weise als helle Strahlen in der Nacht des allgemeinen Elends. So führt das damalige „Journal des débats“, indem es sagt: „Le Hamburg Nachrichter dit“ beispielweise in seinem Brandbericht an, daß unter den Hamburger Hotels auch das „Spinnhaus-Hotel“ abgebrannt sei. Ebenso ist nach einer Pariser Zeitung nebst anderen Straßen auch der „Hamburger Senat“ mit abgebrannt.

Ein unfreiwilliger Humorist aus dieser schweren Zeit der Not ist auch der vormalige Hamburger Bänkelsänger F. C. Werber, der damals ein „Brand-Lied“ — — „dichtete“. Es erschien bei F. Kahlbrock Wwe. am Grünenvorod No. 52 und möge zur Erheiterung mitgeteilt werden.

G e d i c h t.

Hört, ihr Freunde, was geschehen
An der schönen Elbe Strand!
Ach, ein Unglück, das geschehen
Nie so groß das Vaterland,
Macht jetzt in Europa's Zonen (!)
Lebhaft das Interesse wach;
Ja, sogar auf Königsthronen
Denkt man diesem Unglück nach. (!)

Kaum lag noch die Stadt im Schlummer
In der Nacht zum 5. Mai,
Da erwachte Not und Kummer,
Denn ein Feuer, fesselfrei,

Brach um eins in einem Hause
Unverhofft als schnell sich Bahn,
Daz in slackendem Gebrause
Bald die Flamm' stand himmelan.

Schon der Trümmer viele decken
Einen großen Teil der Stadt,
Von der Arbeit, von dem Schreden
Sind fast alle Kräfte matt.
Da gewinnt das Umsichgreifen
Dieses Brandes größtes Spiel,
Den Turm St. Nicolai streifen
Flämmchen ohne Maß und Ziel. (!)

Auch St. Petri's Kirchgebäude
Mit dem schönen Glockenspiel,
Das man oft gehört zur Freude,
Stand an des Verderbens Ziel. (!)
Ein Mal und zum letzten Male
Grüßt es noch vom Turme her
In dem lieblichen Chorale:
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“

Endlich läßt es nach, das Feuer,
Und der Mensch faßt Zuversicht.
Die Verwüstung ungeheuer,
Läßet sich beschreiben nicht.
Hamburg an der Elbe Auen
Stellt jetzt dar ein gräßlich Bild,
Doch es ward im Gottvertrauen
Jedes Elend bald gestillt.

Auch die vielen „Fahrmarktlieder“ und die
früher auf dem Hamburger Dom und dem „Lämmer-
markt“ als Sehenswürdigkeiten gezeigten gräßlichen
„Moritat-Abbildungen“ rohester Art geben trotz der

traurigen Dinge, die sie besingen und darstellen, sehr oft durch ihre unfreiwillige Komik genügenden Anlaß und Grund zu lebhafter Heiterkeit. So beispielsweise folgendes Terzett, das von der Ermordeten, dem Mörder und dem Vater des Mörders gesungen wird. Die grausige Moritat geschah in der Nacht vom 22. Januar 1797 auf dem Schaarmarkt, wo ein junger Mensch mit Namen Franz Jochen Vack seine „Braut“ ermordete. Diese Braut singt wörtlich:

B r a u t :

„Der Mörder grif mich an
Ich sang zu seinen Füßen,
Was hab ich denn gethan?
Der mir den Leib zerissen?
Mein Blut floß strömentweis
Diß that er nur zum Fleiß!“

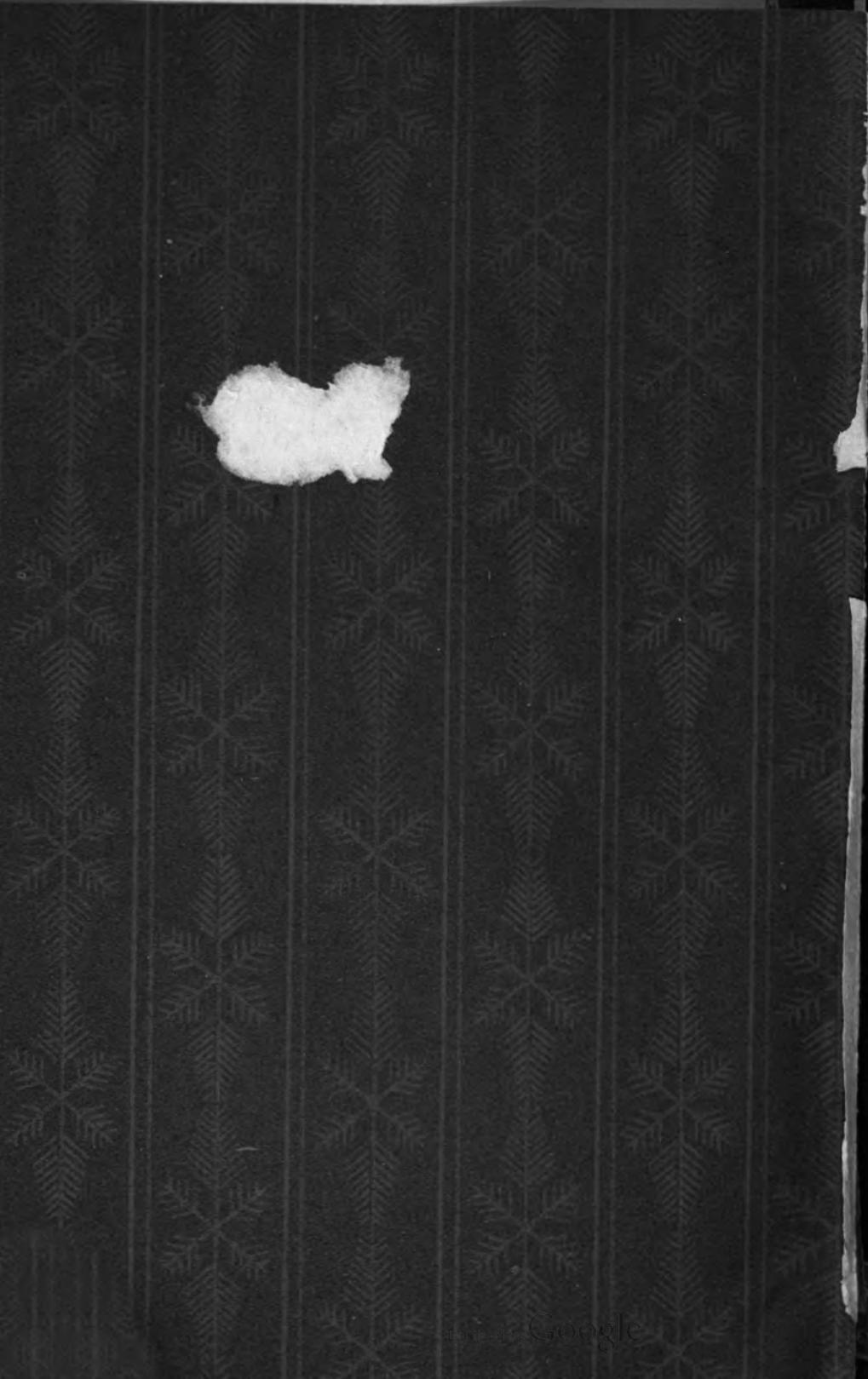
M ö r d e r :

„Was hab ich denn gethan?
So schreitet meine Seele.
Nun kam die Wach heran:
Den Frebler hier zur Stelle,
Dem Mörder, wo ist er?
Sprach hier der Officier!“

B a t e r :

„Was, ist mein Sohn ein Mörder worden?
O Frebler, was hast Du gethan!
Du trittst ja in des Cain's Orden,
Der seinen Bruder Abel fand
Und brachte ihn um vor Gottes Hand.“





Digitized by Google

HEART

Digitized by Google

